L. g.
o. 6
4774

2064

Erzählungen
und
Novellen,
von
Friedrich Christian Laukhard.

H. F. G.

Erstes Bändchen.

I) Lelio Bernini und Adela.

II) Der Schlapp=Ohr, eine Volkssage in der Pfalz.

III) Hannchens Reise ins Hospital, oder Geschichte einer Händelmacherin.

IV) Die Schatzgräber, eine Spitzbubengeschichte.

BIBLIOTHECA
GOTHAE REGIAE
DUCALIS

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngern.

1800.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

An die Leser.

Ich liefre hier ein Bändchen kurzer Geschichten, deren jede ein Ganzes ausmacht, und dern einige (schon gleich die erste) ein beträchtlich starker Roman hätten werden können. Das Publikum — ich verstehe hier nur die Leser darunter, nicht aber die Kunstrichter — hat bisher meine Siebensachen ziemlich gütig aufgenommen; und diese haben immer einen Abgang gefunden, dessen sich

mancher meiner Herren Konfratern, zu nel-
cher Gattung von Schreibern er auch geh-
ren mag, sich nicht schämen dürfte: und dies-
ser geringe, ja, selbst, wenn man will, zwey-
deutige Beyfall macht, daß ich noch immer
fortschreibe, so sehr auch gewisse Recensenten
sich über meine Arbeiten lustig machen mgen.

Es ist auch beynahe nicht möglich, daß
ich bey Recensenten Gnade finden sollte. Man
bedenke nur, was ich in meinen Annalen
der Universität zu Schilda von Herrn
Meusels Verdiensten um diese Unversität
gesagt habe, und setze dazu, daß Herr Meu-
sel der Redacteur der Erlanger Recensions-
fabrik ist, und frage dann noch, ob mein
Buch glücklich genug habe seyn können, in

dieser Zeitung gelive wegzukommen? Eben dieses gilt von der deutschen Bibliothek, und von den Rintler Annalen, kurz, von allen gelehrten und ungelehrten Kritiken, die auf Universitäten gemacht, oder von Universitätsmännern besorgt werden. So lange noch zünftige Leute über Geistesprodukte urtheilen, werden diese Urtheile immer partheyisch, schief und grob ausfallen. Ich kenne die Herren; und daß ich sie ziemlich genau kenne, beweisen meine Annalen von — Schilda.

Doch was kümmern sich meine Leser um die Recensenten! Die wenigsten wissen kaum, daß es Recensenten in der Welt giebt, und noch wenigere, was diese Herren und Herrlein für ein Ding seyn mögen. Also nur noch

ein Wort von den hier gelieferten Erzählungen.

Die erste ist mein Erfindung. Ich wollte vor einiger Zeit eine Komödie schreiben, und ersann ein dieser Erzählung ähnliches Sujet. Ich fand aber bald, daß ich zu schwach war, für das Theater zu arbiten, und verwandelte das Sujet in eine Novelle. Der Stoff aber ist, nach meiner Meynung, für ein gutes Schauspiel noch immer schicklich.

Die zweyte ist eine Volkssage, die in der Gegend, wo ich zu Hause bin, sehr bekannt ist, und die mir in meiner Kindheit oft Zeitvertreib und Spas gemacht hat. Ich habe das Ding so nach meiner Art bearbeitet; und gefällt es: so liefre ich noch eins derglei-

chen vom Muhkalb, und die Lebensgeschichte des Quarkhans.

Die dritte ist eine Zusammenstellung mehrerer wahren Vorfälle, die ich selbst erlebte, und die ich in eine zusammenhängende Geschichte gebracht habe. Ob der Versuch gelungen sey, überlasse ich dem Geschmack der Leser.

Die vierte Erzählung ist eine nach allen ihren Theilen wahre Geschichte. Sie kann dazu dienen, den Aberglauben zu vermindern, und die Spizbübereyen der Geisterseher, Schatzgräber und andrer Irrlichter dieser Art, näher kennen zu lernen.

Dieses habe ich statt der Vorrede sagen wollen. Mein Herr Verleger will auf die

Herbstmesse ein zweytes Bändchen dieser Art folgen lassen. Wenn dieses erste nicht misfallen sollte: so versichere ich schon im Voraus, daß das folgende zweyte, und vielleicht noch mehrere gewiß auch gefallen werden. Geschrieben zu Halle, am Karfreytag, 1800.

Fr. Chr. Laukhard.

Inhalt.

1) Lelio Bernini und Adela.

Erster Abschnitt. Wenn man den Bogen zu stark spannt, bricht er. 3

Zweyter Abschnitt. Wie in der Kirche nicht alles betet, so sündiget auch nicht alles im Bordel. 16

Dritter Abschnitt. Was nicht alles in die Queere kommen kann! 27

Vierter Abschnitt. Wein ist nicht immer der Schlüssel zur Wahrheit. 42

Fünfter Abschnitt. Heiliger Gold-Hunger, wozu du die Sterblichen nicht drängst! 57

Sechster Abschnitt. Selig, wer nichts erwartet: denn ihm wird nichts fehlschlagen! 62

Siebenter Abschnitt. Wenn man Jagd auf Hasen macht, stößt man oft auf Rehe! 71

Achter Abschnitt. Recht thun und edel seyn und gut, ist mehr als Geld und — Adel! 83

Neunter Abschnitt. Wer Vögel fangen will, werfe nicht mit Knitteln drein! 92

Zehnter Abschnitt. Wo wird Fabel zur Wahrheit, oder Wahrheit zur Fabel — in Romanen oder Postillen? 101

II) Der Schlappohr.

Erster Abschnitt. Nun tadle man noch den Landsturm! 117
Zweyter Abschnitt. Was Verwöhnung nicht thut! 124
Dritter Abschnitt. Wer gern tanzet, dem ist bald gegeiget; aber auf Tanzen folgt nicht selten Hinken. 131
Vierter Abschnitt. Wenn doch alle Trunkenbolde sich witzigen ließen, wie hier der — Hans! 138
Fünfter Abschnitt. Hocus Pocus herrscht in der Phantasienwelt, wie in der Sinnenwelt. 147
Sechster Abschnitt. Die bunte Welt ist nicht immer die beste, noch weniger die glücklichste. 156
Siebenter Abschnitt. Ein jeder hat sein Steckenpferd, sogar ein Kobold! 170
Achter Abschnitt. Wenns doch der Künstler mehr gäbe! 187
Neunter Abschnitt. Hätten Sie es anders gemacht, meine Schöne? 197
Zehnter Abschnitt. Gebratene Tauben von der Art — Schade, daß es die nicht öfter giebt! 208

III) Hannchens Reise ins Hospital.

Erster Abschnitt. Da freilich hätte auch ein Basedow zurückstehen müssen! 219
Zweyter Abschnitt. Immer besser! 226
Dritter Abschnitt. Das kömmt vom Pfuschern! 233
Vierter Abschnitt. Kömmt Zeit, kömmt Rath! 243

Fünfter Abschnitt. So gehts, wenn das Herz die Hände locker macht! 250
Sechster Abschnitt. Mit solchen Angeln fängt man solche Fische! 257
Siebenter Abschnitt. Der Rath der Bösen besteht nicht immer blos aus Ministern. 269
Achter Abschnitt. Schürzen und Punsch vermögen oft mehr als Uniform und Degen. 274
Neunter Abschnitt. Auch die honigreichste Biene hat ihren Stachel. 284
Zehnter Abschnitt. Alter hilft vor Thorheit nicht! — Aber vor der List eines Verschmizten — was hilft da der Jugend? 290
Eilfter Abschnitt. Was ist oft listiger als der Zufall! 299
Zwölfter Abschnitt. Laßt mir die Gesalbten gehen! 306
Dreyzehnter Abschnitt. So rachsüchtig ist doch weder Brumbey noch Jänisch. 315
Vierzehnter Abschnitt. Wenn es der Art Verschmizten nur erst mehr giebt, dann ist ein Robespierre und ein Pitt überflüßig! 322
Funfzehnter Abschnitt. Zu solchen Männern gehören solche Weiber! 329
Sechszehnter Abschnitt. Auch tiefe Brunnen kann man ausschöpfen. 339
Siebzehnter Abschnitt. Wozu jezt noch ein Teufel! 346
Achtzehnter Abschnitt. Wie die Arbeit, so der Lohn! 355

IV) Die Schatzgräber.

Erster Abschnitt. Wenn es an Höfen und Pfarrereyen noch Nacht ist: wie kann es Tag in Hütten seyn! 369

Zweyter Abschnitt. Wo das Interesse den Opponenten macht, hat die Vernunft übel disputiren. 375

Dritter Abschnitt. Neugierde, von Kurzsichtigkeit, Trägheit und Habsucht getrieben, wohin treibst du die Menschen! 384

Vierter Abschnitt. Wer mit dem, was er hat, nicht zufrieden ist, trachtet nach Luftschlössern; und schon ein Schritt näher dahin entzückt ihn, wie ein Kartenhaus das Kind. 392

Fünfter Abschnitt. Wenn doch die Projectsüchtigen Menschen an Gellerts Milchmädchen denken wollten! 404

Sechster Abschnitt. Was auch der Durst nicht thut! 414

Siebenter Abschnitt. Man puzt die Lichter, um heller sehen und alles unterscheiden zu können. Läßt man die Köpfe ungepuzt: dann gehts wie hier! Nun tadle man Aufklärung noch! 419

I.

Lelio Bernini und Adela.

Eine Erzählung.

Lelio Bernini und Adela.

Erster Abschnitt.

Wenn man den Bogen zu stark spannt, bricht er.

Lelio Bernini, der einzige Sohn eines sehr reichen und angesehenen Ritters aus Ancona, studierte zu Rom unter der Aufsicht eines Abbate. Der Abbate war ein sehr rechtschaffner und gelehrter Mann; aber auch überaus streng und gesetzlich. Lelio's Vater, der alte Fausto Bernini, wollte es so: denn er selbst war in seiner Jugend ein lockerer Wüstling gewesen, und schrieb die Ausschweifungen, welche er zu der Zeit begangen hatte, dem Mangel an einem strengen Hofmeister zu. Der Seinige hatte ihm immer und überall nachgegeben, und seine Nachsicht oft so weit ausgedehnt, daß er sich herabließ, ihm seine tollen Streiche fördern zu helfen.

Abbate Branzi also war ein sehr strenger Aufseher. Er erlaubte seinem Zögling beynahe gar kein Vergnügen, saß selbst immer über den Büchern und der junge Lelio mußte auch so sitzen und Tag für Tag weitläufige Vorlesungen über die Moral anhören. Wenn dem eingesperrten Lelio es ja einfiel, Gesellschaften zu besuchen oder spazieren zu gehen: so begleitete ihn der Abbate und vermied jede Gelegenheit, wo der Unerfahrne etwas Böses hätte sehen oder hören können.

Die Bücher, welche Lelio lesen durfte, waren alle vom Abbate vorgeschlagen, folglich alle sehr ernsthaft; und selbst zur Erholung wurde nichts gelesen, als Virgil, Tasso, Dante und andre, die aber nur in diesem Geschmack seyn durften.

Ob nun gleich Lelio in einer der üppigsten und volkreichsten Städte Italiens erzogen wurde: so war er doch mit der Welt nur aus Büchern bekannt geworden, und hatte in aller Unschuld sein vier und zwanzigstes Jahr angetreten.

Der Abbate indessen war wegen seiner Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit dem vortrefflichen

Cardinal Quirini, Bischof zu Brixen, bekannt geworden; und dieser ertheilte ihm den Ruf als Lehrer der Geschichte auf seinem wohlthätigen Institute. Dieß nöthigte den Abbate, seine Hofmeisterstelle aufzugeben, und er that es auch in der völligen Ueberzeugung, daß sein Zögling hinlängliche Stärke besitze, jeder Verführung auszuweichen; und diese Stärke schrieb er besonders seinen moralischen Vorlesungen und seinem eignen Beyspiel zu.

Lelio hatte aber damals seine Studien noch nicht ganz geendiget, und mußte noch ein Jahr in Rom zubringen. Sie brauchen keinen Hofmeister mehr, sagte der Abbate: Sie sind nun ein vollkommner Jüngling: Sie haben gefunden, wie angenehm die Tugend ist; und da Sie überzeugt sind, daß das Laster gerade das Gegentheil der göttlichen Tugend ausmacht: so verabscheuen Sie es schon zu sehr, um ihm jemals anzuhängen, wenn Sie es gleich noch nicht kennen. Lelio bejahte das alles, und war heimlich froh, in Zukunft keinen Hofmeister mehr um und über sich zu haben.

Der Abbate hatte zwar, troz aller strengen Aufsicht, den jungen Ritter immer gut und vä-

terlich behandelt, nie ein bitteres Wort gegen ihn ausgestoßen, noch weniger das geringste Unrecht ihm je zugefügt; aber Lelio fühlte doch den Zwang, den ihm die Hofmeisterschaft auflegte, und sehnte sich nach Freyheit, wenn er gleich auch nur einen ganz dunkeln Begriff von ihr haben mogte.

Der alte Ritter bedaurte zwar, daß der Abbate, der treue Mentor seines Sohnes, diesen jezt verlassen wollte; aber er traute dessen Versicherung, daß Lelio keine Gefahr mehr laufe, verführt zu werden, und beruhigte sich. Zum Ueberfluß aber, wie er dachte, schrieb er doch noch einen Ermahnungsbrief an Lelio voll von Gemeinsprüchen. Der Brief wirkte, wie die moralischen Lectionen des Abbate. Lelio beschloß schon, zu versuchen, wie es ihm seyn mögte, wenn er seine Freyheit haben würde.

Der Abbate zog ab, und noch aus dem Wagen rief er seinem Eleven den goldnen Spruch zu:

Quicquid agis, prudenter agas et respice finem! *)

---

*) Handle in allen Stücken klug, und sieh immer auf den Ausgang deiner Unternehmungen.

Lelio, fest überzeugt, weder Dummkopf noch unwissend zu seyn, empfand beym Anhören der lezten Ermahnung seines Freundes jenes Vergnügen, das jeder empfindet, welchem man eine Regel giebt, von der er glaubt, daß er sie forthin eben so wenig übertreten werde, als er sie bisher übertreten habe.

Der Abbate war also abgezogen. Die Zimmer wurden unserm Lelio zu enge, die Zeit Sterbenslang. Er nahm den Cicero zur Hand, den er sonst unter der Leitung seines Mentors so gut verstanden hatte; aber nun verstand er auch keinen Perioden mehr. Er sah in den Virgil, aber in jedem Verse fand er Dunkelheit.

Camillo, Lelios treuer Bedienter, der sonst alle Befehle vom Abbate zu erhalten pflegte, suchte sie nun bey dem jungen Herrn. Aber der junge Herr wußte ihm nichts aufzutragen, als daß er das Essen holen sollte. Camillo holte das Essen; aber Lelio hatte keinen Appetit. Nach Tische brachte Camillo die Schokolade. Lelio schlürfte eine halbe Tasse herunter, und ließ die übrige wegtragen.

Gegen Abend, als die Hitze sich gelegt hatte, ging er spazieren; aber alles war ihm so todt! Er schlenderte in den Garten Pamfili, wo

ihm der Abbate die Kräuterkunde sonst zu erläutern pflegte; aber heute konnte er kaum die Malve von der Afrikane unterscheiden.

Abends hatte er wieder keinen Appetit, und die Nacht welzte er sich schlaflos hin und her. Dieser Zustand quälte den Verlaßnen mehrere Tage. Ihm ward bange. Endlich eines Tages früh ging er mit seinem Camillo zu Rathe; und auch dieser fürchtete für die Gesundheit seines Herrn. Voll des regsten Mitleids rieth er also zu einem Arzte, lief auch wirklich fort, ohne erst den Befehl seines Herrn abzuwarten, und brachte den berühmten Serini, Leibarzt seiner damaligen Heiligkeit, des Papstes und mehrerer gepurpurten Eminenzen. *)

Der Aeskulap untersuchte den Puls, besah die Zunge, und fand die Lage des jungen Herrn bedenklich. Nun gings an ein Receptschreiben, und der treue Camillo mußte täglich an zehnmal nach der Apotheke.

Lelio fühlte sich immer schlimmer, wenn gleich der Doctor versicherte, daß er sich bessere,

---

*) Cardinäle. Sie tragen den Purpur, weil sie sich einbilden, königlichen Rang zu haben. So demüthig sind die Diener des Servus servorum Dei!

und daß die Krankheit — durch die Hülfe der Arzneymittel — schon gehoben worden sey gleich im Kommen. Einnehmen indeß mußte der Patient doch noch, und endlich mußte er gar das Bette hüten: denn des Doctors Klystiere, Pulver und Vomitive, nebst der Diät bei Habergrütze und Brodtwasser hatten ihn ganz abgemattet.

Indessen bemerkte einer der Professoren, daß Lelio Bernini, sein sonst fleißigster Schüler, nicht mehr in die Lehrstunden kam. Er erkundigte sich also nach ihm, und erfuhr, daß er krank sey. Er besuchte ihn, und fand bald die Ursache der Krankheit. Der Mann war viel mit Menschen umgegangen, und hatte die Welt genossen. Er kannte die eingezogene Lebensart', wozu der Abbate den Lelio gezwungen hatte, und schloß nicht unrecht, daß Mangel an der angewöhnten, mechanischen Beschäftigung, und Unbekanntschaft mit neuer und zerstreuender diese Veränderung bewirkt hatte.

Eben als Herr Maretto, — so hieß der Professor — bey dem Ritter war, kam Camillo mit einem Klystier, welches der Doctor befohlen hatte recht warm anzubringen.

Lassen Sie das Klystier, sagte der Profes= sor, und stehen Sie auf! Es ist ein schöner Morgen: ich dächte, wir gingen spazieren! Hier in der Nähe ist das Rosario Gualdi, wo eine Promenade von einer halben Stunde Ihrer Gesundheit zuträglicher seyn wird, als alle Klystiere, Purganzen und Brechmittel.

Lelio hatte Mühe, dem Professor nachzuge= ben: denn er befürchtete, seiner Gesundheit zu schaden, wenn er sich nicht strenge an die Gese= tze seines Arztes hielte. Indessen hatte er viel Achtung für den Professor, und entschloß sich end= lich, mitzugehen. Das Rosario Gualdi ist einer der vornehmsten Spaziergänge Roms, wo man fast immer Menschen antrifft, und wo man sehr krank oder schwermüthig seyn muß, wenn man sich nicht zerstreuen wollte.

Lelio ward in der frischen Luft nach und nach munter, vergaß allmälig seine Krankheit, und fand an dem aufgeweckten Gespräch seines Ge= sellschafters und einiger andern jovialischen Leute, welche sie da antrafen, bald Geschmack. Sei= ne Unerfahrenheit hinderte ihn zwar, an der Unterhaltung wirklich Theil zu nehmen; aber er hatte doch Wohlgefallen daran und sah

heute das erstemal, daß andre Leute unterhaltender reden konnten, als der, welchen er bisher für den allerklügsten Mann gehalten hatte, sein Abbate.

Vergnügt kam er auf sein Zimmer zurück, fühlte Appetit, ließ sich Essen holen; und da er gerade nach Sallat lüstern war, befahl er, daß Camillo ihm Sallat mit Rehbraten bringen sollte. Als er im besten Essen begriffen war, trat der Herr Doctor herein, und als dieser ungesehen bemerkte, daß Lelio eben ein Stück Rehbraten zum Munde hereinschob, und eine starke Gabel Sallat nachschickte: da rief er aus: Proh Deûm atque hominum fidem! Herr, was machen Sie da? Wollen Sie sich selbst umbringen? Haben Sie des schon viel gegessen?

O ja, erwiederte Lelio: es hat mir geschmeckt?

Geschmeckt? O geschwinde nur ein Emetikum, oder Sie sind in einigen Stunden ein Kind des Todes!

Ein Brechmittel? Ich? —

Ja, ja, ein Brechmittel, Herr, ein Brechmittel, oder Sie fahren ab, so gewiß als ich

eine graduirte Person bin! Also nur geschwind eingenommen!

Das werde ich bleiben lassen: ich fühle mich ganz wohl!

Sie müssen, Herr, Sie müssen!

Will doch sehen, wer mich dazu zwingen soll!

Ich, Herr, Ich, der Doctor! Als Doctor hab' ich meinen Kranken vorzuschreiben.

Gehorsamer Diener!

Camillo, komm' Er her: halt' Er seinen Herrn, daß er einnimmt: sein Herr ist sonst ein Kind des Todes!

Camillo: Werthester Herr, nehmen Sie doch ein!

Lelio: Geh Camillo! Laß mich in Ruhe!

Der Doctor: (zu seinem Lakayen, der eben hereintritt) Hieher Freund, helf Er den Herrn halten.

Der Lakay: Sie wollen ihm doch keinen Zahn ausnehmen?

Der Doctor: Er muß einnehmen: Brechwasser muß er nehmen, sonst ist er (er sieht nach der Uhr) um sechs Uhr todt, mausetodt: das kann ich prophezeien.

Camillo: Ach, liebster Herr, dann nehmen Sie doch das Wasser!

Der Lakay: Ja, nehmen Sie's! Es sollte mir wahrlich leid thun, wenn so ein junges Blut sterben sollte.

Der Doctor: Ja, machen Sie, nehmen Sie ein, Herr!

Lelio: (lacht) Mein Gott, ich glaube, Herr Doctor, Sie spaßen, oder haben heute früh in der Apotheke —

Der Doctor: Zu viel Aquavit getrunken? Nein Herr, ich bin noch nüchtern, wenigstens nüchtern genug, um Ihnen heilig zuzuschwören, daß, wenn Sie nicht einnehmen, Sie gewiß noch heute abfahren. — Allons, Camillo, greift zu: ich befehl' es als Arzt: denn, seht, stirbt Euer Herr, so kommt Ihr als Mörder in die Untersuchung, und Ihr werdet gehenkt!

Camillo: Mit Erlaubniß mein bester Herr! (Er greift Lelion oben an.)

Der Lakay: Auch mit Erlaubniß! (Er greift ihn gleichfalls an.)

Der Doctor, als er sah, daß Camillo und der Lakay Lelion fest hielten, näherte sich gravitätisch und goß ihm, freilich mit Mühe, und

so daß er ihm, wie man kleinen Kindern thut, die Nase zuhalten mußte, eine derbe Portion Brechwasser ein.

Als dieß geschehen war, ließen die Diener ihren Herrn fahren; der Herr aber schimpfte fürchterlich, und drohte Beyden, sie aus dem Dienst zu jagen. Sie stellten sich nun weinerlich und betheuerten, daß alles blos aus Liebe zu ihm, und aus Begierde, ihn nicht sterben zu sehen, geschehen sey, so, daß er endlich selbst lachen mußte. Der Doctor befahl indeß, dünnen Kaffee nachzutrinken, und zog ab.

Es verging kaum eine halbe Stunde, als das eingezwungene Brechwasser den Lelio so wirksam angriff, daß es schien, als wolle er allen Inhalt seines Bauches ausschütten. Camillo lief eiligst zum Doctor; und da er diesen nicht zu Hause traf, holte er einen andern. Dieser gab dem Würgenden etwas zur Hemmung der Vomition ein, und misbilligte das Verfahren des Doctors Serini.

Nun schwur Camillo, den Doctor mit Hunden hinauszuhetzen, sobald er wieder kommen würde. Dieser aber bekam Wind von dem

bevorstehenden Traktament, und dankte für alles Weitere.

Der Professor Maretto kam den folgenden Tag wieder, den Lelio zum Spaziergang nach dem Rosario Gualdi abzuholen. Er hörte von der Kur des Doctors und lachte herzlich. Endlich aber rieth er dem unerfahrnen Lelio, alle Doctoren fahren zu lassen, und lieber das Geld in eine muntere Gesellschaft, als in die Apotheke zu tragen.

Lelio befand sich in einigen Tagen völlig gesund und munter. Er freute sich in Gesellschaften, und war in kurzer Zeit mit einem Haufen junger Leute seines Alters bekannt, welche ihn da und dorthin mitnahmen, und ihm mehr Zerstreuung verschafften, als er gerade zur Erholung oder zur Gesundheit bedurfte.

Der Professor Maretto warnte zwar den jungen Mann vor allzugroßer Bekanntschaft, und noch mehr vor der zu großen Vertraulichkeit mit jungen Leuten ohne festen Karakter. Aber Lelio fühlte sich ja stark genug, selbst zu gehen! Es verdroß ihn daher, daß der Professor gewissermaßen ein Abbate Branzi seyn wollte; folglich ging er ihm aus dem Wege; und Ma-

retto hatte zu viel zu thun, als daß er den jungen Ritter oft hätte aufsuchen können. Sie sahen sich also nur selten, und wenn es geschah, so war die Unterhaltung kurz und betraf meistens nur was Litterärisches.

Zweyter Abschnitt.

Wie in der Kirche nicht alles betet, so sündiget auch nicht alles im Bordell.

Lelio hatte, wie erwähnt ist, starke Bekanntschaft unter den jungen Leuten, die sich zu Rom aufhielten, theils wegen des Studierens, theils aus andern Gründen. Es war darum kein Wunder, besonders da er von Natur sehr nachgiebig war und jedem Eindruck offen stand, daß er auch alles annahm und mitmachte, was seine Bekanntschaften trieben. Mit dem Engländer und Deutschen gewöhnte er sich ans Trinken; mit dem Franzosen trieb er allerley unbesonnene Streiche; und den Italiäner begleitete er zu feilen Dirnen,

Da Lelio Geld hatte, so fehlte es ihm nicht an Mitteln und Gelegenheit, das lustige Leben fortzusetzen. Wirklich ward er in kurzer Zeit ein vollkommener Wüstling, und er würde es ohne Zweifel geblieben seyn, wenn er nicht durch einen Spaziergang ins Bordell auf andere Wege gekommen wäre.

Unter den vielen öffentlichen Häusern der feilen Wollust, wovon der heilige Vater von jeher starken Tribut zog, war eins, wo man freilich mehr als in jedem andern bezahlen mußte, wo man aber auch allemal die schönsten Mädchen der feilen Classe vorfand. Dieses Haus besuchten daher blos reiche Leute, Nepoten des Papstes und der Cardinäle, Prinzen, reiche Fremde — und dann auch zuweilen unser Lelio Bernini.

Der Wirth dieses berüchtigten Hauses, der Bosselli hieß, hielt viel auf den Ritter, weil weil er immer sehr gut bezahlte, und oft ganze Tage und Nächte in dem lüsternen Hause zubrachte.

Eines Abends kam er dahin in Gesellschaft einiger jungen Herren, fest entschlossen, die

Nacht daselbst zuzubringen und sich von feilen Mädchen bedienen zu lassen.

Boffelli zog ihn auf die Seite. Herr, sagte er, droben hab' ich etwas Extrafeines: das ist so was für Sie — ganz frisch! Schwören wollt' ich drauf, daß da noch alles ist, wie von Mutterleibe. Ich habe sie noch Niemanden angewiesen: Sie sind der Erste, der sie hier sehen soll. Aber einen so guten Kunden wie Sie sind, muß man auch schon zu versorgen wissen: nicht wahr?

Lelio: Versteht sich! Hast aber wohl wieder so eine Gassendirne, wie neulich, wo ich auch wunder glaubte, welcher Signora ich die Aufwartung gemacht hätte, und siehe da, es war ein Nachtstück von San Maria Maggiore!

Boffelli: Ah, das war ein andrer Fall! Ich war damals benebelt, und brachte Sie nur ins unrechte Zimmer. Haben Sie nicht den folgenden Tag eine recht artige Signora vorgefunden?

Lelio: Das ist wahr! Laß es auch jezt nur gut seyn, und führe mich hin!

Boffelli: Gleich! Aber hören Sie erst, Herr Cavaliere! Sie müssen nur etwas fein zu Werke gehen: das Mädel ist so mit List hieher

gebracht worden, und versteht das Gewerbe noch nicht so recht. Also nur behutsam, und nicht so geradezu, wie Ihr Herren sonst so gewohnt seyd. Doch Sie sind ein hübsches, schmuckes Herrlein, und werden 's schon machen und dem Starrköpfchen mit Glimpf beykommen.

Nach diesem Unterricht führte Signor Bosselli seinen Gast die Treppe hinauf, öffnete eine Thüre, drückte ihn sanft hinein und schloß hinter ihm wieder zu.

Zwey Lichter erleuchteten das Zimmer. Auf der linken Seite stand ein Ruhebette, und rechts saß ein Frauenzimmer in der Ecke, das Gesicht hinter einem Tuche verbergend und schluchsend.

Lelio näherte sich der Schluchsenden, und wollte ihre Hand fassen: sie stieß ihn zurück. Dergleichen war er in einem solchen Hause nicht gewohnt, oder vielmehr, er war es an Frauenzimmern gar nicht gewohnt. Er hatte noch mit keiner, als feilen Umgang gehabt. Mit honnetten Damen oder Mädchen in Ehren umzugehen, hatte ihn sein Abbate nicht gelehrt.

Da stand nun Herr Lelio und wußte nicht, was er machen sollte. Eine Viertelstunde stand

er wie unbeweglich; dann bückte er sich wieder ganz piano und griff nach der schönen Hand der Traurigen. Ein sehr unsanfter Stoß bewies ihm, daß er nicht willkommen kam.

Dieß pikirte seinen Ehrgeiz. Er schlang seinen Arm um den Nacken der gepriesenen Schönheit. Diese sprang auf, und enteilte seiner Absicht.

Ach Gott, rief die Eingesperrte: warum sind die Fenster vergittert, daß ich mich nicht hinabstürzen und so meine Ehre retten kann!

Lelio: Signora, warum fürchten Sie sich? Ich bin ein Mann von Ehre, und werde Sie nicht beleidigen. (Er nähert sich ihr von neuem.)

Mädchen: Zurück Verführer! Ein Mann von Ehre —

Lelio: Signora, fassen Sie sich: so wahr Gott ist, ich kränke Sie nicht!

Mädchen: So entfernen Sie sich augenblicklich: ich kann ohne Schande in diesem Hause mit einem Manne nicht allein seyn.

Lelio: (gesezt) Signora, ich wiederhole es: ich bin ein Mann von Ehre, und werde Sie nicht beleidigen. Ich gehe, aber vielleicht

kommt bald ein Anderer, der Ihnen mehr Vergnügen machen wird. (Er will gehen.)

Mädchen: Ach, wenn Sie ein Mann von Ehre sind: so bleiben Sie Signor, und retten Sie mich!

Lelio: (reicht ihr die Hand.) Ja, ich rette Sie, Signora, wenn Sie es verdienen, daß ein Mann von Ehre sich Ihrer annimmt.

Mädchen: O Gott, wie tief bin ich herabgesezt und doch bin ich unschuldig und rein, wie Thauperlen auf der Rose. (Sie weint)

Lelio: (gerührt.) Nun, wie kamen Sie denn her? Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Signora! Sagen Sie mir, wie kamen Sie in dieses Haus?

Mädchen: Ich will Ihnen alles erzählen! Ich bin die Tochter eines Chirurgus von Narni. Meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war, und mein Vater brachte mich nach Rom zu seiner Schwester, welche hier Putz für die vornehmen Damen macht. Diese Frau ließ mir eine anständige Erziehung geben, und als ich größer ward, lehrte sie mich auch das Putzmachen, und wir nährten uns sehr gut davon: denn von meinem Vater, der arm ist, habe ich nichts

zu erwarten. Meine Muhme war mit allen hohen Häusern bekannt: sie besorgte die Arbeit, holte sie herbey und trug sie hin; ich aber blieb immer zu Hause, und versichre Ihnen, daß ich Rom fast gar nicht kenne, ohnerachtet ich hier auferzogen worden bin. Vor einigen Wochen ward meine Muhme krank, und konnte nicht mehr ausgehen, und nun mußte ich für die Arbeit sorgen, damit wir unsre Kunden nicht verlieren mögten. Ich kam also öfters aus, aber niemals hatte ich Ursache, meinen Ausgang zu bereuen, als gerade heute: denn erst diesen Morgen kam eine sehr gut gekleidete Frau zu mir auf der Straße, und sagte, daß eine fremde Dame ein Kopfzeug wolle und deswegen mit mir zu sprechen wünsche. Ich ging ganz unbefangen mit: denn solche Berufungen waren mir nichts neues. Sie führte mich durch verschiedne mir unbekannte Straßen, und brachte mich endlich in dieses Haus, ja, sogar auf dieses Zimmer.

Lelio: Und Sie gingen auch so mit?

Mädchen: Warum nicht? Woher hätte ich den geringsten Verdacht schöpfen sollen? Zudem bin ich ja mit der Welt, und mit der Art,

wie man die Unschuld verführt, ganz unbekannt. — Als ich nun auf diesem Zimmer war, ging die Frau hinaus, wie wenn sie die Dame rufen wollte. Aber statt der Dame kam der Wirth, und erklärte mir mit der schamlosesten Stirn und mit Worten — o, daß ich sie hören mußte! — mein gräßliches Schicksal. Ich weinte, fiel auf die Knie, und bath um Gottes und um der allerseligsten Jungfrau willen, mich gehen zu lassen; aber das Ungeheuer war taub bei meinen Bitten und Thränen, und versicherte, daß ich schon noch zufrieden werden würde, wenn ich dieses Leben nur erst gekostet hätte.

Lélio: Für Schwächlinge hat der Bube Recht. Nichts ist ansteckender als die niedre Wollust, sagte mein Abbate sehr oft; und endlich gefällt das Schlaraffenleben auch dem Freunde der Tugend. Der Weg auf den Wollust-Rosen führt nach und nach, selbst ohne daß man es merkt, in den Abgrund. — Aber, Signora, ist diese Ihre Geschichte auch wahr?

Mädchen: So wahr, als Christus, der Herr für uns gestorben ist! Ich habe Ihnen kein unwahres Wort gesagt.

Lelio: Nun, so haben Sie hier mein Wort: ich rette Sie, Signora!

Mädchen: (auf den Knieen.) O, mein Herr, wer Sie auch seyn mögen, Gott wird Sie belohnen! Aber eilen Sie: jeder Augenblick in diesem Hause ist vergiftet!

Lelio: Seyen Sie nur ruhig: ich werde den Wirth herauf rufen; seyen Sie aber in dessen Beyseyn still und heiter. Er muß nicht im mindesten merken, daß ich Sie wegbringen will. Meine Maaßregeln sind schon genommen.

Lelio klingelte, der Wirth erschien, und erhielt Befehl, für zwey Personen Abendbrodt zu besorgen. Der Schurke lächelte, und im Weggehen brummte er so für sich hin: „also schon richtig?“

Lelio suchte dem Frauenzimmer, welches noch immer zitternd mit Zweifeln kämpfte, Muth einzusprechen; aber sie versicherte, daß sie nicht eher ruhig werden würde, bis sie wieder in Freyheit wäre.

Endlich kam das Nachtessen, von einem Mädchen heraufgetragen, welches der schönen Adela — so hieß die Gefangene — zur neuen Schwesterschaft Glück wünschte. Die Unver-

schämte brachte noch allerhand Reden an, worüber Adela erröthete. — Nur noch eine acht Tage, mein Herzchen, sagte die Nymphe, und Du wirst nicht mehr roth werden, außer wenn Du dich schminkst. Leb' wohl!

Während des Essens, wobey Adela freilich wenig Lusten bewies, wurde die Unterhaltung etwas traulicher. Als sie fertig waren, klingelte der Ritter, und als der Wirth heraufkam, fragte er nach seiner Schuld. Es betrug zusammen zehn Scudi: denn der Bube hatte den Genuß des schönen Mädchens mitgerechnet. Lelio zahlte. Höre, sagte er jezt, was geb ich Dir Bosselli, wenn ich die Donna auf die Nacht mitnehme?

Bosselli: Herr Cavaliere, das geht nicht!

Lelio: Warum nicht? Ich zahle extra.

Bosselli: Wenn gleich! Die Donna ist frische Waare, und ein schöner Lockvogel: die muß mir noch manchen hübschen Scudo verdienen helfen. Sie mögte mir auch entwischen, und weg wäre der Verdienst! Wir müssen dem heiligen Vater gar viel abgeben, und daher sorgen, daß wir auch was zusammenschlagen. Ich ließe

die Donna nicht für 500 Scudi, Herr Cavaliere. *)

Lelio: Ich stelle Caution, daß ich Morgen früh die Donna wieder herschicke. Hier Bosselli, schau diesen Ring an: der ist tausend Scudi werth: willst Du mehr?

Bosselli: Nun gnädiger Herr, nun bin ich zufrieden. Nehmen Sie die Donna mit; aber für die Nacht meine zwanzig Scudi! Ich kann nicht anders, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Lelio: Hier ist Dein Geld im voraus. Nun laß nur einen Wagen vorfahren, daß wir bald fortkommen.

Wirth: Thut's schon wieder noth? Je nun, da steht ja ein Ruhebette! Doch auch ohne das geht es. Da ist der Beichtvater des Prinzen

---

*) Der Graf Radicati von Passerani wirft in seinen Briefen dem Papste vor, daß er jährlich 20,000 Dukaten vom Tribut der Bordelle zu Rom ziehe. Dieß Geld wird jedesmal zu uso santo, zu irgend einen heiligen Gebrauch verwendet. — Vespasianus soll Tribut auf die Privete gelegt, und zu seinem Sohn Titus, der ihm deshalb Vorwürfe machte, gesagt haben, indem er ihm eine Hand voll Geld unter die Nase hielt: lucri odor bonus ex re qualibet. Wer trieb aber wohl eine schändlichere Art zu gewinnen, der Statthalter Jesu Christi oder der heidnische Kaiser? —

Borgheſe, der machts ſein lebtage nicht anders.

Lelio: Mach', mach und ſorge für den Wagen!

Boſſelli: Gehorſamer Diener: er ſoll gleich da ſeyn. (Ab.)

Lelio: Wie niedrig der Menſch doch werden kann! Indeß Ihre Rettung iſt nahe.

Adela: Gott im Himmel, Signor, wie großmüthig ſind Sie! Sie ſind mein Retter, mein Befreyer! Wie ſoll ich Ihnen danken! —

Der Wagen blieb nicht lange, und Lelio und Adela ſtiegen ein.

Dritter Abſchnitt.

Was nicht alles in die Quere kommen kann!

Fahre nach der langen Straße, Kutſcher, rief Lelio, und halte da gerade gegen der Ignatius-Kirche über.

Der Kutscher hielt da, Lelio und Adela stiegen aus, und jener führte diese in ein großes Haus.

Logiren Sie etwan hier? fragte Adela.

Nein, meine Beste! erwiederte Lelio: Hier wohnt der Polizeymeister des Viertels: dem müssen wir die Sache vorstellen, damit der infame Kuppler bestraft werde, und ich meinen Ring zurück erhalte.

Adela ließ sich dieß gefallen und ging mit zu dem Polizeymeister, welcher anfänglich ärgerlich war, daß man noch so spät kam, ihn zu beunruhigen. Lelio aber kannte ihn, und redete mit solcher Wärme, daß gleich einige Häftlher oder Sbirri kommen mußten, den Bosselli auf zwey Monate bey Wasser und Brodt einzustecken, weil er ein Mädchen, ohne ihren Willen, zur Unzucht hätte anhalten wollen. Auch mußte er Lelios Ring herausgeben, und nur froh seyn, daß man ihm das Privilegium, feile Mädchen zu unterhalten, nicht ganz und gar nahm. *)

*) Das Privilegium, zu Rom Bordell zu halten, kostet 250 Scudi, an die Apostolische Kammer zu zahlen.

Es war schon sehr spät in der Nacht, als der Handel endlich geschlichtet war. Adela konnte jezt unmöglich noch zu ihrer Muhme kehren, weil diese in einem Hause wohnte, welches schon um zehn Uhr verschlossen und hernach nicht mehr geöffnet wurde. Sie entdeckte ihrem Begleiter ihre Verlegenheit. Dieser bath die Tochter des Polizeymeisters, das liebe Kind über Nacht behalten zu wollen: und Adela blieb bey der Signora Nanni. Signora Nanni forschte nach der innern Beschaffenheit des Bordels, wie wenn sie selbst Lust gehabt hätte, ihr Quartier dort aufzuschlagen. — Der Ritter aber begab sich vergnügt nach Hause, wie einer, der sich einer edlen Handlung bewußt ist.

Den folgenden Tag fand Lelio die schöne Adela auf der Straße mit rothgeweinten Augen. Sie erzählte ihm ihr Schicksal. Ihre Muhme, sagte sie, wolle sie nicht mehr aufnehmen, weil sie vorgäbe, es mögte ihrer Kundschaft Abbruch thun, wenn sie ein Mädchen, zumal ein verwandtes, bey sich hätte, das schon in einem berüchtigten Hause gewesen wäre.

Was werden Sie denn nun machen, schöne Adela? fragte Lelio.

Adela: Ich habe kein ander Mittel, als zu meinem Vater nach Narni zurück zu gehen.

Lelio: Warum aber bleiben Sie nicht lieber hier? Narni ist ja ein elender Ort.

Adela: Freilich, und mein Vater ist obendrein ein armer Mann.

Lelio: Je nun, so bleiben Sie hier, und machen Sie Putz!

Adela: Lieber Gott, ich habe keine Bekanntschaft, kein Geld —

Lelio: Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich schaffe Ihnen Kunden, und strecke Ihnen Geld vor, so viel Sie brauchen. —

Adela war zu naiv und zu unerfahren, als daß sie etwas Unanständiges in der Annahme des Anerbiethens des Ritters hätte finden sollen. Sie nahm also seine Unterstützung mit Dank an, und versprach, rechtschaffen zu arbeiten, damit sie in kurzer Zeit im Stande seyn mögte, für sich ohne Hülfe Anderer zu leben, und ihrem Erlöser seine Auslage zu erstatten.

Lelio logirte die Donna bey einer honnetten und in sehr gutem Ruf stehenden Witwe ein. Die Witwe machte gar keine Schwierigkeit, eine Putzmacherin in ihr Haus zu nehmen, wel-

che ihr von einem Manne empfohlen wurde, dessen Familie sie längst kannte, und der ihr selbst als ein junger Mann von Verdienst bekannt war. Donna Sposetti, — so hieß die Witwe — fand auch an ihrer Miethsmamsell bald Geschmack; und da sie eine weitläufige Bekanntschaft hatte: so verschaffte sie ihr in kurzer Zeit so viel zu thun, daß sie Beschäftigung vollauf hatte, und für alle ihre Bedürfnisse hinlänglich sorgen konnte.

Lelio besuchte die schöne Adela von Zeit zu Zeit. Im Anfange sah er nichts an ihr, als ein unschuldiges, schönes Mädchen, das er vom Untergang gerettet hatte. Und wenn er so die Rosen auf ihren Wangen und das Feuer, das aus ihren Augen strahlte, betrachtete, so sagte er voll edlem Stolz zu sich selbst: ich bin es doch, der gemacht hat, daß diese Rosen nicht verwelkten, daß dieses sanfte Feuer nicht verloschen!

Er sezte zwar noch immer sein lustiges oder wenn man lieber will, sein wildes Leben fort, besuchte Trinkgelage, that Lustreisen, frequentirte artige Nymphen; aber nirgends fand er Ruhe, nirgends wahres Vergnügen mehr. Nur die Ay-

genblicke, die er bey Adela verlebte, waren Wonne für ihn. Dann hatte sein sonst immer leeres Herz Gefühle, die er zwar noch nicht kannte, die ihn aber mit unaussprechlicher Wonne belebten.

Anfänglich war Lelio nur alle drey vier Tage einmal auf eine Viertelstunde zu Adela gekommen; nach und nach kam er öfter; und bald verging kein Tag mehr, wo er nicht wenigstens einmal gekommen und mehrere Stunden geblieben wäre.

Auch Adela fand an dem Umgang des Lelio unaussprechliches Vergnügen; sie schrieb es aber blos der Dankbarkeit zu, und war daher auch nicht auf ihrer Hut, gab auf ihr Herz nicht Acht und öffnete es jedem Eindruck von Lelio.

Lelio und Adela liebten einander schon aufs zärtlichste und feurigste, ohne es sich einander gestanden zu haben, ja, ohne es selbst recht zu wissen.

So standen die Sachen, als Lelio das Unglück hatte, bey einem Spazierritt den rechten Fuß zu brechen. Sein Wundarzt versprach ihm zwar, ihn bald und glücklich herzustellen,

indessen mußte er doch einige Zeit das Bette hüten, und konnte seine Adela nicht besuchen, wie vorher. Er schrieb ihr also folgenden Zettel:

Englische Adela,

Mein Beinbruch hat mir zwar viel Schmerzen gemacht, und sperrt mich auf lange Zeit ein, wie einen Gefangnen; aber das alles ist Kleinigkeit gegen den Verlust des himmlischen Vergnügens, Sie, herrliches Mädchen, zu sehen und zu bewundern. Ihr Herz mag Ihnen sagen, was ich leide; und wenn Sie dieses fühlen: so haben Sie Mitleid mit meinem trostlosen Zustand, und Sie besuchen mich. Ich fodre zwar sehr viel; aber, schönste Adela, wenn Sie mir meine Bitte nicht gewähren: so muß ich verzweifeln. Nicht körperliche Krankheit; nein, der Kummer über Ihre Abwesenheit wird mich tödten. Leben Sie wohl, meine Herrliche!

Lelio.

Adela empfing dieses Billet, und war nicht lange zweifelhaft, was sie thun sollte. Sie hatte Lelio's Unfall gleich erfahren, und manche

Thränen um ihn vergossen. Täglich erkundigte sie sich nach seinem Befinden, und war immer getröstet, wenn sie nur hörte, daß er sich bessere, und bald wieder öffentlich erscheinen würde. Mehrmals wollte sie sich zu ihm hinstehlen; aber eine gewiße Furcht hielt sie davon ab. Lelios Zettel besiegte indeß diese Furcht, und nun war ihr Anschlag gefasset.

Sie gab bey der alten Witwe vor, daß sie Arbeit wegtragen müsse, und ging in Lelios Wohnung, wo sie nach seinem Befinden fragte, und von dem Bedienten sofort zu dem Herrn selbst geführt wurde.

O, welche himmlische Güte, rief Lelio. — Schönste Adela, Sie haben meine Bitte erhört, Sie machen mich glücklich!

Adela: Meine Dankbarkeit gegen Sie, Signor, ist so groß, daß ich alles thun würde, was Sie von mir begehren: Sie verlangten aber meinen Besuch.

Lelio: Ach Adela, bloße Dankbarkeit ist es also, der ich das unschätzbare Glück, Sie zu sehen, verdanke? Ach, Sie tödten mich, Donna!

Adela: Gott, was kann Ritter Lelio von einem so armen Mädchen, als ich bin, mehr erwarten, als Dankbarkeit?

Lelio! Adela!

Adela: Sie erschrecken mich, Signor!

Lelio: Adela, kannst du ohne mich leben? Ist es dir möglich, froh zu seyn, wo ich nicht bin? Gefällt dir irgend ein andrer Mann besser als ich?

Adela: O Signor, wie Sie doch fragen! Ich schätze Sie höher, als alle Menschen, und sehe schon mit Angst dem Tag entgegen, wo Sie aus Rom ziehen und die arme Adela verlassen werden. Aber vergessen werden Sie mich doch nicht ganz: (Sie weint.)

Lelio: Weine nicht, Engel! Ich werde dich nie vergessen, niemals verlassen! Du bist mein: denn ich liebe dich; und wenn dich Liebe glücklich machen kann: so bist du das glücklichste Weib auf der Erde: denn meine Liebe für dich ist unendlich!

Adela: Signor, wie können Sie die arme Adela so quälen! Ich weiß nur zu gut, daß Sie ein vornehmer Herr sind, und daß ich ein armes, geringes Mädchen bin.

Lelio: Ich sehe in dir, meine Adela, weder die Princessin, noch die Rätherin: ich liebe dich, dich herrliches Geschöpf, und segne den Tag, woran man dich ins Haus der Wollust verleitete: denn geschah das nicht: so konnte ich dich nicht kennen, und leer von dir blieb meine Brust in Ewigkeit. Adela, sagt dir dein Herz nichts Aehnliches?

Adela: Lelio, ich schätze Sie höher als alle Menschen —

Lelio: Genug, meine Theure, du liebst mich! Nichts soll uns trennen! Ich will dir allein leben, und du wirst mir Alles seyn! Traue mir; und wenn Liebe dich beglücken kann: so bist du die Glücklichste aller Erdentöchter.

Die unschuldige, naive Adela fand an Lelios Versicherungen so viel Behagen, ihr Herz empfand eine noch nie gefühlte Wonne, daß sie sich ganz den Eingebungen dessen, was sie empfand, überließ, und ihrem Lelio tausendmal schwur, daß nur für ihn sie leben wolle. Ein Kuß besiegelte ihren Bund, und erst die einbrechende Finsterniß erinnerte Adela, daß es Zeit sey, nach Hause zurück zu kehren.

Von diesem Tage an besuchte Adela ihren Geliebten täglich, und war außer der Zeit, die sie zu Hause blieb, so zerstreut, daß es endlich die ehrliche Signora Sposetti merkte. Sie gab auf Adela's Schritte etwas genauer Acht; und da die Verliebten nicht schlau genug sind, ihre Gänge zu verbergen: so entdeckte sie bald das Geheimniß.

Die redliche Witwe erschrack über die Gefahr, welche ihrer Adela, die sie wie ihre Tochter liebte, bevorstand und beschloß, so viel sie könnte, dem Unglück vorzubeugen: denn es waren ihr viele Beyspiele bekannt, daß vornehme Wollüstlinge, jung und alt, unerfahrnen Mädchen Liebe gelogen und sie ins Verderben gestürzt hatten. Sie ging also gleich den folgenden Tag frühe zu Lelio, der noch immer das Bette hüten mußte.

Seyen Sie mir willkommen, Signora, sagte Lelio, als er sie erblickte. Welchem Zufall verdanke ich das Glück, Sie bey mir zu sehen?

Donna Sposetti: Kein Zufall bringt mich hieher, Signor Cavaliere: ich komme, ein sehr ernsthaftes Wort mit Ihnen zu reden.

Lelio: Sprechen Sie, Signora; ich werde Ihnen aufmerksam zuhören.

D. Sposetti: Aber werden Sie mir auch aufrichtig antworten?

Lelio: Bey meinem Leben schwör' ich es Ihnen.

D. Sposetti: Ich traue Ihnen, Herr Cavaliere; Sie lieben meine Adela.

Lelio (mit Feuer): Mehr als mein Leben.

D. Sposetti: Segnen wollte ich Ihre Liebe, wenn Ihr und Adelas Stand gleich wäre.

Lelio: Stand? Kennt wahre Liebe wohl Stand? Convenienz ist erdacht worden von Menschen, Menschen zu plagen und das Band der Vereinigung immer mehr aufzulösen. Adela ist würdig, von einem Könige geliebt zu werden!

D. Sposetti: Herr Cavaliere, ich zweifle an Ihrer Liebe zu Adela nicht; aber ich mögte es mir verhüten, daß das gute Mädchen durch Sie unglücklich würde. Vielleicht — wie ich hoffen will — haben Sie zu viel Gefühl von Ehre, als daß Sie das gute Kind verführen sollten; und Adela hat wohl auch zu viel Tugend. Aber das ist noch lange nicht genug. Soll Adela eine hoffnungslose Liebe nähren? Das Mädchen hat ein feines, aber zugleich star-

kes Gefühl: sie würde unterliegen, wenn Sie mächtige Liebe in ihr Herz gießen, die nimmer zu ihrem Zweck kommen kann. Lieber hören Sie jezt auf; bezwingen Sie sich selbst! Sie sind ein Mann: sehen Sie Adela nicht weiter mehr, und verlassen Sie Rom, sobald Sie völlig geheilt sind. Ich werde mich dann auch bemühen, die sanfte Adela von ihrer Leidenschaft zurück zu bringen.

Lelio: Signora, eher soll mein Leben enden, als ich Adela lasse! sie ist mein; sie soll es bleiben auf ewig!

D. Sposetti: Lelio, Sie kennen Ihren Vater —

Lelio: Mein Vater ist der beste Mann, und er liebt mich.

D. Sposetti: Sehr wahr! Aber, Ihr Vater hat hohe Begriffe vom Adel. Er weiß, daß die Berunini ihres Gleichen an Alter und Ahnen in der Provinz nicht haben. Wird er jemals zugeben, daß sein Sohn, sein einziger Sohn, der lezte Zweig eines Geschlechts, welches, wie ich gehört habe, viele tapfere Helden und Ritter, viele Cardinäle, Bischöffe und Prälaten aufzuweisen hat — wird er zugeben, daß

der lezte Erbe eines solchen Geschlechts, ein armes Mädchen, die Tochter eines Wundarztes aus einem Landstädtchen, zur Gattin wähle? Wird er das?

Lelio (stuzt:) Freilich wird er das nicht; aber —

D. Sposetti: Sie wollen wider Ihres Vates Willen handeln, den Fluch auf Ihre Nachkommen laden: nicht wahr?

Lelio: Nein, Signora, ich will mich meinem Vater zu Füßen werfen, will ihn um alles, was heilig ist, bitten; und läßt er sich nicht erbitten: je nun, so thue ich, was mir die Liebe befiehlt, und Adela wird dennoch die Meinige!

D. Sposetti: Gott mag Ihnen Glück geben: — Aber arme Adela!

Donna Sposetti verließ den Cavaliere, und fand Adela zu Hause in tiefem Nachdenken und in Thränen. Ihre Muhme war ihr auf der Straße begegnet, und hatte ihr die bittersten Vorwürfe gemacht. Nun sähe man — hatte sie gesagt — was eigentlich an ihr sey: sie habe sich von einem reichen, jungen Herrn einmiethen lassen, und lebe mit ihm als Mäträsse. — Adela hatte sich zwar vertheidigt;

aber die Alte hatte sie überschrieen, und ihr gedroht, die Sache an Leute zu melden, die dem Umgang wohl ein Ende machen könnten.

Donna Sposetti schüttelte den Kopf, als ihr die bekümmerte Adela diese Erzählung mittheilte. Ihre Muhme hat so Unrecht nicht, sagte die brave Frau: der Schein ist allerdings wider Sie, meine Liebe! Sie dürfen dem Cavaliere nicht mehr erlauben, Sie zu sehen. Sie müssen Ihre Liebe bekämpfen: vielleicht werden Sie noch durch diese Liebe glücklich; aber hoffen dürfen Sie nichts, gar nichts! Hoffnung ist oft eine Schlange in unserm Busen: Verzweiflung ist oft das Ende. Also seyen Sie stark, meine Adela! Noch sind Sie auf dem Pfade der Tugend; Sie können also erwarten, auf eine andere Art recht glücklich zu werden.

O, rief Adela, ohne Lelio giebt es kein Glück für mich! Doch ich will mich bemühen, ihn zu vergessen — den Unvergeßlichen!

Adela lebte, von diesem Augenblicke an, trübe, kummervolle Tage in dem Hause der Donna Sposetti. Sie besuchte ihren Geliebten nicht mehr. Dieser schrieb ein Billet über das andere; aber Donna Sposetti schickte sie

alle unterbrochen zurück. Darüber gerieth Lelio beynahe in Verzweiflung und würde gewiß der Donna das Haus eingestürmt haben, hätte ihn sein Fuß nicht genöthigt, in seinem Zimmer Geduld zu üben.

Vierter Abschnitt.

Wein ist nicht immer der Schlüssel zur Wahrheit.

Die Muhme der Adela hatte indessen an den alten Ritter Fausto Bernini nach Ancona geschrieben, und ihm den ganzen Vorgang genau berichtet und noch hinzu gesezt, daß sein Sohn ihre Nichte verführt habe und sich dadurch den Haß und die Verachtung aller braven Leute und den Zorn des Himmels gewiß zuziehen würde.

Ritter Fausto war ein biederer Mann, der kein Unrecht leiden konnte. Er erboßte also sehr über seinen Sohn, machte ihm die bittersten Vorwürfe, und befahl ihm, sobald er nur würde geheilt seyn, nach Hause zu kommen, bey

Vermeidung des väterlichen Fluches. Zugleich schrieb er an die Donna Sposetti, wie folget:

Signora,

Es wundert mich sehr, daß eine Dame, wie Sie sind, in ihrem Hause das Konventikel von zwey jungen Leuten zugiebt, die sich doch nimmermehr heirathen dürfen. So eine Liebschaft hätten Sie stöhren und nicht unterstützen sollen. Ich schwöre es Ihnen, Signora: Ritter Fausto wird niemals zugeben, daß sein Sohn sich mit einem Mädchen, wie Ihre Adela ist, verbinde; und sollte er ja so pflichtvergessen seyn, und es wider meinen Willen thun: so werde ich alles anwenden, ihn unglücklich zu machen: denn ein ungehorsames Kind verdient kein Glück.

Wenn Sie also brav und klug handeln wollen: so zerstören Sie dieß Bündniß. Ich lege hier zweyhundert Dukaten bey für Adela und will diese Summe noch erhöhen, wenn dieses Mädchen klug genug ist, ihrer Liebe zu entsagen, und mir meinen Sohn wieder zu geben. Nehmen Sie Ihre Maaßregeln nur klug, Signora; und dann bin ich

Ihr Freund,

Ancona. Fausto Bentivoli.

Donna Sposetti fand den Brief des alten Cavaliere zwar etwas hart, konnte ihm aber nicht Unrecht geben, und beschloß, Adela fortzuschicken, ehe Lelio wieder ausginge. Sie hatte eine Schwester auf einer Villa in ferner Gegend: dahin wollte sie ihre Liebe-kranke Adela entfernen und sie von ihrer Leidenschaft heilen lassen.

Das zärtliche Mädchen hatte zwar unüberwindlichen Kummer, einen Ort zu verlassen, wo derjenige lebte, der zuerst ihr Herz gerührt und ihr bisher unbekannte Gefühle rege gemacht hatte. Aber sie war doch auch noch vernünftig genug, die Nothwendigkeit dieses Schrittes einzusehen, und ließ sich auf die Villa bringen, wie man ein Lamm zur Schlachtbank bringt.

Die Schwester der Donna Sposetti war eine ehrwürdige Frau, hoch in den Jahren, und war einst auch durch Liebe unglücklich geworden. Ein junger Graf, Chiari, liebte sie; aber sein Vater zwang ihn, ihr zu entsagen. Der Graf ging aus Verzweiflung in den Türkenkrieg, und fand seinen Tod darin. Donna Rosa beweinte ihn schon seit vierzig Jahren, und noch war ihr Schmerz nicht verwunden. Adela fand

in dem Umgang mit der betagten Donna Rosa den ersprieslichsten Trost: sie durfte ja über Lelio weinen, und Rosa weinte mit! Dieses Mitweinen würde zwar den Gefühllosen zum Lachen bewegt haben; aber ein empfindsames Herz hätte Thränen des Mitleids mitvergossen.

Indessen wurde Lelio wieder in so weit hergestellt, daß er ausgehen konnte. Sein erster Gang war in das Haus der Donna Sposetti, und seine erste Frage war nach Adela.

D. Sposetti: Adela ist an einem sichern Orte, Herr Cavaliere: sie läßt Sie bitten, ihr die Ruhe zu lassen, welche sie zu erlangen bemüht ist.

Lelio: (heftig) Sagen Sie mir, Signora, wo hält sich meine Adela auf, daß ich hingehe, und sie aufsuche!

D. Sposetti: Adela ist nicht mehr für Sie in der Welt.

Lelio: Also im Kloster? Ich will meine Geliebte retten! Wo ist das Kloster, das Adela einschließt?

D. Sposetti: Adela ist nicht im Kloster; aber wo sie ist, das erfahren Sie dann erst,

wenn Sie von Ihrer thörigten Leidenschaft geheilt seyn werden.

Lelio: Mir sagen Sie das? Mir? Ha Signora, ich werde das Geheimniß noch herausbringen!

D. Sposetti: Und Ihr eignes und Adelas Unglück zubereiten. Lassen Sie das gute Kind in Ruhe, das doch nur durch Sie unglücklich werden müßte!

Lelio eilte fort, ohne Adieu zu sagen, schickte seinen Camillo auf Kundschaft, und forschte selbst weit und breit nach; aber alles, was er herausbrachte, war: daß Donna Sposetti die Adela vor einigen Wochen aus der Stadt begleitet habe, man wisse aber nicht, wohin, und daß Erstere acht Tage nachher zurück gekommen sey, aber allein.

Lelio zweifelte nicht mehr, daß die Unglückliche zu ihrem Vater nach Narni gebracht sey, und reißte dahin. Er ließ nun gleich den Chirurgus Palmi zu sich bitten, unter dem Vorwande, ihm zur Ader zu lassen; und wirklich hatte er eine Aderlaß nöthig. Adelas Vater war ein gerader, schlichter Mann, der gern

ein Glas Wein trank und dann von der Leber wegsprach; was ihm einfiel.

Lelio hatte diese Eigenschaft schon im Gasthause ausgeforscht; er ließ also dem Alten einige Flaschen von Monte Fiaskone auftischen; und je mehr dieser trank, desto redseliger ward er. Lelio erkundigte sich nach verschiedenen Dingen des Städtchens Narni, und fragte endlich: ob er, der Herr Chirurgus Palmi, schon lange da wohne.

Palmi: Ich bin hier gezogen und geboren, bin wenig in die Fremde gekommen, und wollte, daß meine Kinder auch hübsch zu Hause geblieben wären.

Lelio: Wie so? Haben Ihre Kinder in der Fremde vielleicht Unglück gehabt?

Palmi: Freilich! (Er trinkt.) Mein Sohn lernte meine Handthierung, ging dann nach Florenz und von da nach Wien: dort lernte ihn ein dänischer Graf kennen, und nimmt ihn mit nach Dänemark.

Lelio: Das ist doch eben kein Unglück!

Palmi: Ei, allerdings! (Er trinkt.) Herr, wissen Sie denn nicht, daß die Dänemärker Ketzer sind?

Lelio: Wenn auch! Ist Ihr Sohn nur gut versorgt, so mögen die Leute um ihn herum immer Ketzer seyn.

Palmi: Junger Herr, das verstehen Sie nicht! Mein Sohn hat sogar eine lutherische Frau genommen: stellen Sie sich vor! Er schreibt mir, es gefiele ihm recht wohl; seine Frau sey ein gutes Weib, und die Dänemärker seyen recht ehrliche, brave Leute. Wie leicht können die Ketzer ihn nun nicht zu ihrer Ketzerey verführen: und dann ist seine Seele ewig verlohren. (Er trinkt.)

Lelio: So schlimm wird es nicht werden! Wo sind aber Ihre andern Kinder?

Palmi: Ich habe nur noch eine Tochter: die nahm meine Schwester mit sich nach Rom, um sie da im Putzmachen zu unterrichten. Ja, mache Putz du und der Gukkuk! (Er trinkt.)

Lelio: Putzmachen ist immer eine schöne Sache, besonders in unsern Putzreichen Zeiten!

Palmi: Dagegen hab' ich auch nichts! Aber mein Mädchen kommt einmal in ein verdächtiges Haus; da will dann das vertrackte Fegfeuer, meine Schwester, sie nicht mehr leiden. Hätte sie mir nur das Mädel wieder

geschickt! Aber so läßt sie es geschehen, daß ein junger Gelbschnabel von Edelmann sie einmiethet, und Liebschaft mit ihr treibt. (Er trinkt.)

Lelio: Wenn der es ehrlich gemeynt hat —

Palmi: Ja, ehrlich gemeynt! Die Edelleute meynen's auch ehrlich, zumal wenn sie bey bürgerlichen Mädchen auf die Jagd gehen! Erst liebeln sie, und wenn sie den Karren in den Sumpf geschoben haben, lassen sie die dumme Gans sitzen und lachen ins Fäustchen.

Lelio: Wo ist Ihre Tochter denn jezt?

Palmi: Sie ist jezt in Sicherheit. Eine ehrliche Frau zu Rom, in deren Haus der Gelbschnabel sie beliebäugelte, hat sie an einen sichern Ort gebracht, und ich hab ihr einen Brief geschrieben, der hat auch gewirkt.

Lelio: Hat sie Ihnen geantwortet?

Palmi: Ja wohl! (Er trinkt.) Sie hat mir einen ganz komischen Brief wieder geschrieben. Sie verspricht mir, ihren Galan nicht mehr zu sehen, nicht an ihn zu schreiben; aber doch will sie ihm ewig treu seyn, ihn ewig lieben! Nun liebe du und der Henker! (Er trinkt.)

Lelio: Wo ist denn Ihre Tochter, Signor?

Palmi: An einem guten Orte. Ich hab's der Donna Sposetti zu Rom schriftlich versprechen müssen, den Ort nicht zu entdecken, auch sogar meinem Beichtvater nicht: und in so was bin ich pünktlich! Also fragen Sie nur nicht weiter, Signor: Sie erfahren nichts! (Er trinkt.) —

Lelio bemühte sich vergebens, dem alten Palmi sein Geheimniß abzulocken. Der Alte trank, bis er taumelte, sprach noch viel von seiner Tochter, schimpfte mitunter auf ihren Galan, den Gelbschnabel; aber ihren Aufenthalt entdeckte er durchaus nicht.

Lelio mußte also unverrichteter Sachen wieder abziehen, und hatte zu Narni nichts weiter erfahren, als daß Adela's Herz ihm noch ganz zugehörte. Eine Gewißheit dieser Art ist zwar schon sehr viel für einen Zärtlichverliebten; aber eben diese Gewißheit macht die Ungewißheit über den Ort des Aufenthalts der Geliebten nur desto unerträglicher.

Lelio kehrte nach Rom zurück, fest entschlossen, seine Geliebte aufzusuchen, sie mögte auch seyn, wo sie wollte.

Fuggita sarestì fin al orco
Ti seguirò fra le infernali tenebre

rief er aus, bedachte aber nicht, daß dem hitzigen Liebhaber Allerley in den Weg kommen kann, das ihn verhindert, die Reise round the World zu thun, um das Liebchen aufzusuchen. *)

Fünfter Abschnitt.

Heiliger Gold-Hunger, wozu du die Sterblichen nicht drängst!

Der alte Ritter Fausto hatte in dem Briefe, worin er seinem Sohn dessen unbesonnene Liebschaft ritterlich vorhielt, zugleich anbefohlen, Rom gleich zu verlassen, und nach Ancona zurück zu kommen: da wollte er ihm noch mün-

---

*) Obige Stelle des Petrarca findet sich wörtlich bey Wieland im Idris und Zenide:

Flieh du auch fort bis an den Höllenbach,
Ich folge dir auch noch ins Reich der Schatten nach.

Indessen ist es nicht nöthig, daß Wieland den Petrarca übersezt habe.

lich sagen, was er im Briefe zu schreiben vergessen haben mögte.

Daß Lelio nicht gehorchte, verstünde sich schon von selbst, gesezt auch, man wüßte es nicht aus dem Vorigen: denn Verliebte wissen nichts weniger, als zu gehorchen.

Der Alte erwartete seinen Sohn vergeblich, nahm also Extrapost und eilte selbst nach Rom. Man sagte ihm, der junge Herr sey verreiset, man wisse aber nicht, wohin. Ha, rief der Alte, der ist gewiß seiner Dulcinea nachgezogen! Aber warte nur Bürschchen! Enterben will ich den Ungerathenen, und will mein Hab und Gut der Kirche vermachen! Ja, bey Gott, das will ich!

So sagte Ritter Fausto in der öffentlichen Gaststube des Gasthofes, wo er eingekehrt war. Ein Jesuit hörte diese Aeußerung *) und fühlte

---

*) Meine Leser mögen sich nicht wundern, Geistliche in öffentlichen Wirthshäusern anzutreffen. Zu Rom ist dieß sehr Sitte, und man geht in keine Schenke, nicht einmal in ein Bordell, ohne einige oder gar einen Haufen solcher Herren darin vorzufinden. Sie führen sich oft höchst unanständig auf, berauschen sich, balgen sich herum, und treiben allen Unfug, wovon man aber in der heiligen Stadt, und so zu sagen unter den Augen des Oberhaupts der heiligen Kirche keine Notiz nimmt. Nirgends giebt es einen verdorbenern Clerus als in Rom. Man lese Gavins Passe-par-tout de l'Eglise Romaine

auf einmal seine ganze Brust entflammt, sich ein Verdienst um die Kirche zu erwerben, und den schon erworbenen Sitz zur Rechten Jesu im Himmel noch verdienstreicher zu begründen. Er schlich also immer näher an den Ritter, der noch fortfuhr, gegen den ungerathenen Sohn loszudonnern. Der Schlaukopf wußte um Lelios Geschichte; er fand den Vater über diese Geschichte schrecklich aufgebracht, und hätte billig den Friedensstifter machen sollen. Aber dabey fand er seine Rechnung nicht, und goß vielmehr Oehl ins Feuer.

Er erzählte dem Alten die ganze Aufführung seines Sohnes, und schilderte dieselbe mit den schwärzesten Farben; darüber ward der Alte noch mehr aufgebracht, und fragte den Pfaffen: ob er wohl Unrecht thun würde, wenn er den Buben enterbte?

Keinesweges, entgegnete der Scheinheilige, vielmehr sind Sie dazu verbunden, Herr Cavaliere! Wissen Sie denn nicht, was Gott, der Herr that, als Eli, der Priester, seine Söhne nicht züchtigte? Er machte, daß Elis Söh-

---

und des Paters Guido Schulz Lebensskitze in den Neuesten Staats-Anzeigen.

ne im Treffen umkamen gegen die Philister; daß ganz Israel geschlagen und sogar die Lade des Bundes geraubt wurde. Selbst Eli litte seine Strafe: denn er fiel vom Stuhl und brach seinen Hals. Daher sagt auch Sankt Paulus: ehre Vater und Mutter, denn das ist das erste Gebot, das Verheißung hat, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Kinder also, welche, wie Ihr Sohn, den Befehl des Vaters verachten, müssen von ihrem Vater bestraft werden, damit es ihnen nicht wohlgehe. Sie sehen also, Herr Cavaliere, daß Sie nicht nur nicht Unrecht haben, Ihren Sohne zu enterben, sondern daß Sie sogar in Ihrem Gewissen dazu verbunden sind.

Dieser Beweis leuchtete dem alten Ritter ein, und er versicherte dem Jesuiten, daß er entschlossen sey, seinen Sohn zu enterben, und der heiligen Kirche seine Güter zu vermachen.

Nun lenkte der Schüler Lojola's ein, und bewies, daß die Gesellschaft Jesu eigentlich der Kern der heiligen Kirche und die Stütze der einzigseligmachenden Religion sey; daß man sich also ein doppeltes Verdienst erwerben könne, wenn man dieser Gesellschaft sein irrdisches Gut

zufließen lasse. Der Ritter versprach es zu thun, und zwar sollte das Römische Jesuiten-Kollegium sein Erbe werden: um zehn Uhr des andern Tages wolle er coram notario et testibus sein Testament entwerfen und bestätigen.

Froh entfernte sich der Lojolit, seinem Superior von diesem Fischfang Nachricht zu geben, und erhielt nachher in pleno das Lob eines ächten Sohnes des heiligen Ignatius.

Der Ritter Fausto hatte einen Bekannten in Rom, einen Doctor beyder Rechte, der ihm schon in einigen Angelegenheiten gedient hatte. Diesen wollte er doch zum voraus befragen, ob er auch Gründe genug hätte, seinen Sohn zu enterben. Sobald also der Pater weg war, besuchte er den Ehrenmann und zog ihn über sein Vorhaben zu Rathe.

Der Rechtsgelehrte billigte zwar im Allgemeinen die Enterbung des jungen Lelio, aber schlechterdings wollte er dem Alten nicht zugeben, daß gerade die Jesuiten ihn beerben sollten. Er erzählte dem Ritter so viele skandalöse Historien von dieser Gesellschaft, und schilderte ihm die ganze Einrichtung derselben so empörend, daß Herr Fausto von den schwarzen Schleichern

nichts mehr wissen wollte, und den Entschluß faßte, sein Gut einem andern Orden zu zuschreiben.

Aber warum denn gerade einem Orden? Die Orden sind für sich reich genug, und ihre Mitglieder sind die unnützesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Herr, wenn Sie Ihre Güter so vermachen wollen: daß Sie Ehre davon haben, und für das Wohl der Menschheit, für die Wissenschaften und für den guten Geschmack Nutzen stiften: so vermachen Sie dieselben den Arkadiern! Diese sind die eigentlichen Inhaber der schönen Künste, die Meister in Prosa und in Versen. O wie werden diese unsre Schwäne Ihre Freygebigkeit besingen! Welchen Ruhm werden Sie noch bey der spätesten Nachwelt genießen! Die Werke der Arkadier sind unsterblich! O Herr, fuhr er mit Feuer fort, geben Sie den Arkadiern Ihr Gut, oder werfen Sie es ins Meer!

Der Rechtsgelehrte war seit einigen Tagen in die Akademie der Arkadier, oder jener Dichterlinge, welche man in Italien gli Arcadi nannte, aufgenommen worden; und darum redete er dieser Akademie das Wort, und redete es so gut, daß der Ritter Fausto versprach, die Akade-

mie der Arkadier zur Erbin einzusetzen, und dieß wieder den andern Tag um Zehne.

Als der Ritter nach Hause wollte, begegnete ihm auf der Straße Signor Fanfare, ein Maltheser, den er in seiner Jugend gekannt hatte. Beyde Freunde umarmten sich, und Fausto nahm den Maltheser mit auf sein Logis.

Hier erzählte er ihm das Unglück mit seinem Sohn, worüber dann Signor Fanfare gewaltig den Kopf schüttelte, und die wohlgegründete Anmerkung machte, daß Kinder aus einer solchen Mesalliance niemals würden Ritter von Maltha werden können. Als er aber vernahm, daß der Alte seine Güter den Arkadiern vermachen wollte, machte er große Augen, und fuhr auf:

„Was, Freund, sind Sie klug? Sie wollen Ihre Güter den Arkadiern vermachen? Kennen Sie diese Leute? Das sind die allerelendesten Bänkelsänger auf der Welt, jämmerliche Reimschmiede! Die Wichte machen Sonetten auf den Floh, der die Phyllis gebissen hat, und über die Fliege, die den Seladon auf die Nase stach! Gehn Sie mir doch mit den lächerlichen Versmännern! Die verdienen das

Wasser nicht, das sie trinken, und die Luft nicht, die sie einziehen! Nein, so närrisch müssen Sie nicht seyn! Die Herrlein versprechen Ihnen zwar ewigen Ruhm: Aber glauben Sie denn, daß man die Fratzen dieser Wichte ließt, geschweige, gar aufhebt? Die Siebensachen marschieren gleich, wie sie gemacht sind, zum Herings- und Käsekrämer.

Nun, nun, versezte Fausto, die Arkadier sollen denn mein Gut nicht haben. Aber wem soll ich's denn doch endlich noch geben?

Wem? antwortete Ritter Fanfare, Wem? Ist das eine Frage? Den Maltheſern müssen Sie's geben! (Er schlägt auf den Degen.) Wir sind die Beschützer der Christenheit; wir sind die Aengstiger der Ungläubigen, wir arbeiten Tag und Nacht für das gemeinschaftliche Wohl von ganz Europa! Wären wir nicht, bey Gott, die Türken wären lange in Italien und in Frankreich eingebrochen, hätten alles Land verwüstet, und alle Einwohner erschlagen. Sehen Sie, Freund, daß wir eigentlich es sind, die da verdienen, daß man uns Geld giebt, damit wir die Kosten bestreiten können, welche unsre Züge gegen die Ungläubigen erfodern. Zudem ist es

Ihnen, als einem Ritter, auch anständiger, Ihre Güter eher Rittern zu überlassen, als Pfaffen und Bänkelsängern.

Der lezte Grund bestimmte den Fausto, und er versprach, die Maltheser zu Erben einzusetzen, und den folgenden Tag um zehn Uhr sein Testament zu ihrer Gunst auszufertigen.

Noch war Ritter Fausto nicht zur Donna Sposetti gekommen. Es fiel ihm ein, daß er sie doch auch besuchen müsse: denn ob er gleich sich, wie er glaubte, unumstößlich fest vorgenommen hatte, seinen ungerathnen Sohn gänzlich zu enterben: so wünschte er doch zu wissen, wo er wäre, wie es mit ihm stände und dergleichen, und hoffte einiges bey der Donna darüber zu erfahren.

Die Donna empfing ihn kalt. Signor, sagte sie zu ihm, nachdem Sie mir einen Brief geschrieben haben, wie Ihr lezter war, hätte ich nicht vermuthet, Sie je wieder in meinem Hause zu sehen.

R. Fausto: Signora, ich bin von Natur etwas hitzig —

D. Sposetti: Gut; aber mußte Sie denn Ihre Hitze verleiten, einem Frauenzimmer Grobheiten zu schreiben?

R. Fausto: Vergeben Sie mir! Ich glaube jezt gern, daß Sie an den Verirrungen meines Sohnes unschuldig sind.

D. Sposetti: Lelio kann sich nicht rühmen, daß ich das geringste beygetragen habe, ein Verständniß zwischen ihm und Adela zu stiften. Ihr Umgang war ohne Tadel, und ihre Liebe selbst war rein, wie die Tugend.

R. Fausto: Sie wollen doch nicht behaupten, Signora, daß ich Unrecht habe, wenn ich so eine Liebe zerstöre?

D. Sposetti: O nein Signor! Das Vorurtheil hindert Verbindungen dieser Art. Adela wäre zwar würdig, eine Krone zu tragen; aber die Etikette hindert sie, das Weib eines simpeln Edelmanns zu werden: Und die Etikette muß man ehren!

Als sie dieß gesagt hatte, pochte es an der Thür, und auf das herein der Donna trat Lelio in die Stube. Wie versteinert blieb er stehen. Sein Vater konnte auch kein Wort hervorbringen, denn allerley Gefühle von Unwillen

und Zärtlichkeit durchkreuzten sich in seiner Seele.

Endlich nahm Donna Sposetti das Wort. Cavaliere, sagte sie zu Lelio, Sie haben sich in eine Liebe eingelassen, deren Gegenstand sich für Sie nicht schickt: dieser Liebe müssen Sie entsagen, und Ihr Vater wird Ihnen verzeihen.

R. Fausto: Ja, mein Sohn, versprich mir, daß du nicht mehr an das Bürgermädchen denken willst; und ich schenke dir alle Strafe, die du verdient hast.

Lelio: Ich sollte Adela vergessen? Nimmermehr!

R. Fausto: Ungerathener Bösewicht, ist das der Dank für meine väterliche Sorge, für meine Liebe, für meine Angst um dich! — Ich fluche dir!

D. Sposetti: Lassen Sie sich doch nicht so von Ihrer Hitze hinreißen, Signor! Lelio ist Ihrer noch immer würdig: er ist ein hoffnungsvoller junger Mann, und wird Ihnen gewiß noch Freude machen. Nehmen Sie ihn nur mit nach Ancona! Dort wird er seiner jugendlichen Leidenschaft entsagen, und eine Verbindung

aufsuchen, die Ihrer und Seiner gleich würdig ist.

R. Fausto: Bravo, Signora, das soll geschehen! Ich habe ohnehin so was in Petto, worüber der junge Herr schon die Adela vergessen soll. Komm Lelio!

Lelio folgte seinem Vater in den Gasthof, und mußte hier übernachten: der Alte hieß ihn nicht mehr nach seinem Logis gehen, aus Furcht, er mögte ihm entwischen: Früh aber den andern Tag gingen beyde dahin, um Lelios Sachen zurecht zu machen; und schon um Neune hatten sie auf der Straße nach Ancona Rom im Rücken.

Sechster Abschnitt.

Selig, wer nichts erwartet; denn ihm wird nichts fehlschlagen!

Gegen Zehn Uhr kam der Pater Rector des Jesuiten-Collegiums mit noch zwey andern Patern, und fragte nach dem Ritter Fausto Bernini. Man antwortete ihm, er sey ausgegangen. So

wollen wir warten, sagte er zu den beyden andern; und damit uns die Zeit nicht lang werde, lassen Sie uns von der philosophischen Sünde oder über den Probabilismus disputiren.

Die Herren disputirten hitzig, und sahen vor lauter Eifer nicht, daß einige Arkadier ankamen, mit einem prächtig eingebundenen Gedicht, das sie dem Ritter Fausto zu Ehren wollten abmusiciren lassen. Das Gedicht war völlig im Geschmack des Herrn Doctors Heinrich Schmid, und folglich sehr vortrefflich.

Bald nach den Arkadiern erschienen die Arkadischen Musikanten, und als es eben Zehne schlug, folgten zwey Notare, einer für die Jesuiten, und einer für die Arcadier. Die Notare fragten einander, durch welchen Zufall sie hier zusammen kämen?

Ich bin hier, sagte der Eine, um ein Testament aufzusetzen.

Und ich bin ebenfalls hier, desgleichen zu thun, versezte der Andre.

Für wen? fragte der Erste.

Für den Ritter Fausto Bernini, erwiederte der Zweyte.

Ei, ei, antwortete der Erste, das ist doch komisch: das hab' Ich ja thun sollen! Hören Sie doch her, meine Herren Patres: Sie haben mich doch nicht zum besten?

Rector: Wie so, mein Herr?

Erster Notar: Mein Herr Collega sagt, er habe hier ein Testament aufzusetzen für den Ritter Bernini:

Zweyter Notar: Ja, ja, für den Ritter Bernini, und zwar in favorem der Herren Arkadier!

Rector: Herr, Sie belieben wohl zu spaßen! Die Arkadier haben an den Gütern des Herrn Bernini gar nichts zu suchen!

Präsident der Arkadier: Was, nichts zu suchen? Wir, die den Ritter beerben sollen, hätten hier nichts zu suchen.

Rector: Solche Poetaster?

Präsident: Nicht geschimpft, mein Herr! Wir sind die Zierde der gelehrten Welt! Aber Sie, meine Herren, Sie sind Kabalenmacher, Erbschleicher, geschmacklose, gefährliche Schulfüchse, die Europa noch werden umkehren helfen! *)

---

*) Schon zu der Zeit lehrten die Jesuiten die Prämissen der Jakobiner. — Diese will man ausrotten, und

Diese Invective war das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Die Jesuiten, lauter Baumstarke Leute, griffen den Präsidenten der Arkadier an, der zwar von seinen poetischen Gesellschaftern unterstüzt wurde, aber doch würde haben unterliegen müssen, wenn nicht der Ritter Fanfare mit einigen andern Maltheſern erschienen wäre.

Halten Sie ein mit Balgen, meine Herren, rief der Ritter den Kämpfern zu: Sie sind alle Christen; und die Maltheſer dürfen nicht zugeben, daß in ihrer Gegenwart Christen streiten und zanken, noch weniger daß sie sich prügeln! *)

Mit diesen Worten griff er die Streiter an, und durch Hülfe seiner Consorten brachte er sie in kurzer Zeit auseinander. Nun fragte er nach der Ursache ihres Streites, und erfuhr sie.

---

jene mögte man gern wieder herstellen — freilich nach einer Consequenz, nach welcher Pitt in Indien rauben, plündern und Throne umstürzen läßt, und das Alles doch an den Franzosen rächen will! —

*) So will es freilich die Regel des Maltheſer-Ordens, die aber so wenig beachtet wird, daß sich sogar die Ritter unter einander selbst herausfodern und auf den Degen schlagen.

„O, Ihr armen Schlucker, rief er aus, Ihr seyd von beyden Seiten geprellt! Ihr bekommt auch keinen Soldo vom Vermögen des Ritters Bernini, keinen Soldo, sage ich. Dieses schöne Vermögen ist für uns Ritter von Maltha und nicht für Faullenzer von Pfaffen, oder für Bänkelsänger von Dichtern!"

Nun machten die Jesuiten und Arkadier gemeinschaftliche Sache, und schimpften auf die Ritter. Die Ritter griffen nach ihren Degen, und wollten beyde Partheyen zur Thüre hinauswerfen, als eben der Wirth hereintrat, und sich nur auf einen Augenblick Gehör ausbath, um ihnen etwas vom Ritter Bernini sagen zu können.

Bey dem Namen Bernini waren alle ruhig, und der Wirth konnte ihnen nun ganz genach sagen, daß Herr Bernini mit seinem Sohn ausgesöhnt und nach Ancona gegangen sey; und daß also weder Jesuiten, noch Arkadier, noch Ritter von Maltha dessen Erben werden könnten.

„Verdammt und exkommunicirt sey der Betrüger, rief der Jesuiten-Rector. Ich werd' es

unserm General melden; und unser ganzer heiliger Orden wird ihn verfolgen!"

„Satyren wollen wir auf ihn schreiben, sagte der Präsident der Arkadier: Madrigale und Sonetten sollen ihn beschimpfen, und Epigramme sollen seine Schande bis ans Ende der Welt ausbreiten!"

„Und wir, schnarrte der Ritter Fanfare, wir Ritter von Maltha wollen dem Alten einen Cartell zuschicken: ich weiß, er wird das Herz nicht haben, einem Ritter Mann zu stehen!"

Unmuthsvoll und ärgerlich schlichen die Herren, welche so fröhlich gekommen waren, nach Hause, während der alte Fausto seinem Sohn unterwegs das Unanständige einer ernsthaften Liebe von einem Adlichen zu einer Bürgerlichen faßlich zu machen suchte. Lelio indeß saß ganz stumm und in sich gekehrt, und hörte fast nichts von dem, was sein Vater vorbrachte.

Ritter Fausto war kaum einige Tage zu Hause, als die getäuschten Erbschleicher schon ihre Drohungen ins Werk sezten. Die Jesuiten schickten ihm einen langen Brief, worin sie ihm

seine Gottlosigkeit scharf vorhielten und ihn mit dem Zorn des Allmächtigen bedrohten, wenn er die heilige Gesellschaft Jesu nicht bald zufrieden stellen würde.

Die Arkadier überschickten ihm ein Pasquill, voll der niedrigsten, pöbelhaftesten Ausdrücke, ganz nach Art des berüchtigten Aretino, aber ohne den Witz und den Scharfsinn des schamlosen Lästerers. Die Maltheser befehdeten ihn in einem Cartell, nach welchem er nach La Valette kommen sollte, um da seine Sache mit ihnen auszumachen. — Fausto lachte über alle diese Gegner, und warf die Wische in einen Winkel.

Lelio genoß keine Ruhe, kein Vergnügen, so sehr sich sein Vater auch bemühen mogte, ihn zu zerstreuen. Doch verzweifelte der Alte nicht, ihn noch ganz geheilt zu sehen; und dieß nach seinem Grundsatz: daß die Zeit Alles wieder ins Gleis bringe. Er wollte daher auch diese Zeit abwarten; ehe er seine weitern Absichten mit seinem Sohn betriebe.

Der ehrliche Camillo, Lelio's Bedienter, hatte einen Bruder in San Marino, der um diese Zeit ohne Kinder gestorben war;

und Camillo war sein einziger Erbe. Da aber die Obrigkeit jener Duodez-Republik stolzer verfuhr als vorzeiten die Archonten zu Athen oder die Ephoren zu Sparta, und daher auch ihm allerley Schwierigkeiten machten: so mußte der gute Camillo selbst nach San Marino reisen, und er bath den alten Ritter Fausto um Erlaubniß dazu.

„Herzlich gern will ich dieß erlauben, sagte der Alte; aber, lieber Camillo, wirst du denn auch zu San Marino zu Rechte kommen? Dort mußt du dir einen Advokaten annehmen; und du weißt, daß diese Menschenkinder fast immer mit den Richtern und der Obrigkeit colludiren, das heißt, unter einer Decke stecken und falsch spielen."

„Das ist wahr, gnädiger Herr, antwortete Camillo, aber was soll ich machen!"

„Höre, mein Freund, erwiederte der Ritter, mir fällt da was ein! Mein Sohn ist ein perfecter Jurist: der kann dir zu deiner Sache behülflich seyn. Er ist auch, seitdem er hier ist, so mürrisch und so niedergeschlagen: ich denke, eine Reise soll ihm nützlich werden; also mag er mit dir nach San Marino gehen, und deine

Sache da verfechten. Aber höre, Camillo, daß Lelio ja nicht nach Rom rutscht! Er mögte da die Adela wieder finden: hörst du!"

Der Alte stellte das Ding seinem Sohne vor, und der Sohn war es zufrieden: denn er sehnte sich ins Freye, ob er gleich fast verzweifelte, seine Geliebte je noch anzutreffen. Er hatte nämlich an Donna Sposetti nach Rom geschrieben; diese aber hatte ihm geantwortet, daß er Adela vergeßen müsse, weil er sie gewiß niemals wieder sehen würde: sie selbst sey fest entschloßen, sich vor ihm zu verbergen u. s. w.

Lelio und Camillo zogen also nach San Marino, fanden aber unendliche Schwierigkeiten, die geringe Erbschaft herauszubringen: denn die Advokaten und Richter in San Marino verstanden die liebe Kunst, aus Links Rechts und aus Rechts Links zu machen, fast noch beßer, als die Advokaten in Deutschland. Indeßen gelang es doch endlich, nachdem Camillo einigen dieser Herren die Hände vergoldet hatte, daß er zum Beßitz seiner rechtmäßigen Erbschaft gelangte.

Siebenter Abschnitt.

Wenn man Jagd auf Hasen macht, stößt man oft auf Reben.

Die Schikane der Herren zu San Marino machten unsern Lelio noch mismüthiger, als er vorher war. Er suchte also Zerstreuung, und fand den Schatten davon blos in dem Hause des Senators Pignata. Er war daher, so oft es der Wohlstand oder die Etikette erlaubte, da, und man sah ihn gern, indem man wußte, daß er einer der reichsten jungen Leute weit und breit war; und Herr Pignata hatte drey erwachsene, schöne Töchter.

Zur Zerstreuung ritt Lelio oft auch nach einem Citronenwäldchen, einige Meilen von San Marino und überließ sich hier einsam seinen Betrachtungen und seufzte über seine unglückliche Liebe.

Mitten im Wäldchen stand eine Capelle, mit einem Mutter-Gottesbild, welches Lelio, so oft er dahin kam, mit frischen Blumen geschmückt fand. Nicht weit von der Capelle lag eine Clause, worin ein alter Einsiedler lebte, den Lelio auch jedesmal besuchte, und ihm eine kleine Gabe mittheilte. Diesen fragte Lelio: ob die Capelle oft besucht würde, weil das Marienbild immer mit neuen Blumen geschmückt wäre?

Nein, antwortete der Einsiedler, hieher kommen wenig Leute: denn das Bild ist eben kein Gnadenbid. *) Aber daß es immer so geputzt ist, das macht ein junges, andächtiges Mädchen, welches beynahe alle Morgen, früh um sechs Uhr, hier in der Capelle sein Morgengebet verrichtet.

Die Neugierde, heißt es im Zuschauer, ist eine unwiderstehliche Leidenschaft. Sie übt ihre Gewalt über den Allertraurigsten. Selbst der Missethäter, welcher zum Schafott geführt wird, blickt noch aus Neugierde um sich, und

---

*) Gnadenbild, imago gratiosa, Bild, wobey Wunder geschehen, göttliche Gnade ertheilt wird. — Welch eine unreine, höfische und Gott unwürdige Vorstellung!

horcht auf, wenn jemand in seiner Nachbarschaft etwas Neues erzählt. *)

Lelio hatte kaum von dem Einsiedler gehört, daß ein Mädchen die Madonna fast täglich putze, so fühlte er eine starke Begierde, dieses Mädchen dabey anzutreffen und zwar schon den folgenden Tag. Sonst war er immer allein geritten, aber dießmal nahm er Camillo mit. Sie sezten sich beyde hinter ein Rosmariu-Gebüsch, von wo aus sie den Eingang der Capelle beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Lelio durfte nicht lange warten: denn bald kam ein weißgekleidetes, verschleiertes Frauenzimmer mit einem Blumenstraus, und trat in die Capelle. Lelio gerieth bey dem Anblick des Mädchens in eine heftige Unruhe, und unwillkührlich schlich er an das Fenster der Capelle, um sie näher zu betrachten. Aber die Schöne kniete, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, und betete im Stillen. Endlich stand sie auf, steckte ihre Blumen der Madonna an, und verließ die Capelle, wie sie herein getreten war, mit dem Schleier vor

---

*) Spectator B. 4. p. 217 in der französ. Uebersetzung.

dem Gesichte. Lelio blickte ihr nach; und da er ein kleines Geräusch machte, sah das Mädchen sich um, und sank mit einem Schrey zu Boden.

Lelio sprang erschrocken hinzu, ihr zu helfen, riß ihr den Schleier weg, und erblickte — seine Adela, und fiel selbst halb ohnmächtig ihr zur Seite.

Der ehrliche Camillo sah diesen Auftritt von Ferne, eilte herbey, und half ihnen beyden zurechte, indem er zwischen den Zähnen: — „ja, ja, das wird gut werden!“ — hinbrummte: denn er hatte auch Adela erkannt.

Gott im Himmel, Lelio, warum mußten Sie meine Ruhe stören? sagte endlich Adela.

Lelio: Ach, himmlische Adela, ich habe Dich wieder! Nichts in der Welt soll mich Dir neuerdigs entreißen.

Adela: Verlaß mich Lelio, und sehe mich nie wieder! Wir können miteinander nicht glücklich werden: warum wollen wir uns martern!

Lelio: Hast Du mich jemals geliebt, meine Adela?

Adela: O Gott, kannst Du an meinem Herzen zweifeln?

Lelio: Nun Adela, dann bist Du mein! Eher laß ich mein Leben als Dich!

Ein verliebtes Mädchen ist bald überredet. Adela also gab den Vorstellungen ihres Geliebten nach, und schwur ihm ewige Treue und Liebe von neuem. Lange noch plauderten sie zusammen, bis endlich Adela merkte, daß es die höchste Zeit sey, nach der Villa zurück zu kehren, damit ihre Pflegemutter keinen Argwohn über ihr langes Außenbleiben schöpfen mögte; sie versprach aber den andern Tag wieder zu kommen.

Auf dem Rückwege machte Camillo seinem Herrn allerley Vorstellungen, welche aber nicht einmal recht gehört wurden, und noch weniger Eingang fanden. Das Ende davon war, daß Camillo treuherzig versprach, dem Liebesgeschäfte allen möglichen Beystand zu leisten.

Regelmäßig besuchte Lelio täglich das Citronenwäldchen, und regelmäßig fand sich auch Adela daselbst ein. Beyde Verliebte sahen nur auf das Gegenwärtige und fanden ihre Seligkeit in ihrem Umgange. Adela verlor ihr finsteres Wesen, und Lelio ward auch mun-

terer, besuchte in San Marino allerley Gesellschaften, und ward bald die Seele derselben.

Camillo's Proceß war geendigt, und doch dachte Lelio noch nicht ans Zuhausereisen. Der alte Ritter gerieth darüber in Angst, und schrieb an Camillo, auf welchen er ein gränzenloses Vertrauen sezte, warum sein Sohn noch immer in San Marino bliebe, da er ihm doch schon mehrmals geschrieben hätte, daß er zurückkommen sollte?

Camillo antwortete dem alten Herrn, daß Lelio eine sehr ordentliche Lebensart führe, und besonders das Haus des Senators Pignata besuche, der drey gar schöne Töchter habe. Man spräche in der ganzen Stadt, Lelio ginge einer davon zu Gefallen.

Diese Nachricht behagte dem Alten ausnehmend: Das Haus der Pignata war ihm bekannt, und wenn nur sein Sohn eine Adliche heirathete, so war es ihm einerley, wer es auch seyn mogte. Er schrieb also geradezu an seinen Sohn, daß er sich erklären sollte, ob er eine Frau aus San Marino holen wollte: denn Zeit sey es, ans Heirathen zu denken u. s. w.

Lelio antwortete aber so unbestimmt, daß der alte Fausto für nöthig fand, so wie einst nach Rom, jezt auch nach San Marino zu reisen, um die Wirthschaft seines Sohnes selbst anzusehen.

Lelio war, als sein Vater ankam, gerade bey dem Senator Pignata. Camillo mußte den Alten dahin führen, und dieser freute sich ungemein, seinen Sohn in so guter Gesellschaft anzutreffen, noch mehr aber, daß jedermann ihm besondere Achtung widerfahren ließ.

Als sie zurück nach ihrem Logis gekommen waren, drang Ritter Fausto in seinen Sohn, und wollte durchaus wissen, wie er mit einer von den jungen Fräulein Pignata stehe; ob er schon sein Wort angebracht habe?

Lelio verneinte es. Nun gut, sagte der Alte, so werde ich es für dich thun, und das Morgen des Tages.

Lelio betheurte, daß er keine von den Fräulein Pignata liebe, daß er entschlossen sey, gar nicht zu heirathen —

Was, sagte der Alte, gar nicht heirathen? Soll der Stamm der Bernini, aus deren Geschlecht schon einer mit Julius, dem Andern,

um das Papstthum konkurrirte, und einer mit bey der Gesandtschaft war, welche die Römer an den Papst Gregor nach Avignon schickten — soll dieser alte, edle Stamm ausgehen, weil Du ein Narr bist, und Dich in ein Bürgermädchen vergafft hast? — Nein, nimmermehr! Ich werde Dich schon zu zwingen wissen, Du denkst doch nicht mehr an die vertrakte Adela?

Lelio: Nein, mein Vater: ich weiß ja nicht einmal, wo sie ist, ob sie noch lebt! —

R. Fausto: Das mußt Du auch nicht wissen. Bis Uebermorgen bleibst Du noch hier; indessen entschließe Dich! Magst Du keine von Pignatas Töchtern: so werde ich schon noch sonst was für Dich finden. Aber nur nicht Adela: das merke Dir!

Lelio wollte noch allerley anmerken, aber der Alte ging schlafen, und befahl ihm, den andern Tag früh um zehn Uhr in sein Zimmer zu kommen: denn Morgen, sagte er, werde ich lange im Bette bleiben: ich bin überaus müde.

Früh um vier Uhr saß schon Lelio zu Pferde, und mußte im Citronenwäldchen über eine Stunde auf Adela warten: denn er war zu früh gekommen.

Endlich kam sie, Theuerstes Mädchen, rief er ihr entgegen, wir müssen uns trennen! — Adela wollte vor Schreck in Ohnmacht sinken. — Fürchte nichts, meine Liebe, fuhr Lelio fort: ich gehe nur mit meinem Vater nach Hause, aber bald eile ich zurück in deine Arme.

Adela weinte, Lelio weinte mit, endlich trösteten sie sich mit dem Gedanken an baldiges Wiedersehen; und weil Lelio schon den folgenden Tag zurück sollte: so beredete er seine Adela, ihm zu erlauben, sie folgende Nacht noch einmal im Garten der Villa, wo sie sich aufhielt, zu besuchen. Es hielt zwar schwer, Adela zu einem solchen Schritt zu bewegen; aber Adela liebte ja, und da thut man gern alles, was der Geliebte will.

Dieser Morgenbesuch dauerte sehr lange, und kaum war Lelio um zehn Uhr bey seinem Vater, als dieser ihn gleich fragte: ob er sich in Absicht der Fräulein Pignata besonnen habe?

Lelio: Mein Entschluß ist gefaßt, lieber Vater! Diese Mädchen haben keinen Eindruck auf mich gemacht, und können keinen machen.

R. Fausto: Gut, mein Sohn, ich werde Dich nicht zwingen; aber heirathen mußt Du,

und zwar bald, nur aber keine — Du verstehst mich! Und gesezt, ich wollte jezt auch zugeben, daß Adela die Deine würde: es wäre Dir doch nichts geholfen.

Lelio: Wie so, mein Vater?

R. Fausto: (gravitätisch) Erschrick nicht, mein Lieber: Adela ist, wie mir Donna Spo=setti geschrieben hat —

Lelio: Nun, mein Vater, Adela ist? —

R. Fausto (mit verstellter Rührung): Ist todt!

Lelio (mit verstelltem Schrecken): Todt? Adela todt? (Er sinkt in einen Lehnstuhl.)

R. Fausto (gravitätisch): Dein Schmerz ist gerecht, mein Sohn! Adela war ein liebes, tugendhaftes Mädchen, und wäre Deiner wür=dig gewesen; aber sie war nicht edel gebohren. So gerecht Dein Schmerz indessen ist, so muß Deine Vernunft ihn doch besiegen: bekämpfe ihn, und Du wirst ihn überwinden!

Lelio merkte, daß sein Vater ihm nur ein Blendwerk vorspiegeln wollte. Er stellte sich daher, als glaubte er alles; er weinte sogar, und ging oft weg unter dem Vorwande, seiner Brust Luft zu machen.

Der alte Ritter war nur froh, daß er eine List hatte aussinnen können, seinen Sohn — wie er meynte — von einer Herzenskrankheit zu heilen. Um aber zu verhüten, daß Lelio durch Donna Sposetti nicht eines Andern belehrt würde, so schrieb er selbst an sie, und bath sie, Lelio'n den Tod seiner Geliebten zu berichten, wenn er sich bey ihr nach derselben erkundigen sollte.

„Lelio, mache Deine Sachen heute zusammen, sagte endlich Ritter Fausto, denn Morgen reisen wir ab!"

Lelio schwieg und ging. „Du brauchst heute nicht mehr zu mir zu kommen: ich besuche diesen Nachmittag noch einige Bekannte, und Du taugst nichts in Gesellschaft. Geh spazieren, wenn deine Sachen in Ordnung sind, und lege Dich bey Zeiten nieder, aber trink erst eine Butellje Wein, oder nimm ein Opiat, damit Du schlafen kannst!"

Lelio packte seine Sachen ein, oder vielmehr Camillo. Dann bezahlte er seine Schulden, und ritt, in einen Mantel gehüllt, beym Aubruch der Nacht aus der Stadt nach der Vil-

Ja zu. Adela hatte ihm eine aufs Feld führende Gartenthür bezeichnet, welche er offen finden würde. Er band sein Pferd an einen Ulmenbaum, fand die Thür offen, trat herein, und sezte sich in eine Laube, welche ihm Adela genau genug beschrieben hatte.

Noch sah er Licht auf der Villa; endlich ward alles finster, und Adela erschien. Die Nacht war ungemein schön; die Nachtigallen sangen die Lieder ihrer Liebe. Beyde Verliebte waren ohne Zeugen, schwuren sich von neuem und innigst unverbrüchliche Treue, und ewige Liebe. Ihre Schwüre versiegelten sie mit recht herzigen Küssen. Himmel und Erde schwanden vor ihnen, sie vergaßen sich und entzückt vor Liebestaumel, lagen sie einander in Armen.

Adela erwachte aus diesem Taumel zuerst. Ein Thränenguß bedeckte ihre schönen Wangen. „Ach, Lelio, stammelte sie, wie bin ich gefallen! O, ich Unglückliche, kann ich meine Schande überleben? Verlaß mich, Lelio! Ueberlaß mich der Verzweiflung!“

„Nein, Adela, antwortete Lelio: Du bist mein, und nun um so mehr mein, weil ich der größte Verbrecher seyn würde, wenn ich von nun

an Dich verließe. Ich reise heute mit meinem Vater zurück nach Hause; aber Gott ist mein Zeuge, ich schwöre Dir es bey allen Heiligen des Himmels, Du bist mein, ich liebe Dich unendlich, und nichts soll Dich mir entreißen!

Adela weinte democh. Lelio suchte alles hervor, sie zu beruhigen. Endlich beredeten sie sich, daß sie einander oft schreiben wollten. Lelio sollte seine Briefe an die Besitzerin der Villa, welche jezt zur Vertrauten gemacht werden mußte, Adela aber an einen Verwalter auf Ritter Fausto's Gütern adressiren.

Nach dieser Abrede nahm Lelio von der beynahe in Ohnmacht sinkenden Adela Abschied, und ritt fast ohne Bewußtseyn zurück nach San Marino.

Achter Abschnitt.

Recht thun und edel seyn und gut
Ist mehr, als Geld und — Adel! —

Lelio kam äußerst zerstört zu seinem Vater. Dieser schrieb die Ursache davon der Nachricht

von Adelas Tod zu, und um ihn nicht noch mehr nieder zu beugen, that er, als merkte er nichts, und gab Befehl zur Abreise. Camillo hatte Lelios Sachen aufpacken lassen, und so gings es noch Vormittags von San Marino. Unterwegs sprach Lelio kein Wort. Der Alte wollte ihn durch Reden zerstreuen; aber Ja und Nein waren Lelios Antwort. Nun ließ er es gut seyn, und las, wenn er nicht im Wagen schlief, in Arioste rasendem Orlando.

Die ersten Tage, welche Lelio in Ancona zubrachte, waren eben so traurig, als die auf der Reise. Er erholte sich aber nach und nach: denn nach und nach brachte ihm der Verwalter, den er vorher unterrichtet hatte, einen Brief von Adela. Mit jedem Briefe nahm seine Munterkeit zu: denn jeder Brief versicherte ihn von der gränzenlosen Liebe seines Mädchens.

Der alte Ritter freute sich, daß sein Sohn nach und nach seinen Kummer ablegte. Er hoffte noch Freude an ihm zu erleben, dann nämlich, wenn er eine Frau von gutem Hause nehmen und durch sie der alte Stamm der Bernini weiter blühen würde. Er wollte aber warten, bis Lelio völlig ruhig und heiter wäre, und

dann Vorschläge zu einer Verbindung von der Art ertragen könnte.

So standen die Sachen, als der alte Ritter in einen Proceß verwickelt wurde, wegen eines Landgutes, welches im Neapolitanischen lag. Er war ehedem selbst in Neapolitanischen Diensten gestanden, und hatte das Gut mit seiner Gemalin, einer gebornen Neapolitanerin, überkommen; jezt aber machte ein Nonnenkloster Ansprüche auf die beßten Grundstücke desselben.

Gern wäre Ritter Fausto selbst nach Neapel gereiset, weil er dort noch Freunde hatte; aber sein Podagra verhinderte ihn daran. Lelio sollte daher statt Seiner dahin. Dieser nahm auch den Auftrag an, denn er hoffte, seine Adela unterwegs zu sehen: und dieß ging ihm über alles.

Als er sich beynahe fertig zur Abreise gemacht hatte, erhielt er Folgendes:

Theuerster,

Dein unglückliches Mädchen fällt dir zu Füßen, und flehet um Rettung vom Abgrunde, der sich vor ihm öffnet. Jene Nacht — o Geliebter meiner Seele, denk an jene Zusammenkunft! Ich bin auf dem Wege der Mutterschaft, Lelio;

und bald wird meine Schande offenbar werden, und deine Adela wird verzweifeln. Thue jezt für die Bekümmerte, was deine Liebe dir eingiebt; aber thue es bald, mein Lelio: denn zauderst du, so ist verlohren

deine Adela.

Dieser kurze Brief erschütterte den jungen Ritter bis in sein Innerstes: aber nun gab sein Edelmuth ihm auch Stärke zum Handeln. Er eilte jezt schleuniger von Ancona weg in der Begleitung des einzigen Camillo, und flog gleichsam nach der Villa, wo Adela sich aufhielt. Aus Drang seines Herzens offenbarte er seinem treuen Camillo auf der Hinreise seine Verlegenheit, und die Verzweiflung seiner Geliebten.

Ey, antwortete der ehrliche Bediente, das können Sie alles wieder gut machen, Herr: Sie haben ja Geld!

Lelio: Wie meynst du das?

Camillo: Je nun, Sie geben der Jungfer Adela etwan einige hundert oder auch tausend Scudi, ernähren das Kind, und damit Basta!

Lelio: Schäme dich, Camillo! Meynst du, Geld sey Ersatz für Adelas Ehre?

Camillo: Das meyne ich eben nicht. Ich habe mich genug geärgert und gekränkt, wie sich meine Schwester vom Ritter Lambertini, des Papstes Vetter, anführen ließ. Der aber gab ihr zwey tausend Scudi: und das hieß doch schon etwas! Viele Laffen von vornehmen Herren führen die Mädchen erst an, und lassen sie dann sitzen und im Elend umkommen. So eine Unglückliche ist dann auch, bey meiner armen Seele, viel übler dran, als eine gemeine Hure: denn mit der — hat doch noch hier und da einer Mitleid; wer sich aber von einem großen Laffen hat anführen lassen, wird von allen Großen und Kleinen gehaßt und verachtet.

Lelio: Geld gebe ich meiner Adela nicht: Mich selbst gebe ich ihr: hast du's verstanden, Camillo?

Camillo: Sie wollen sie doch nicht gar heirathen?

Lelio: Allerdings: das ist mein fester Vorsatz!

Camillo: Gott sey tausendmal gedankt, daß er Ihnen so ein gutes Herz gegeben hat, gnädiger Herr, und so ein zartes Gewissen dazu! Ja, ja, da thuen Sie recht daran!

Lelio: Nicht wahr, Alter? Adela hat mir ihre Ehre, ihr Glück und die Ruhe ihres Lebens aufgeopfert: warum sollte ich ihr nicht das Bißchen Convenienz auch aufopfern, die ich selbst verachte? Und obendrein ist meine Liebe zu ihr ohne Gränzen; kurz, ich kann nicht anders.

Sie kamen auf der Villa an, Lelio lief mehr als er ging in das Haus, und das Erste, was ihm aufstieß, war Adela, die mit einem lauten: „ach, Lelio!" in seine Arme sank. Halb ohnmächtig führte er sie in die nahe Stube, wo die Frau des Hauses ihr bald wieder zu rechte half.

Nachdem die Liebenden sich lange geherzt und geküßt und sich ewige Liebe und Treue von Neuem geschworen hatten, nahm endlich Donna Miart — so hieß die Besitzerin der Villa — das Wort und sagte:

„Ritter Lelio: die tugendhafte Adela ist aus bloßer Zärtlichkeit für Sie gefallen; ihre Ruhe ist dahin, und wenn Sie die Verlaßne nicht retten: so ist Adela verlohren."

Lelio: Ich werde es thun, Signora; bey Gott schwöre ich es Ihnen, ich thue es!

Donna Miari: Aber wie wollen Sie es thun?

Lelio: Ein unauflösliches Band, das heilige Sakrament der Ehe, soll uns vereinigen.

D. Miari: Das ist recht, Herr Cavaliere, das ist edel gedacht! Wäre zwischen Ihnen und Adela nichts vorgefallen: so würde ich diese Verbindung widerrathen, würde ihr alle Hindernisse in den Weg legen: aber jezt ist sie nothwendig, und ist Pflicht von Ihrer Seite.

Lelio: Und dieser Pflicht will ich Genüge leisten, Signora, so wahr ein Gott ist!

D. Miari: Aber wann, Herr Cavaliere?

Lelio: Heute noch: ja, noch heute ist Adela ganz die Meinige! —

Es war noch nicht Mittag. Lelio umarmte seine Geliebte und ritt nach San Marino, wo er bey seinem ersten Dortseyn einen sehr dienstfertigen Pfarrer hatte kennen lernen. Diesem erklärte er seine Lage, und bath ihn, das Geschäft der Trauung vorzunehmen. Schwerlich würde er den Mann Gottes dazu gebracht haben, wenn er ihm nicht eine volle Börse gezeigt hätte. Aber diese entschied, und er versprach, die Erlaubniß dazu, nebst der Dispensation vom Aufgeboth und dergleichen bey dem Vicarius des Bischofs auszuwirken, und dann, da doch perica-

lum in mora da sey, das heilige Werk gleich zu verrichten. Vor aller weitern Bedenklichkeit konnte er ruhig seyn: denn die Herren zu San Marino sezten von jeher ihren grösten Vorzug darin, daß sie alle Klagen abwiesen, welche gegen Einwohner ihrer Republik einkamen.

Noch ehe vier und zwanzig Stunden vorüber waren, vereinigte der Priester unsere Verliebten. Lelio blieb jezt noch ein paar Tage auf der Villa, während welcher Zeit die Garderobe für Adela in Ordnung gebracht wurde: denn er wollte sie mit nach Neapel nehmen, und sie dort öffentlich als seine Gemalin aufführen.

Sie kamen in dieser Hauptstadt an; und da der Name Bernini dort nicht unbekannt war: so fanden sie Zutritt in die besten Familien, und in die vornehmsten Gesellschaften. Adela hatte ihre ganze Munterkeit wieder erlangt, und wurde, wegen ihres naiven Wesens, allgemein bewundert. Jeder junge Herr von Geschmack und Lebensart wollte ihr Cicisbeo seyn; und Lelio, der ganz und gar nicht eifersüchtig war, freute sich nicht wenig, die jungen Fäntchen um seine Adela herumflattern zu sehen.

Die Damen zu Neapel fanden indeß wenig Lebensart bey unserm jungen Paare: der Mann lebte blos für seine Frau, und die Frau blos für ihren Mann. Wo Er war, da fand man auch sie. Der Signor schwärmte nicht zwey, drey und mehr Nächte außer dem Hause; und die Signora machte nicht Parthieen auf das Land, ohne ihren Mann, in Gesellschaft munterer junger Herren. Und so war doch damals — wie auch heutzutage noch anderwärts — der gute Ton in Neapel, wo sich ein Eheherr recht lächerlich machte, wenn er zu verstehen gab, daß er seine Frau liebe, und wo keine Dame ärger beklatscht wurde, als welche ehrliche Anhänglichkeit an ihrem Mann blicken ließ.

Neunter Abschnitt.

Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps. *)

Lelio war von seinem Vater an verschiedne vornehme Männer in Neapel empfohlen worden, welche ihm zur Betreibung seines Processes nützlich seyn konnten. Keiner von allen aber nahm sich seiner mehr an, als der alte Marchese Rofani, ein ehedem vertrauter Freund seines Vaters. Durch Betrieb dieses und andrer braven Männer verlohr das Kloster, welches Ansprüche auf die Güter des Ritters gemacht hatte, den ganzen Proceß und mußte obendrein alle Kosten bezahlen.

Das Ende des Processes, welches früher erfolgte, als es Lelio vermuthet und gewünscht hatte, erinnerte ihn an die Nothwendigkeit, nach

*) Wer Vögel fangen will, werfe nicht mit Knitteln drein!

Ancona zurück zu kehren; und nun war die Frage: was er mit seiner Adela machen sollte? Diese war indessen niedergekommen; aber das Kind, schon in seiner Entstehung durch den Kummer der Mutter verkrüppelt, starb einige Tage nach der Entbindung.

Kelio konnte ohne Adela nicht zurückkehren, aber mit Adela durfte er nicht zu seinem Vater kommen; also mußte er sie umtaufen. In dieser Absicht schrieb er an seinen Vater, daß er in dem Hause des Marchese Rosani sehr freundschaftlich behandelt werde; daß die Tochter des Marchese ein allerliebstes Kind sey, daß er schon so versuchsweise ein kleines Liebesverständniß mit ihr eröffnet habe, und nur auf die Erlaubniß des Herrn Vaters noch warte, um förmlich um das Fräulein anzuhalten. Zugleich berichtete er, daß er den Proceß gewonnen und daß vorzüglich Herr Rosani zu dem glücklichen Ausgang der Sache geholfen habe.

Mit der umgehenden Post erhielt er folgende Antwort:

Mein allerliebster Sohn,

Nun, das ist doch, so wahr ich lebe, eine Freude, wie ich sie lange nicht gehabt habe, daß

ich dich wieder ganz vernünftig sehe! Gelt, es ist doch eine ganz andere Sache um eine Liebste, die adlich ist, als um eine Bürgerliche! Wenn ich nun schwachköpfig genug gewesen wäre, deiner tollen Neigung zu der Adela nachzugeben: so wäre dir das Glück, das Fräulein Rosani zu lieben, nicht zu Theil geworden. Ich habe mein Möglichstes gethan, dich von deiner Thorheit zu heilen, und du mußt mir es Dank wißen, daß ich dich sogar hintergangen habe mit der Erzählung von Adelas Tod. Sie ist, so viel ich weiß, nicht todt, läuft aber herum, wer weiß wo und wie!

Was deine neue Liebschaft anbetrifft: so gebe Gott seinen Segen dazu, wie ich meine Einwilligung dazu gebe. Schreib mir, wie viel Geld du haben mußt, um dich bey dieser Sache so aufzuführen, wie es einem Ritter Bernini zukommt. Juliegenden Brief gieb dem alten Rosani, und grüße deine Geliebte, und sag' ihr, daß ich sie lieben werde, als wäre sie meine Tochter. Lebe wohl, mein liebster Sohn!

Ancona.

Fausto Bernini.

Daß Lelio den eingelegten Brief an den Marchese Rosani nicht abgab, versteht sich von selbst. Er schrieb seinem Vater bald zurück, daß alles richtig sey; und der Alte schickte Geld, wofür er denn der Adela allerley Kostbarkeiten und Putz anschaffte. Endlich berichtete er dem Alten, die Hochzeit sey vorbey, und er werde ihm seine Schwiegertochter bald in die Arme führen.

Bisher hatte Lelio seiner Gattin nichts von alle dem gesagt, womit er seinen Vater hintergangen hatte: nun aber offenbarte er ihr alles, weil es auf die Abreise nach Ancona losging, und sie folglich um alles wissen mußte. Die Unschuldige weinte, da sie sich in der Nothwendigkeit sah, einen ehrwürdigen Greis mitzuhintergehen. Aber was konnte sie anders! Sie mußte schon, oder sie lief Gefahr, sich und ihren lieben Lelio unglücklich zu machen. Sie war es also endlich zufrieden, daß man sie unter dem Namen: Adela Rosani vermählte Bernini, in dem Hause des Ritters Fausto einführte. Den Namen Adela hatte Lelio zu lieb gewonnen, als daß er ihn mit einem andern hätte vertauschen sollen.

Der alte Ritter empfing seine Kinder mit aller nur möglichen Zärtlichkeit, und freute sich unendlich, eine so schöne Schwiegertochter zu umarmen. Lange nannte er sie Signora Figlia, endlich aber ward ihm dieß lästig. Er fragte also, wie sie mit ihrem Vornamen hieße: denn, sezte er hinzu, wenn ich ein Frauenzimmer recht lieb habe: so neune ich sie gern mit ihrem Vornamen: das Signora ist so steif und gefällt mir auch nicht ein bißchen mehr!

„Ich heiße Adela" — versezte ziemlich verlegen die Gefragte.

R. Fausto: Adela? Nun, bey Gott, das ist doch kurios! Höre Lelio, wie meynst du?

Lelio: Ich verstehe Sie nicht, lieber Vater!

R. Fausto: Nicht? Ich meyne wegen des Namens? Du hast doch nun auch eine Adela; aber die ist doch gewiß hundertmal besser als jene —

Lelio: Ich bitte, lieber Vater —

R. Fausto: Nicht wahr: daß ich nichts sagen soll! Aber das thut ja nichts: der Spaß ist ja zu Ende, und Gott Lob ohne Schande!

Sehen Sie, meine liebe Adela, mein Sohn da, der Herr Lelio, hat ehemals, als Student zu Rom, mit einem gewissen gemeinen Mädchen, auch Namens Adela, einen Roman gespielt. An der Creatur war aber gewiß nichts, gar nichts, sonst würde sie sich nicht an einen jungen Menschen gehangen haben. (Adela ward über und über roth.) Nun, Liebe, werden Sie nur nicht roth: es kömmt nichts im Hinterhalt! Die Liebschaft meines Sohnes war nichts weiter als eine Liebschaft ohne Folgen. Mir hat er es eigentlich zu verdanken, daß er jezt so glücklich ist: denn ich, ich habe dem Roman ein Ende gemacht. —

Adela schickte sich so gut in ihren neuen Stand, daß jeder, der sie kennen lernte, ihr Verehrer ward. Lelio war in ihrem Besitz vollkommen glücklich, aber niemand von allen war ihr mehr gewogen, als der alte Fausto, welcher nicht leben konnte, wenn er Adela nicht um sich hatte.

Oft nahm sich die Treuherzige vor, sich dem Alten zu Füßen zu werfen, alles zu bekennen, und um Verzeihung zu bitten; aber ihr Gemal

widerrieth ihr dieß. Laß immer meinen Vater in seinem Irrthum, meine Theure, sagte er; vielleicht erfährt er den Zusammenhang der Sache niemals: und dann soll er ihn auch nicht von uns erfahren. Erfährt er aber sonst woher davon: je nun, so ist es noch immer Zeit genug, sich zu erklären, und um Verzeihung zu bitten.

Der gutmüthigen Adela ging es schwer ein, den getäuschten Schwiegervater noch ferner im Irrthum zu lassen; aber sie mußte schon, weil ihr Lelio es so für gut fand.

Lelio schrieb auch an Donna Sposetti und an Donna Miari, erklärte ihnen den ganzen Vorgang und bath Erstere um die Gefälligkeit, dem Chirurgus Palmi eine Summe Geldes zuzustellen, ihm aber das Loos seiner Tochter noch zu verschweigen. Donna Sposetti that das, und merkte in ihrem Briefe an, daß Adela sich vollkommen glücklich befände, und an einen braven, angesehnen Mann verheirathet sey.

Palmi antwortete:

Meine liebe Signora,

Ich merk' es schon von weitem, ohne daß mir es eine Zigeunerin gesagt hätte, daß meine Tochter Gesellschafts-Mamsell bey irgend einem

großen Herrn geworden ist. Nun, ich kann es nicht ändern: denn ich kanns Mädel nicht hüten: hüte einer einen Sack voll Mücken! Das Mädel macht mir doch lange nicht so viel Herzeleid, als mein Wildfang von Sohn: der hat nicht allein eine ketzerische Frau genommen, sondern ist selbst sogar ein Ketzer geworden. Der ist nun ewig verlohren! Adela mag immer eine Hure seyn, so ist es doch noch Zeit zur Bekehrung; und wenn sie älter wird, wird sie schon zur Einsicht kommen. Nur mag sie sich etwas bey ihren Galanen ersparen: denn mir soll sie nicht kommen, wenn sie nichts hat: das sagen Sie ihr nur. Leben Sie wohl, liebe Donna!

Narni.

Giacomo Palmi

Stadt-Chirurgus zu Narni.

Donna Sposetti war so unbesonnen, diesen Brief an Lelio zu schicken, und dieser gab ihn eben so unbesonnen seiner Adela zu lesen. Dieses Frauenzimmer von feinem Gefühl zerfloß über den Brief in Thränen, und versicherte, daß sie keine ruhige Stunde haben würde, bis ihr Vater von ihrem wahren Verhältniß unterrichtet

Staatliche Bibliothek Bamberg

wäre. An dem Urtheil der Welt liegt uns sehr viel, mein Lieber, sagte sie, und muß uns viel liegen; aber das Urtheil, welches unsre Lieben von uns fällen, muß uns vor allen andern wichtig seyn. Komm, theuerster Lelio, laß uns meinen Vater besuchen!

Lelio mußte endlich den Bitten seiner Gemalin nachgeben. Er gab also vor, daß er eine Lustreise nach Rom machen wolle; reißte auch wirklich dahin, und nahm Donna Posetti von da mit nach Narni.

Der alte Chirurgus kannte kaum seine Tochter mehr. Als sie ihm aber bewiesen hatte, daß sie sein Kind sey, fing er an, Vorwürfe über ihre Lebensart zu machen. Adela und Lelio wollten drein reden; aber er ließ sie nicht zum Worte kommen, und schloß endlich mit einer treuherzig-scharfen Ermahnung zur Buße.

Es kostete Adela viele Mühe, ihm zu beweisen, daß sie mit Lelio wirklich getraut und die Gemalin eines der angesehensten Männer zu Ancona sey. Nachdem er aber davon überzeugt war, überließ er sich auch der ausgelassensten Freude, und trank sich auf das Wohlseyn seiner Kinder so selig, daß man ihn zu Bette tragen

mußte. Lelio machte ihm vor seiner Abreise ein ansehnliches Geschenk, versprach es jährlich zu wiederholen, belohnte ebenfalls die Donna Sposetti reichlich, und kehrte zurück zu seinem Vater.

Lezter Abschnitt.

Wo wird Fabel zur Wahrheit, oder Wahrheit zur Fabel — in Romanen oder Postillen?

Schon zwey volle Jahre war Lelio mit Adela verbunden, und schon wiegte der alte Ritter Fausto seinen zweiten Enkel an der Seite seiner Schwiegertochter, von welcher er sich gar nicht trennen konnte, als Ritter Faustos Schwester in Turin zur Ewigkeit überging. Sie hatte Lelio'n zu ihrem einzigen Erben eingesezt; aber da wegen dieser Erbschaft einige Schwierigkeiten sich äußerten: so war es nöthig, daß er selbst nach Turin reisete, um den Besitz der Verlassenschaft seiner Tante anzutreten.

Der alte Fausto sah die Nothwendigkeit dieser Reise zwar ein, aber das ärgerte ihn, daß Adela mit dahin wollte. Gern hätte er sie bey sich behalten mögen; aber es schien ihm doch auch nicht recht, daß der Schwiegervater das Weibchen behalte, indeß der Ehemann als Strohwittwer herumführe. Er ließ es daher geschehen, daß seine Kinder die Reise nach Turin antraten, doch mit dem ausdrücklichen Bedeuten, ja bald zurück zu kommen. Sie versprachens und beyde fuhren dahin ab.

Ritter Fausto hatte als Offizier in Neapolitanischen Diensten, ehemals den Orden des heiligen Gennaro *) erhalten, aber sehr lange keiner Versammlung der Ritter beygewohnt. Eines Abends trat Ritter Moli bey ihm ein, ein alter, ehrwürdiger Greis, welchen Ritter Fausto in seiner Jugend als Freund gekannt hatte.

Woher des Landes? liebster Moli, rief Fausto.

---

*) Januarius. Von dem Gaukelspiel mit dessen Blute handelt Graf Passerani in verschiedenen Stellen seiner Briefe.

Moli: Von Cosal. Ich reise nach Neapel, und wollte Dich auch noch einmal sehen, ehe ich abfahre.

R. Fausto: Nach Neapel? So eine weite Reise?

R. Moli: Ei was weite Reise! Die mache ich oft, denn ich bin jedesmal beym Ritter-Convent.

R. Fausto: Ich bin auch zwar Ritter zu Neapel, aber zum Convent dahin bin ich seit zehn Jahren nicht gekommen.

R. Moli: Schlecht genug von Dir, Herr Bruder! Zum Convent muß ein Ritter; weswegen ist er denn sonst da? Ich erinnere mich kaum recht, daß ich Ritter bin, als wenn ich mein Ordens-Kreuz ansehe, oder auf den Konvent ziehe. Mit dem Reiten wills ohnehin nicht mehr so recht fort.

R. Fausto: Mit mir gehts auch berg-unter. Aber ich bin froh, daß mein Sohn nun so wohl versorgt ist.

R. Moli: Wo ist denn der?

R. Fausto: Er ist mit seiner Frau nach Turin.

R. Moli: So? Hat er geheirathet?

R. Fausto: Ja und zwar ein allerliebstes Weib, die Tochter des Marchese Rosani von Neapel.

R. Moli: Das ist ja scharmant! Bist Du seit der Zeit dort gewesen?

R. Fausto: Ich habe Dir ja gesagt, daß ich seit zehn Jahren nicht zu Neapel war. Als mein Sohn Hochzeit hatte, wäre ich gern hin gewesen, aber das Podagra! —

R. Moli: Aha, Signor Fausto, das Podagra! Das machen die vielen Durchzüge in der Jugend! Nocet emta dolore voluptas! Mir geht's gerade so, und wenns so recht angreift, dann fluche ich auf die Weinflaschen und auf die Mädchen; aber wenns vorbey ist, trink' ich doch wieder —

R. Fausto: Und steigst wohl auch noch extra?

R. Moli: Warum nicht gar? Bey den Weibern bin ich längst Invalide: das kannst Du ja an Dir selbst abnehmen. — Aber höre Bruder: weil Du doch, wie Du sagst, so lange nicht in Neapel gewesen bist, so solltest Du doch einmal noch vor Deinem seligen Ende

dahin reisen. Weißt Du was Bruder: komm mit! —

R. Fausto machte wenig Einwendungen. Zu Hause war ihm alles zu leer: denn Adela fehlte; das Wetter war ganz vortrefflich und die Begierde, seinen alten Schwäher Rosani zu besuchen, nicht geringe. Rosani hatte ihm zwar mehrmals geschrieben, das heißt, Lelio hatte in Rom Anstalt getroffen, daß von Zeit zu Zeit in Rosanis Namen nach seiner Vorschrift, an seinen Vater geschrieben wurde, hatte ihm aber niemals entdeckt, wie es eigentlich mit Adela's Vermögen aussähe. Nun hätte er auch gern dieß gewußt, obgleich er nichts weniger als geizig war.

Die alten Freunde kamen also glücklich in Neapel an und stiegen in einem Gasthofe ab. Ritter Moli nahm den folgenden Tag sein Logis bey einem Bekannten, und Ritter Fausto schrieb ohne Umstände einen Zettel an den Marchese Rosani, worin er ihm seine Ankunft meldete, und zugleich bath, ihm ein Zimmer einzuräumen, weil er bey ihm wohnen würde, so lange er sich in Neapel aufhielte.

Der Marchese kannte den Ritter Fausto als einen sehr offenherzigen Mann, nahm also dessen Vertraulichkeit nicht übel, und ließ ihm sagen, daß es ihn sehr freuen würde, wenn er sein Haus mit seiner Gegenwart beehren wollte.

Ritter Fausto wohnte nun beym Marchese, und that, als wäre er da zu Hause. Der Marchese aber beobachtete immer eine Art von höflicher Etikette, worüber denn endlich Ritter Fausto sich ärgerte, und halb freundlich halb unwillig sagte:

Es ist doch in der That eine schnurrige Sache um Euch Herren bey Hofe! Ihr treibt den Hofton so stark, daß Ihr sogar vergeßt, wie man die nächsten Anverwandten behandeln soll.

M. Rosani: Ich verstehe Sie nicht, Signor Cavaliere: erklären Sie sich deutlicher!

R. Fausto: Ist was zu erklären! Ich werde ja bey Ihnen gerade behandelt, als wäre ich ein Fremder!

M. Rosani: Nicht doch, Signor! Ich behandle Sie, wie einen alten erkannten Freund, und nicht wie einen Fremden: wir behandeln Sie ja wie einen Anverwandten!

R. Fausto: Nun Anverwandten? Bin ich denn was anders?

M. Rosani: Ich wüßte nicht, daß ich die Ehre hätte, Ihr Vetter zu seyn.

R. Fausto: Nun bey Gott, das geht ins Weite!

M. Rosani: Wie das, Signor?

R. Fausto: Zum Henker, sind Sie nicht meines Sohnes Schwiegervater?

M. Rosani: Ich? Der Schwiegervater des Herrn Lelio Bernini?

R. Fausto: Ja, ja, der Schwiegervater des Herrn Lelio Bernini, meines einzigen Sohnes! Meine Schwiegertochter ist ja die herrliche Adela, Ihre Tochter!

M. Rosani: Sie irren sich Signor! Signora Adela kenne ich selbst: sie ist ein vortreffliches Frauenzimmer, aber nicht meine Tochter.

R. Fausto: Was?

M. Rosani: Wie ich Ihnen sage! Ihr Sohn kam vor einigen Jahren hieher, und brachte eine Frau mit, die Tochter eines edlen, aber armen Römers, wie er sagte. Sie kam hier nieder, aber das Kind starb bald nach der Geburt.

Ich habe niemals eine Tochter gehabt und meine zwey Söhne sind schon längst verheirathet. —

Ritter Fausto stand noch wie aus den Wolken gefallen, als eben Ritter Moli hereintrat, und mit einem lauten: „Hahaha Brüderchen, Du bist geprellt!“ auf den Ritter Fausto zulief.

R. Fausto: Was willst Du mit Deinem Prellen, Ritter?

R. Moli: Sollst's gleich hören! Sieh, da komm' ich zur Gesellschaft bey der Frau von Katrina, wo so gewöhnlich alle mögliche Stadtneuigkeiten zusammengetragen werden. Ich gehe gern hin, denn man hört da gar viel Schnurriges! Heute früh komme ich auch hin, und höre, daß man von Ritter Fausto spricht. Du denkst leicht, daß ich die Ohren steif hielt. Ja, das muß man sagen, sagte einer, der Ritter Fausto ist ein rechter Mann, reich, angesehen, und was das beste ist, so hat er einen sehr braven Sohn. — Auch eine sehr schöne Schwiegertochter, sagte ein Andrer: ich habe sie gesehen, und sie hat mir gefallen. Wissen Sie nicht, wo sie her ist? — Sie soll aus Rom seyn. Ohne Zweifel aus einer guten Familie! — Nicht doch, meine Herren, fing nun Donna

Momina an: die junge Bernini wäre aus Rom? Ja, das hat der junge Herr nur so ausgesprengt! Sie ist eine Barbierstochter aus Narni; in Rom hat er sie kennen lernen, und Liebschaft mit ihr angefangen. Das hat der alte Ritter erfahren, und seinen Sohn von da weggenommen: Auch hat man dessen Dulcinea auswärts verstecken wollen; aber umsonst. Der junge Herr entdeckte sie, und ließ sie sich zu San Marino antrauen. — Nun sprich Bruder, ob das wahr ist? Und wenns ist, so sprich, ob Du nicht häßlich geprellt bist?

R. Fausto (reibt sich die Stirn): O ich Thor! Wie schändlich hat man mich hintergangen!

R. Moli: Also ist der Roman doch wohl wahr!

R. Fausto: Freilich ist er wahr, wie ich jezt merke!

R. Moli: Nun, was ist's denn weiter! Du hast doch eine Schwiegertochter, und zwar eine schöne und brave!

R. Fausto: Aber warte nur Herr Sohn: ich will Dich schon kriegen!

R. Moli: Was willst Du denn angeben? Dein Sohn kann ohne Dich leben: er hat seine Tante beerbt, und bleibt auf deren Gütern.

R. Fausto: Ich lasse ihn einsperren!

R. Moli: Das mußt du bleiben lassen! Er ist majorenn, und Besitzer von Gütern. Du hast ihm, salva venia, nichts zu befehlen, Herr Bruder!

R. Fausto: Dann enterbe ich ihn.

R. Moli: Hören Sie Marchese, Sie sind ein Jurist, und verstehen quid juris: kann Ritter Fausto seinen Sohn enterben wegen seiner Heirath?

M. Rosani: Nein: Sie haben die Heirath gebilliget, Ritter Fausto, und lange Zeit vergnügt mit Ihren Kindern zugebracht. Die Ausnahme und Einwendung, daß Sie Ihre Schnur für adlich gehalten haben, und sie es doch nicht war, ist unstatthaft.

R. Fausto: Nun, so sollen sie mir wenigstens nicht mehr vors Gesicht kommen:

R. Moli: Aber höre, lieber Bruder: du sagtest ja, deines Sohnes Frau sey ein gar herrliches Geschöpf!

R. Fausto: (mit Wärme.) Ja, bey der heiligen Jungfrau, ein Weib, das verdiente Cronen zu tragen!

R. Moli: Nun sieh, Ritter, was für'n närrischer Kerl du bist! Adela ist würdig, Cro-

nen zu tragen, und du willst nicht einmal zugeben, daß sie Donna Bernini heiße! Ist das nicht närrisch?

R. Fausto (nach einigem Nachdenken, entschlossen): Hast Recht, Moli! Es bleibt dabey, Adela ist ein köstliches Weib und meine liebe Tochter! Sie wird mir dereinst die Augen zudrücken, und dann werde ich um so sanfter hinüberschlummern!

R. Moli: Das ist ein gescheides Wort, lieber Fausto! Komm, laß dich umarmen! Deine Schnur übertrifft gewiß manche Adliche.

R. Fausto: O gewiß, sie übertrifft sie alle! —

Jezt wollte Ritter Fausto auch nicht mehr in Neapel bleiben, und wartete kaum so lange, bis der Ritter-Convent zu Ende war. — Ritter Moli machte es sich indeß zur Pflicht, alle jungen Stuzer und Damen, welche über die Heirath des jüngern Bernini sich lustig machten, dadurch zurechte zu weisen, daß er ihnen zeigte: daß der Werth des Menschen nicht von Ahnen, sondern von dem Menschen selbst abhänge.

Als Fausto nach Ancona zurückkam, eilte ihm Adela allein entgegen, fiel ihm zu

Füßen, und rief, indem sie seine Hände mit ihren Thränen benezte: Verzeihung, Vater, Verzeihung!

Lelio und seine Gemalin waren an eben dem Tage von Turin angekommen, und hatten gehört, daß der Alte nach Neapel gereiset sey, und bey dem Marchese Rosani sich einlogirt habe. Nun konnten sie nicht mehr zweifeln, daß alles entdeckt sey, und geriethen in die größte Angst und Verlegenheit. Sie sahen den Alten bald hernach selbst ankommen, und Lelio wollte entfliehen. Aber Adela faßte Muth, und lief ihrem Schwiegervater entgegen.

Der Alte sah sie zärtlich und gerührt an, hob sie auf, küßte sie und sagte mit Thränen in den Augen: sey getrost, meine Tochter: es ist alles gut! Du bist und bleibst meine gute liebe Tochter!

Mit diesen Worten führte er sie ins Zimmer, wo Lelio in Furcht und Aengsten seinen Vater erwartete.

Nun Mosjöh, wie stehts? sagte Ritter Fausto. Billig sollte ich dir deinen Text lesen; aber es mag nur gut seyn! Alles ist vergeben und vergessen, und deine Fürsprecherin steht hier — fügte er hinzu, indem er auf Adela

zeigte. Ihr zu Ehren soll heute ein Fest seyn.

Wirklich wurden alle Bekannte des Ritters aus der Stadt eingeladen, und Lelio mußte, auf Befehl seines Vaters, seine Geschichte in Aller Beyseyn selbst erzählen. Jeder lobte Lelios Rechtschaffenheit, aber jeder gestand es sich, daß gegen eine Adela er auch so brav hätte handeln können.

Ritter Fausto lebte nach wie vor vergnügt und zufrieden mit seinen Kindern; und Lelio fand in Adelens Besitz alle seine Wünsche befriedigt.

II.

Der Schlappohr.

Eine Volkssage

in der Pfalz.

Der Schlappohr.

Eine Volkssage.

Erster Abschnitt.

Nun sadle man noch den Landsturm!

Der Wild- und Rheingraf, Johann, hatte im dreißigjährigen Kriege dem schwedischen General Königsmark einige seiner Unterthanen, als Freywillige, zugeschickt, um die gute Sache der Religion schützen zu helfen: denn er, der Rheingraf, war ein großer Anhänger und Verfechter des lutherischen Katechismus, und hielt blos Luthers Lehre für reines Wort Gottes.

Er selbst würde an jenem für ganz Europa so verderblichen und für unser liebes Deutschland vorzüglich traurigen Krieg — den man aber damals als einen heiligen, für Gottes Sache geführten Krieg ansah — Theil genom-

men haben, wenn nicht körperliche Umstände ihn verhindert hätten, mit ins Feld zu ziehen: denn an Muth und soldatischer Tapferkeit fehlte es selten einem Wild- und Rheingrafen, am wenigsten unserm Johann. Aber er hatte ehedem zu Anfange des Krieges einige Züge des berühmten und berüchtigten Grafen von Mansfeld, des größten Helden, aber auch zugleich des größten Partheigängers und Straßenräubers seines Jahrhunderts mitgemacht, und bey einem sehr blutigen Gefechte, einen Arm eingebüßt. Er begnügte sich also, vierzig junge Bursche aus seinem Ländchen dem General Königsmark zuzuschicken, und war froh, da ihm dieser tapfere Mann berichtete, daß seine Leute sich gut hielten, und dem Feinde recht zu Leibe giengen.

Unter diesen war ein gewisser Bursche aus Wendelsheim — dem Geburtsorte des Erzählers — welcher sich vor seinen Kameraden auszeichnete: und den Beyfall seiner Vorgesezten vor allen Andern erhielt. Hans, so hieß der junge Bursche, hatte einige Jahre den Krieg mitgemacht, und war, als es endlich Friede ward, gar nicht zufrieden, daß der Lärmen

nicht länger dauerte: doch auch konnte er sich nicht entschließen, mit den Schweden in ihr Land zu gehen, und erhielt folglich mit seinen übrigen Landsleuten seinen Abschied.

Hansens Vater war einer der begütertsten Männer in Wendelsheim, und hatte es gar nicht gern gesehen, daß Hans in den Krieg zog. Er war daher sehr froh, als er seinen Sohn wieder hatte, der ihm bey seiner Feld-Arbeit und beym Weinbau helfen konnte. Auch Hans freute sich, wieder im Schoos seiner Familie zu seyn, und genoß einige recht gute Tage, weil ihm die Mutter brav auftischte, und der Vater es gern hatte, wenn er ihm seine Ebentheuer, seine Gefahren und Strapatzen, vorerzählte.

Aber eben trat die Zeit an, wo man die Weinberge beschneiden und umhacken muß. Der alte Hans wußte, daß sein Sohn diese Arbeit verstand, und nahm ihn mit auf den Rempes, einen Berg, lange hernach nach Carl Magnus Carlsberg genannt, und ließ ihn schneiden und hacken.

Aber der junge Hans hatte im Felde alle Feld-Arbeit verlernt, und seine nun an die Mus-

kete gewöhnten Hände, verweigerten die Hippe und Hacke zu führen. Sie thaten ihm bald we= he und die Hitze war ihm unerträglich; doch arbeitete er den Tag fort. Der alte Hans sah ihm zu und schüttelte den Kopf. Bub', sagte er endlich, Du hast ja alle Arbeit verlernt! Die gottlosen Soldaten! Doch, wer nicht arbeiten will, soll auch nichts essen: und darum sagt man wohl auch: ein junger Soldat, ein alter Bettler!

Hans schwieg, ärgerte sich aber nicht we= nig, daß sein Vater von dem Soldatenstande so geringschätzig redete, und wünschte, er wäre mit den Schweden gegangen.

Den andern Tag mußte er wieder mit nach dem Weinberge, aber diesen Tag ging es ihm noch schlechter von den Händen, und am dritten wollte es beynahe gar nicht mehr vorwärts.

„Hans, sagte der Alte, faule Tagediebe brauch ich nicht: weißt Du das? Bessere Dich und sey flink, oder —"

J. Hans: Vater, ich bin der Arbeit nicht mehr gewohnt.

A. Hans: Ey was da, was da! Faulheit steckt in Dir, die hast Du bey den Hallunken —

J. Hans: Vater, schimpft nicht auf die Soldaten, oder hole mich —

A. Hans: Ich glaube gar, der Bengel will seinen Vater schimpfen, oder gar schlagen! Das soll unser gnädiger Herr Graf wissen. Er ist eben hier, und der soll Dich schon das vierte Geboth lehren, Du ungezogner Bube Du!

J. Hans: Meinetwegen könnt Ihr mich verklagen, Vater; aber Ihr werdet schön ankommen! Der Graf ist ein Soldatenfreund.

A. Hans: So? und darum, wenn er klug ist, wohl auch ein Freund von denen, die ihm die Söhne zu Rekruten, und andere Abgaben zu deren Kleidung, Unterhalt und Bewaffnung geben müssen. Ich will also mal sehen, auf wen er mehr hören wird.

Der alte Hans ging wirklich zum Rheingrafen, der eben in Wendelsheim beym Pastor zum Besuch war. Er brachte seine Klage an, und foderte, daß der Rheingraf seinen wüsten Bengel von Sohn, den er nicht mehr zwingen könnte, einige Tage in die Petzkammer ste-

ken wolle, damit er arbeiten und das vierte Gebot dort erst recht lernen mögte. *)

Der Rheingraf ließ den jungen Hans herbeyholen. Höre, sagte er, Bursche, da dein Vater hat dich verklagt, daß du nicht arbeiten willst.

J. Hans: Gnädiger Herr Graf, ich kann nicht mehr so schaffen, wie ein Bauerbengel —

Rheingraf: Bist Du denn was anders?

J. Hans: Nichts für ungut, Ihr Gnaden: ich bin schwedischer Soldat gewesen.

A. Hans: Das ist's eben, gnädiger Herr Graf! Da ist er bey den Soldaten gewesen: das sind wüste, garstige Leute; da hat er faullenzen und alle andre Hunzföttereien gelernt!

Rheingraf: Hans sprecht nicht so schlecht vom Soldatenstand —

J. Hans: Ja wohl, gnädiger Herr Graf: das hab' ich ihm auch schon gesagt; aber er hat die Soldaten Hallunken geheißen!

---

*) Petzkammer, Petzhäuschen, sonst auch Gehorsam genannt, heißt das Bauern-Gefängniß in der Pfalz. Nur geringe Verbrechen, Schlägereyen u. dgl. werden damit abgestraft.

Rheingraf: Pfui, alter Hans, Ihr solltet Euch schämen! Seht, ich bin ja auch Soldat gewesen!

A. Hans: Das ist was anders, gnädiger Herr Graf! So ein Herr, wie Sie, hat nichts weiter zu thun, und kann dem Müßiggehen abwarten; aber unser einer hat mehr zu thun, und muß schaffen. —

Der Rheingraf lachte über den Einfall des alten Hanses; und nach mehrern Debatten von beyden Seiten, wurde der Beschluß gefaßt: daß der alte Hans seinen Sohn mit Schimpfwörtern verschonen, und der junge Hans die Arbeit wieder lernen sollte. — Es würde schon gehen, meynte der Pastor: denn sogar er getraue sich, seine hochehrwürdigen Hände zu aller Arbeit, selbst zum Mistladen und zum Wiesenfegen zu gewöhnen. — Das wäre allerdings wahr, erwiederte der alte Hans: denn Pastors Hände wären, als Hände betrachtet, auch nicht um einen Pfifferling besser als Bauern-Hände.

Zweyter Abschnitt.

Was Verwöhnung nicht thut!

Der junge Hans konnte indeß der Arbeit nicht wieder gewohnt werden; sein Vater keifte ohne Unterlaß, schimpfte immer auf die gottlosen Soldaten, und schloß jedesmal seine Strafpredigt mit dem Sprichwort: Ein junger Soldat ein alter Bettler!

Die Reden und Predigten des Vaters kränkten den jungen Hans gewaltig. Hätte er ein Handwerk, oder etwas Aehnliches gelernt gehabt: so würde er auch keinen Tag mehr beym Vater geblieben seyn. Aber was sollte er jezt anfangen? Der Krieg war zu Ende, und weit und breit war kein Räuber, der Leute, oder großer Herr, der Soldaten brauchte. Tausendmal bedaurte er, daß er mit den Schweden nicht nach Stralsund gegangen war: das wären doch noch Leute, die einen ehrlichen Burschen

zu behandeln wüßten; sein Vater aber verstände auch nicht ein Bißchen Räson u. s. w.

Bey alle dem hielt er doch ein Viertel Jahr im Hause seines Vaters aus, bis ihm dieser — wie er meynte — es endlich zu grob machte, und er nun ernstlich beschloß, seine Heimath zu verlassen und in die weite Welt zu gehen. Hans war ein junger brausender Kerl von zwanzig Jahren, ohne viele Ueberlegung. Also war der Schluß, daß er wegen der schweren Bauern-Arbeit, auf und davon müßte, für ihn schon überzeugend.

Doch wollte er nicht allein abziehen: denn er hatte gehört, daß man nicht immer wisse, was einem zustoßen könne. Nun hatte er zu Schniftenberg, einen Bekannten, welcher auch den Schweden gedient hatte. Dieser Mensch war kurz vorher bey ihm gewesen, und hatte eben so, wie er, über die unerträgliche Bauern-Arbeit geklagt. Ha, dachte Hans, vielleicht geht der mit: warte, ich will mit ihm reden.

Den nächsten Sonntag früh machte sich Hans auf und nahm den Weg nach Schniftenberg. Von Wendelsheim bis dahin geht der Fußsteig durch ein unfreundliches, mit

hohen waldigen Gebürgen eingeschlossenes Thal, dessen Tiefe von einem starken Bach durchrauscht wird. Ohngefähr eine starke halbe Stunde von Wendelsheim steht in diesem Thal, linker Hand, die Teufels-Rutsche, eine beynahe unersteigliche Anhöhe, von der die Landleute in der Gegend behaupten, daß ehemals der Teufel, bey seinem Sturz aus dem Himmel, diese Klippe herab gerutscht sey. Nicht weit davon klaffen zwey Hölen, worin ehedem zwey berüchtigte Räuber, Quarthans und Schäferlenhord, haußten, und ihnen ihren Namen hinterlassen haben.

Durch dieses Thal mußte Haus seinen Weg nehmen, und er nahm ihn, da es Tag war, ohne Furcht; bey Nacht hätte er sich gewiß gefürchtet: denn erstlich grauset das ganze Thal vom Gekrächse der Uhuhus; dann auch treibt der Teufel immer sein Wesen auf seiner Rutsche; Quarthans und Schäferlenhord spucken dort gleichfalls herum; der wilde Jäger hausirt fürchterlich oben in den Wäldern; die Irrwische — Seelen der ohne Taufe verstorbenen Kinder — führen die Reisenden unten auf unwegsame Stellen; der Steinsetzer schreit

unaufhörlich: „wo soll ich ihn hinthun!“; der feurige Mann läßt hier seine scheusliche Gestalt auch sehen; vorzüglich besucht der Schlappohr dieses Thal, und erschreckt die Wanderer, doch ohne jemanden etwas zu Leide zu thun. Wer wird nun wohl ohne Furcht, zumal bey Nacht, durch ein schon von Natur so sehr unfreundliches Thal ziehen, worin sich obendrein noch so viel Ungeheuer aufhalten?

Hans dachte an alle diese Ungeheuer indeß nicht: denn er dachte nur an seine nahe Flucht aus dem Hause seines Vaters. So also ging er fort bis an die Teufelsrutsche, wo er stehn blieb, um einmal einen Zug aus einer Flasche zu thun, die er noch von den Schweden her hatte, und die ihm oft Vorwürfe zuzog. Es sey unanständig, meynte der Alte, den Schnapps mit in der Ficke herum zu schleppen; aber der Junge behauptete das Gegentheil, indem so viele vornehme Herren es auch thäten.

Als er so da stand und vor sich hinsah, erblickte er einen Wagen, woraus ein stattlich gekleideter Herr stieg, der sich Hansen näherte, und ganz höflich fragte: ob das der rechte Weg nach Creuznach sey? Hans bejahte es. Der

stattliche Herr dankte, und fragte weiter: wer denn Er sey?

Hans: Ich bin ein Baurenbursche aus dem nächsten Dorfe.

Der Fremde: Ein Bauernbursche? Mein Freund, Er spricht zu entschlossen für einen Bauer; auch zeigt Er in seinen Minen etwas mehr.

Hans: (stolz) Kann wohl seyn, gnädiger Herr, aber ich hab' auch als Soldat gedient!

Der Fremde: Ja, das ist ein Anderes! Ja, ja, ich sehe wohl, Er muß gedient haben. Es ist doch in der That was herrliches um das Soldatenleben!

Hans (mit Feuer): Ja gewiß! Herr! Nichts geht über das Soldatenleben.

Der Fremde: Unter welchen Truppen hat Er gedient, mein Freund?

Hans: Unter den Schweden.

Der Fremde: Und hat es da ohne Zweifel recht gut gehabt?

Hans: Das sollt' ich meynen! Da war's ein Leben, Herr! Alle Tage was für'n Schnabel, und keine Arbeit, keine Eseley!

Der Fremde: Warum blieb Er denn nicht da?

Hans: Weil ich ein Esel war: ja, gewiß Herr, ein rechter Esel war ich, daß ich die Schwedischen Dienste verließ, und mich zu den verdammten Bauern zurück begab. Jezt soll ich Weinberge hacken und Wiesen wässern helfen.

Der Fremde: Hätte Er denn Lust, wieder Dienste zu nehmen?

Hans: Warum nicht, wenn der Dienst sonst gut ist!

Der Fremde: Besser gewiß als er bey den Schweden war.

Hans: Blox, Herr, ich schlage zu; aber wohin gehts dann?

Der Fremde: Blos auf mein Schloß. Sieht Er, Freund, ich habe ehedem auch als Soldat gedient, und zwar eben bey den Schweden. Meinen Abschied mußte ich sehr besonderer Umstände wegen nehmen, war aber doch immer den Soldaten gut, und halte mir immer einen, der an meinem Thore alle Nacht eine Stunde Schildwache steht. Die übrige Zeit hat er frey, und kann essen und trinken soviel er will.

Hans: Was giebt der Herr Handgeld?

Der Fremde: So viel! (reicht ihm eine Hand voll Gold hin.)

Hans: (zählt) Sackerment, funfzig Dukaten! Nun, wie stark ist die Löhnung?

Der Fremde: Die besteht in so viel Branntewein, Bier, und Essen und Trinken, als nur in den Bauch hinein will.

Hans: Und die Kapitulation, Herr?

Der Fremde: Ist auf sieben Jahre. Nachher mache ich einen ganzen Mann aus ihm, wenn Er mir weiter dienen will.

Hans: Und weiter fodert der Herr gar keinen Dienst?

Der Fremde: Keinen!

Hans: Ich krieg' aber doch Uniform?

Der Fremde: Das versteht sich!

Hans: Hier, Herr, ist meine Hand: ich bin des Herrn Soldat! Adjö nun Weinberghacken und Mistladen! Ha, wie sie zu Hause jezt lugen werden, wenn Hans nicht wieder kommt! *) Die Anne-Margret wird rechte Fenster machen, daß Hans fort ist! Aber ich

---

*) Lugen, gucken, Augen aufsperren.

kann nicht helfen: es wäre so aus mir und der Bauergretel nichts geworden.

Der stattliche Herr befahl Hansen, in den Wagen zu steigen, und nun gings im stärksten Galopp fort, über Berg und Thal, über Stock und Strauch. Als es Mittag ward, hielt der Wagen; und der stattliche Herr und Hans stiegen aus: jener öffnete das Magazin, zog Viktualien und Schnapps heraus, wobey Hans sich so stark zu gute that, daß er in den Wagen zurück taumelte, und fest einschlief.

Abends hielt der Wagen in einem sehr geräumigen Hofe vor einem schönen Schloße und Hans erwachte.

Dritter Abschnitt.

Wer gern tanzet, dem ist bald gegeiget; aber auf Tanzen folgt nicht selten Hinken!

„Wir sind schon da, wohin wir wollten, sagte der stattliche Herr zu Hansen: steig aus, mein Freund!“

„Schwere Angst, sprach Hans, ich hab wohl des Guten zu viel gethan! Aber, Herr, es war auch Schnapps darnach, kapitaler Schnapps!“

Der Fremde: Solchen sollst Du immer trinken, und so viel Du willst: Komm nur mit!

Der Fremde führte ihn in eine neben dem Eingang des Schlosses angebaute Wachtstube, worin eine Muskete stand, welche er Hansen darreichte, als sein Gewehr. „Du versprichst mir also, Haus, alle Nacht von Elfe bis Zwölfe hier, vor diesem Eingang, Schildwache zu stehen, und niemand heraus zu lassen, er sey auch wer er wolle?

Hans: Das versprech' ich.

Der Fremde: Gut! dafür hast Du hier Dein Lager, Nummer Eins: es ist zwar nur eine Matratze —

Hans: Thuts nichts! ich liege lieber auf Stroh, als im Bette.

Der Fremde: Fürs andre ist hier ein Schrank: darin stehen drey Flaschen: die eine ist voll Kümmel, die andre hat Pommeranzen, und die dritte Anis. Du kannst daraus nehmen, so viel Du willst; die Flaschen werden immer voll bleiben.

Hans: Mordid, Herr, das wäre ja herrlich, wollens einmal probiren! (Er schenkt sich ein großes Glas ein, aber die Flasche blieb voll.)

Der Fremde: Siehst Du? und so bleibt es immer. Nun schau hieher! Hier steht ein Bierkrug, der nimmer leer wird, und hier auf dieser Schüssel wirst Du immer Schinken, auf jener immer kalten Braten, dort immer Butter und in diesem Topf immer guten, alten Käse finden.

Hans: Das ist brav. Ha, nun will ich leben!

Der Fremde: Warmes Essen wird hier nicht gegeben —

Hans: Mag auch keins haben: Schnapps ist des Soldaten Bauchwärmer.

Der Fremde: Hier ist Deine Uniform, ein derber Bärenpelz; hier Dein Hut, eine Bärenmütze; hier deine Hosen, ein Paar lange Pumphosen, und hier Deine Stiefeln, große Kurierstiefeln.

Hans (zieht alles schnell an): Ja, Herr, nun sehe ich recht aus!

Der Fremde: Dann muß ich Dir noch sagen, daß Du Dich, so lange Du hier im Dienste bist, nicht kämmen darfst.

Hans: Aber Herr, dann fressen mich ja die Haar-Panduren auf!

Der Fremde: Dafür ist gesorgt! Du darfst Dich auch nicht waschen.

Hans: Das hab' ich mein Lebetage nicht gern gethan! Mein Hauptmann bey den Schweden hat mich deswegen oft genug ausgefilzt.

Der Fremde: Dann mußt Du den Bart auch wachsen lassen, und Dich ja nicht balbiren!

Hans: Bin's zufrieden: kann ohnehin das Gekratze unter der Nase nicht leiden.

Der Fremde: Die Nägel müssen auch stehen bleiben.

Hans: Gut, gut!

Der Fremde: Nun gute Wache, Hans!

Mit diesen Worten ging der Fremde aus der Wachtstube. Hans sezte sich an den Tisch, holte seine Kümmelflasche, und probirte ihre Tugend. Eben so machte ers mit der Schinkenschüssel und dem Commißbrodt. Er merkte nirgends

Abgang, und freute sich über die herrliche Anstalt.

Nachdem er rechtschaffen gegessen und getrunken hatte, ging er in den Hof, um zu sehen, wie die Bedienten seiner neuen Herrschaft wohl aussähen; aber da war eine Todtenstille, und weder Mensch noch Vieh ließ sich sehen oder hören. Es bellte kein Hund, keine Katze miaute; nicht einmal eine Eule ließ sich hören. Hans fand das sehr sonderbar. Er ging nach dem Eingange des Schlosses; aber der war verriegelt, und kein einziges Zimmer im ganzen Schlosse war erleuchtet. Hans wunderte sich noch mehr.

Endlich brummte die Thurmglocke elf Uhr: Hans ergriff sein Gewehr und trat auf seinen Posten. Plözlich war das ganze Schloß erleuchtet, die Thüre des Eingangs öffnete sich, und das ganze Gebäude ertönte von Musik, Tanz und vom Hin- und Herlaufen und Lärmen unzähliger Leute.

Das Schloßthor fuhr auch klirrend auf und eine große Menge Kutschen aller Art kamen herein, welche im schnellsten Lauf ins Schloß selbst fuhren. Hans bemerkte mit Schrecken,

daß die Kutscher, Vorreiter und die Bedienten, hinten auf, alle ohne Kopf waren.

Zitternd und bebend stand Hans da, und glaubte alle Augenblick, so ein Kerl ohne Kopf würde ihn mit sich fortreißen. In dieser Angst wünschte er sich wieder zurück in seines Vaters Haus, und würde gern alle harte Arbeit im Weinberg und auf den Klee-Aeckern übernommen haben: aber dieß war, wie er selbst einsah, jezt zu spät. Doch beschloß er, gleich den folgenden Tag, sobald es anginge, diesen Zauberort zu verlassen, nach Hause zurück zu kehren und, wie der verlorne Sohn im Evangelio, zu seinem Vater zu sagen: Vater, ich habe gesündiget im Himmel und vor Dir!

Indessen stand er doch Schildwache und hatte nicht das Herz, auch nur einen Schritt von seinem Posten am Eingange abzuweichen. Zwar näherten sich viele Personen und Thiere, als Löwen, Bären und Hasen, die auf drey Beinen liefen, auch Drachen und Pferde mit Menschenköpfen, als wollten sie am Schloß-Eingange heraus; aber kaum erblickten sie die Schildwache mit der Muskte, so wichen sie zurück, und getrauten sich nicht weiter. Hans

würde sie gewiß nicht aufgehalten haben; denn der war vor Furcht beynahe außer sich.

Als es endlich oben auf dem Thurme eben Zwölfe schlug, löschten alle Lichter auf dem Schlosse aus; die Thüren schlossen sich von selbst, und es herrschte rings herum wieder Todtenstille, wie vorher.

Wer war froher als Hans! Schnell verließ er seinen Posten, und ging in seine Wachtstube, wo er ein helles Licht brennen fand. Er hatte sich zwar vorgenommen, bey seiner Ablösung vom Posten der Kümmelflasche wieder zuzusprechen; aber diese Lust war ihm vor Angst vergangen. Er sezte sich auf die Matratze, überlegte seine unüberlegte Entweichung aus seines Vaters Hause, und schlief über dieser Ueberlegung ein.

Vierter Abschnitt.

Wenn doch alle Trunkenbolde sich witzigen ließen, wie hier der — Hans!

Den andern Tag um acht Uhr erwachte Hans, und hatte dermaßen Durst, daß ihm Zunge und Gaumen ganz trocken waren. Er erinnerte sich an die Bierflasche, sprang von seinem Lager auf, langte sie hervor, that starke Züge draus, und fand sie noch voll.

„Das ist doch noch gut hier, sagte er, daß man weder hungern noch dursten darf! Aber die verfluchte Schildwache! Bey meiner armen Seele, ich stände lieber auf einer Batterie, wo es Kugeln und Kartätschen regnete! — Zu Leide haben zwar die Spukedinger mir noch nichts gethan; aber wer weiß, was sie noch in Zukunft thun! Es sind immer Spukedinger *) und sol-

*) Spukedinger, Spökedinger, Gloie, Gloinige, Unrathe sind Gespenster, welche hier und da spuken, wandern oder weben sollen.

chen ist nicht zu trauen. — Wer weiß auch, wer der stattliche Herr ist! vielleicht ist es gar der Böse selbst, und dann wehe mir!"

Hans erschrak über den Gedanken, daß der stattliche Herr gar der Böse oder der Teufel selbst seyn könnte, und daß er sich mit ihm eingelassen, und sich ihm zum Eigenthume auf sieben Jahre überlassen habe. Doch nach reiflicher Ueberlegung tröstete er sich bald anders.

„Hab' ich doch, sagte er zu sich selbst, keinen Bund mit dem stattlichen Herrn gemacht! Ich hab' ihm ja meine arme Seele nicht versprochen; ja der stattliche Herr hat nicht einmal gefragt, ob ich eine Seele habe! Zudem hat er ja auch keine Handschrift von mir, unterschrieben mit meinem Blute! Also nur getrost, Hans, gesezt auch, der stattliche Herr wäre selbst der Teufel! Er hat auf keinen Fall Theil an mir. Das Bißchen Schnapps und Essen macht auch noch nicht, daß er mich holen könnte: muß ich doch Schildwache für ihn stehn!"

Hans beschloß nun, den in der vergangenen Nacht auf dem Posten gefaßten Vorsatz vor der Hand aufzugeben, und wenigstens noch eine Nacht auszuharren: vielleicht ginge es besser.

— Doch wollte er alle Gelegenheit im Schloßhofe bey Tage untersuchen, um zu sehen, an welcher Stelle — er am besten davon kommen könnte.

Er that es; aber zu seinem Leidwesen fand er, daß das Schloß auf einem fürchterlich hohen, sehr steilen Felsen lag. Er hatte eine Leiter genommen, und war auf die Schloßmauer gestiegen, um welche eine Gallerie herum ging, wovon man die Lage des Ortes durch einige in der Mauer angebrachte Schießscharten genau genug übersehen konnte. Der Fels, worauf das Schloß lag, ging gerade herab und war, wie Hans meynte, wenigstens tausend Fuß bis zur Tiefe. Hans erschrak nicht wenig, da er keinen Ausweg zur Flucht erblickte, und ging sehr traurig zurück nach der Wachtstube.

Der stattliche Herr war drinnen, und sprach mit rauher Stimme also:

„Heißt das Versprechen halten, daß Du heute schon desertiren willst?"

Hans schwieg.

Sag Hans, fuhr der stattliche Herr mit sanfterer Stimme fort, wo bist Du jezt gewesen?

Hans: Oben auf der Mauer: da hab' ich mich etwas umgesehen!

Der Fremde: Freilich hast Du Dich umgesehen; aber weswegen hast Du Dich umgesehen?

Hans: Je nun, man sieht sich ja wohl mal um!

Der Fremde: Hans lüge nicht! Du hast wollen eine Gelegenheit aussehen, zu entwischen: nicht wahr?

Hans: Nun — ja —

Der Fremde: Hans, von hier aus kommst Du nicht weg! Deine sieben Jahre mußt Du bis auf die Minute aushalten. Ueber die Mauer kannst Du einmal durchaus nicht; und wenn Du das auch könntest: so ist doch der Fels so sehr hoch, daß keins Deiner Gebeine ganz auf den Boden kommen würde. Also mußt Du schon bleiben. Aber Du hast auch gar nicht Ursach, hier unzufrieden zu seyn: denn sieh, für die Gesellschaft gesitteter, vernünftiger Menschen bist Du noch verdorben. Du bist und lebst noch gar zu eckelhaft, als daß Du ihnen nicht zum Gespötte oder zur Verachtung dienen solltest. Hier aber kannst Du Deine

Sauerey treiben, so weit Du Lust hast; und darum ward Dir alles erlassen, was nur die Sache derer ist, die nicht wie die Schweine leben mögen. Dann auch kann Dir Dein Vater nicht mehr vorwerfen, daß Du ein Leben führest, wie einer, der keine Seele habe, und folglich von Nachdenken, Schaam und Besserung nichts wissen wolle. Fressen und Saufen, ärger wie das liebe Vieh, ist ja auch Deine Sache; und Arbeiten und das Seine hübsch zu Rathe halten, wie auch einem jeden das Seine lassen oder es ihm geben — ist, was Vernunft und Noth Dich bis jezt noch nicht haben lehren können. Der Sorge für alles das bist Du aber hier überhoben und kannst leben, daß alle Schweine, Domherren und Mönche Dich beneiden mögten. Sag, ist das nicht an dem?

Hans: Aber lieber Herr, die Spukedinger —

Der Fremde: Pfui, Hans, schämen solltest Du Dich! Du bist Soldat gewesen, und fürchtest Dich vor Spukedingern! Die thun Dir nichts und können Dir nichts thun. Dabey bleibts! Halte Du ihnen nur das Gewehr vor, wenn sie zum Schloß heraus wollen: sie werden

allemal zurück weichen; und wenn sie ja nicht wollen; so feure los! Für dießmal gehe ich wieder fort, Hans; aber mache ja nicht, daß ich das zweyte Mal komme: sonst mögte es Dir eben nicht gut gehen!

Mit diesen Worten verließ der stattliche Herr unsern Hans, der ihm zwar nachging, aber ihn gleich vor der Thür seiner Wachtstube aus den Augen vermißte. Mismüthig ging er zurück, verlohr aber seinen Mismuth bey der Flasche.

Um eilf Uhr trat er wieder seine Schildwache an: Alles passirte, wie die vorige Nacht. Hans sah zwar alles mit Grausen; doch war dießmal das Grausen nicht so stark, daß es ihn verhindert hätte, nach Verlauf der Wachtstunde seiner Flasche tüchtig zu zusprechen. Er schlief auch weit eher und unbefangener ein, als die erste Nacht.

Nach und nach gewöhnte sich Hans an sein Geschäfte, und hörte endlich gar auf, sich dabey noch zu fürchten.

Das war nun ganz gut für ihn; aber zweymal versah er's gegen seine Pflicht, und mußte jedesmal derb dafür büßen: denn auch Personen,

wie der stattliche Herr, können nicht gut leiden, daß man ihren Dienst obenhin verrichte.

Nicht lange nach seiner Ankunft hatte er auch einmal der Kümmelflasche zu stark zugesprochen, und verschlief hernach den Schlag von elf Uhr. Auf einmal ergriff ihn eine starke Hand bey den Haaren, zerrte ihn mit Gewalt vom Lager, und trug ihn schwebend auf seinen Posten. Hier stand er nun zitternd und bebend Schildwache, während alles andre ging, wie gewöhnlich. Da er hernach bey seinem Rücktritt in seine Wachtstube weiter nichts hörte und sah: so dachte er, der stattliche Herr — denn von diesem glaubte er geweckt worden zu seyn — hätte genug daran, daß er ihn etwas gezauset hätte, und schlief ruhig ein bis zum Tagwerden.

Hans erwachte den andern Morgen, und ging an seinen Schrank, erschrak aber zum Tode, als er alle Brantweinflaschen und Bierkannen leer fand. Sein Durst indessen war brennend und nöthigte ihn, an einem unermeßlich tiefen Brunnen, der im Schloßhofe stand, Wasser zu schöpfen, und den ganzen Tag nichts als das zu trinken.

Er empfand diese Strafe bitterlich, ward aber dadurch gewitzigt, und versah die folgende Nacht seinen Dienst aufs pünktlichste. Er befürchtete nämlich, der Schinken, der kalte Braten, das Brodt, samt allem Uebrigen, mögten sonst auch aufhören, wie jezt schon das Getränke. — Als er vom Posten kam, nahm er einen Schluck Wasser und legte sich zur Ruhe.

Früh, ehe er noch vom Lager auf war, trat den andern Morgen der stattliche Herr zu ihm ein, both ihm einen guten Morgen, und bath ihn mit spöttischer Mine um einen Trunk aus der Kümmelflasche.

Ach, lieber Herr, erwiederte Hans, und erhob sich langsam von seiner Matratze: meine Flaschen sind alle leer, und werden gar nicht mehr voll!

Aha, mein Freund, sagte der stattliche Herr, da haben wir's! Warum bist du nachlässig in deinem Dienst gewesen? Hast du nicht versprochen, alle Nacht von Elf bis Zwölfe Schildwache zu stehn? Dafür versprach ich dir vollauf Schnapps. Ich habe mein Wort gehalten, du

aber hast deins gebrochen; und so that ich nicht unrecht, daß ich dir den Schnapps entzog.

Hans: Der Herr hatte freylich Recht, aber —

Der Fremde: Gut, daß du dein Unrecht erkennst; deswegen soll dir auch die Strafe für dießmal erlassen seyn. Du wirst deine Flaschen wieder voll finden, wie vorher; aber hüte dich, daß du nicht noch einmal ertappt wirst!

Der stattliche Herr entfernte sich, und Hans fiel mit ganz außerordentlicher Gierigkeit über den Schrank, fand seine Flaschen wieder voll, und kostete aus jeder, ob es auch noch die rechte Sorte wäre.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß die Sorten nicht verschlechtert waren. Nachher überlegte er mit Ernst und Reife, daß die Trunkenheit an seinem versäumten Dienst Schuld gewesen war, und er entschloß sich steif und fest, niemals mehr zu trinken, als der volle Gebrauch seiner Sinne gestattete: und er fuhr sehr gut dabey! Denn in der Folge versäumte er die elfte Stunde nie wieder.

Fünfter Abschnitt.

Hocus Pocus herrscht in der Phantasienwelt, wie in der Sinnenwelt!

Hans war schon drey Jahre, seit diesem unangenehmen Vorfall, auf dem Schloß des stattlichen Herrn, und hatte sich an das Leben daselbst so gut gewöhnt, daß er oft wünschte, es mögte ewig währen, und darum nichts mehr fürchtete, als das Ende der ausbedungnen sieben Jahre.

Der stattliche Herr war seit dieser Zeit auch nicht mehr erschienen; und die Spukedinger, welche Hans alle Nacht zu sehen bekam, machten ihm endlich noch Spaß, besonders die Spukedinger ohne Kopf auf den Kutschen. Einigemal hatte er gar die Dreistigkeit, ihnen zuzurufen, erhielt aber allemal eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand; und dieß machte, daß er fort-

hin ganz still war, und sich um sie und ihr Wesen weiter nicht bekümmerte, als sein Schildwachen-Amt erfoderte.

Eines Tages ging Hans — seine Verdauung zu befördern — im Schloßhofe spazieren, und erblickte hinter den hohen Pappelbäumen eine Gestalt in einem Bedienten-Rock. Dieß fiel ihm auf: denn außer dem stattlichen Herrn hatte er hier noch nichts Lebendiges bemerkt, als die Spukedinger; nicht einmal einen Hund oder eine Katze. Er war froh, wieder einen Menschen zu sehen: denn für einen Menschen hielt er die Erscheinung. Er ging also auf den Pappelgang zu, und der Bediente kam ihm entgegen.

Dieser schien zu stutzen und sich zu fürchten; aber Hans ermunterte ihn, dreist zu seyn und näher zu kommen. Wenn ich schon, fügte er hinzu, mit meinem langen Bart und mit meinem Anzuge aussehe, wie der leidige Satan: so bin ich doch nur ein Mensch; du darfst dich also nicht fürchten!

Schüchtern, wie es schien, näherte sich dennoch der Andere, und grüßte unsern Hans gar höflich. Hans erwiederte den Gruß, und bath

ihn, mit nach der Wachtstube zu kommen, wo er ihm ein Glas Bier oder Schnapps geben wollte. Allein so sehr er auch bath, wollte doch der Andre nicht in die Wachtstube. Hans ging also hinein, füllte seine schwedische Pulle mit Schnapps und bot sie ihm an; aber auch das schlug der Andre aus, unter dem Vorwand: daß er weder Schnapps noch Bier trinke. Hans schüttelte den Kopf und bedaurte den armen Menschen, der weder Schnapps noch Bier trinken mögte: denn diese beyden Stücke hielt er für Hauptingredienzen der menschlichen Glückseligkeit.

Doch wollte er, daß der Unbekannte etwas bey ihm genießen sollte, und holte daher Schinken und kalten Braten und bath ihn, zuzulangen. Aber auch dieß wurde ausgeschlagen, und Hans ärgerte sich darüber. Der Unbekannte sagte ihm aber, er habe schon gespeiset und dankte gar artig für Hansens Aufmerksamkeit. Dieß besänftigte den Hans, und er fragte nur noch: wo das denn geschehen sey?

Unbekannter: Hier, in diesem Schlosse.

Hans: In diesem Schlosse? Das macht einem Andern weis! Das ist, salveni, nicht

wahr! Dieß Schloß ist rund herum zu, und keine Seele kann aus noch ein. Ich muß das besser wissen!

Unbekannter: Und doch versichere ich Euch, daß ich heute drin gegessen habe!

Hans: Herr, ich hab' mich hier rund herum umgesehen, und das schon seit all der Zeit, die ich hier bin: hab' aber noch nie ein Loch gefunden, ins Schloß zu kommen. Was wollt Ihr doch sagen! —

Unbekannter: Und doch ist's wahr, was ich sage. Wollt Ihr mit mir hereingehen?

Hans: Hab' nichts dawider!

Der Unbekannte führte Hansen auf die andre Seite des Schlosses, dicht an die Mauer und fragte: ob Er keinen Eingang sehe? Hans sah nichts und nannte das eine einfältige Frage. Der Unbekannte zog hierauf einen Schlüssel aus der Tasche, klopfte damit an die Mauer: diese that sich auseinander und zeigte einen geräumigen Eingang, in einen sehr geräumigen Vorsaal. An beyden Seiten einwärts waren offene Thüren; aber eine Todtenstille herrschte aller Orten.

Wollt Ihr mit hinein gehen? fragte jezt der Unbekannte.

Hans wollte wirklich vorwärts; da ihm aber das Verbot des stattlichen Herrn, sich ja nicht ins Schloß führen zu lassen, einfiel: so stockte er und weigerte sich, mitzugehen.

Dann habe ich auch nicht Zeit, länger hier zu bleiben, sagte der Unbekannte: Lebt also wohl! Mit diesen Worten trat er in die Oeffnung; diese schloß sich sofort wieder zu, und Hans stand da ganz betroffen. Curios! sagte er bey sich selbst, und ging nach seiner Wachtstube.

Einige Tage bemerkte er den Unbekannten nicht, so sehr gern er auch hätte wissen mögen, wie es mit dem Innern des Schlosses aussehe. Der stattliche Herr hatte ihm nie Auskunft darüber geben wollen. Er war daher sehr froh, als er den Unbekannten wieder unter den Pappeln wandeln sah. Schnell näherte er sich ihm, und fragte: wo er so lange die Tage geblieben sey?

Man kann nicht, wie man will; war die Antwort: seine Herrschaft wolle bedient seyn; und er würde sie gar nicht verlassen, wenn er nicht Erlösung für sie suchen ginge.

Hans: Ist denn Eure Herrschaft eingesperrt?

Unbek. Nicht allein eingesperrt, sondern auch verwünschet.

Hans: Also verhext! Das hat gewiß eine alte Hexe gethan. In meiner Heimat zu Wendelsheim giebts auch Hexen die Menge!

Unbek. Nein, eine Hexe kann das nicht! Du kennst doch den Herrn, der dich hieher gebracht hat?

Hans: Den stattlichen?

Unbek. Eben den: und der eben ist der ärgste Zauberer! Hier im Schloß sind gar viel Leute, die er bezaubert hat. Mein armer Herr und ich sind auch darunter; aber mein Herr ist viel übler dran, als ich.

Hans: Steht ihm denn nicht zu helfen?

Unbek. O ja! Du schon könntest es, wenn Du nur willst.

Hans: Ich? Nimmermehr! Ich stehe ja bey dem stattlichen Herrn in Diensten!

Unbek. Dafür wird er Dich auch hübsch belohnen: sey nur zufrieden! Wenn nur erst Deine Dienstjahre um sind, so bezaubert er Dich auch und verhext Dich, wer weiß, in was! Er

hat schon viele Schildwachen hier gehabt, und hat sie allemal zur Belohnung ihrer Dienste verhext.

Hans: Warum nicht gar!

Unbek. Verlaß Dich drauf, Camerad! Aber Du kannst Dich retten, wenn Du meinen Herrn erlösest. Dann nehmen wir Dich mit, und führen Dich zurück in Deine Heimath. Mein Herr wird auch sonst noch dankbar seyn.

Hans: Wie wäre aber das Ding anzufangen?

Unbek. Nichts ist leichter, als das! Du gehst Morgen früh mit ins Schloß, und dann will ich Dir schon sagen, was Du thun sollst. Versprich mir nur, daß Du mit willst!

Hans versprach, was der Unbekannte forderte, schlief die Nacht sehr wenig, und sah dem künftigen Eventheuer mit Zittern entgegen. Oft wollte er dem stattlichen Herrn treu bleiben; aber die Furcht, einst von ihm verhext zu werden, siegte, und er nahm sich fest vor, den Herrr des Unbekannten zu erlösen.

Früh des andern Tages kam der Unbekannte, erinnerte Hansen an sein Wort, und nahm ihn, als er anfing, Bedenklichkeiten zu äußern,

fest bey der Hand. Nun führte er ihn wieder hinter das Schloß an die Mauer, öffnete diese mit seinem Schlüssel und befahl, ihm zu folgen. Hans sträubte sich zwar; aber der Unbekannte schleppte ihn mit hinein.

Nachdem die Oeffnung wieder zu war, zerrte der Unbekannte Hansen durch mehrere leere Zimmer, und ließ ihn endlich in einem dunklen Gemach allein. Hans stand wie versteinert. Seine Angst vermehrte sich, als er in dem engen Gemach rundum herumtappte, und durchaus keinen Ausgang finden konnte.

Armer, armer Hans, sagte er jezt zu sich selbst: wärst du doch wieder bey deinen Flaschen und bey deinem Speiseschrank!

So lauerte er nun, bis die Glocke Elfe schlug. Bald darauf öffnete sich eine Thür, von der er im Finstern auch nicht die geringste Spur hatte fühlen können. Dann traten zwey Männer herein, deren einer ihm winkte, den Arm zu entblößen, indeß der andre ein Aderlaßzeug zurechte machte. Hans stand unbeweglich. Nun stellte der eine seine Lampe auf ein Gesimse, entblößte Hansens Arm mit Gewalt, und mit Gewalt öffnete ihm der An-

re eine Ader. Das Blut fing jener mit einer Schaale auf; und als diese nichts mehr faßte, verband er die Ader und entfernte sich mit seinem Begleiter, nachdem dieser dem Geängstigten ein Stück schimmlichtes Brodt und einen Krug Wasser hinterlassen hatte.

Hans brachte jezt vier und zwanzig Stunden gar elend zu, und aß und trank blos, weil ihn ein gewaltiger Hunger und Durst dazu nöthigte. Seine Lagerstätte mußte er auf der blanken Erde nehmen.

In der folgenden Nacht ließ man ihm am linken Arm zur Ader, in der dritten am rechten Fuß, und in der vierten am linken. Hans ward durch dieß viele Blut-Entziehen, und die elende Kost bey all seiner Angst so geschwächt, daß er gewiß in einigen Tagen hätte erliegen müssen.

In der der fünften Nacht kam abermals der Aderlasser mit dem Schnepper, und dessen Begleiter mit der Schaale. Sie machten Anstalt, dem Halbtodten wieder am rechten Arm die Ader zu schlagen; aber auf einmal wurde ein fürchterliches „Halt!“ gerufen.

Auf das Wort Halt verschwand der Chirurgus nebst dem Andern, und der stattliche Herr stand vor Hansen mit einer Blendlaterne.

Sechster Abschnitt.

Die bunte Welt ist nicht immer die beßte, noch weniger die glücklichste.

Elender, wie kömmst Du hieher? fragte der stattliche Herr den fast Erstarrten mit einer fürchterlichen Stimme.

Hans war nicht im Stande, zu antworten: denn seine Mattigkeit, nebst der Erscheinung des stattlichen Herrn, und dessen durchdringender Ton hatten ihn einer Ohnmacht nahe gebracht.

Der stattliche Herr griff in die Tasche, zog ein Fläschchen mit Salmiak-Spiritus heraus, und hielt es ihm unter die Nase. Dieß brachte ihn gleich etwas wieder zu sich. Nachher reichte er ihm einige Löffel bittere Essenz aus der Halli-

schen Waysenhaus-Apotheke: und dadurch kam Hans allmälig wieder zu Kräften.

„Jezt sprich Hans, sagte der stattliche Herr, wer hat Dich hieher gebracht? hieher, wo keines Menschen Gewalt helfen und retten kann? Sprich!“

Hans zitterte und bebte von neuem und vermogte kein Wort herauszubringen.

Leider, fuhr der stattliche Herr fort, wenn Du nicht offenherzig alles angiebst, bist Du auf immer verloren; thust Du aber das — hier hast Du mein Ehrenwort — ich rette Dich!

Hans bekam nun etwas mehr Muth, und fing an zu bekennen. Der stattliche Herr war unterdessen ganz still und ruhig, nur daß er ihn von Zeit zu Zeit ermahnte, ja keinen Umstand auszulassen. Als er endlich genug heraus hatte, nahm er eine sehr ernste Miene an, und verwies ihm seinen Ungehorsam, und den Bruch seiner Zusage. Darauf mußte er von neuem angeloben, daß er in Zukunft Dienst und Zusage pünktlicher erfüllen wolle; und nun erst führte er ihn aus seinem Kerker.

Sie kamen durch viele Gänge und Zimmer, welche von Bedienten, Lakayen, Kammerher-

ren, Zofen, Schranzen, Soldaten, Heyduken und anderm Hofgesinde wimmelten. Alle diese klozten nicht wenig und zeigten, voll Verwunderung, auf Hansens Anzug.

Darauf traten sie in einen großen, prächtigen Saal, worin eine Tafel mit hundert Gedecken stand. Man trug eben auf. Oben an saß ein ältlicher, hagerer Herr, und ihm zur Rechten eine eben so ältliche, hagere Dame. Dann folgten rechts und links Geistliche, Generale, und andre Herren mit prächtig gekleideten Damen. Unten an saß ein schmächtiger Hofpoete, als Hanswurst gekleidet, der gerade ein Gedicht zum Lobe des Fürsten ablas. Der stattliche Herr zuckte die Achseln, und gab Hansen einen Wink, hier recht zu zusehen. Hans that das.

Als der Hofpoet fertig war, wurden die kostbarsten Speisen herumgegeben, aber Hans bemerkte, daß sich alle Brühen in trübes Wasser und alle Speisen in schimmlichtes Brodt verwandelten, sobald sie den Gästen auf die Teller gelegt wurden. Seufzend und traurig nahmen diese das elende Mahl ein, während dessen man

eine Musik aufführte, worüber selbst Hans die Ohren zuhielt.

Siehst du, — sprach der stattliche Herr, als die Musik vorbey war, — der dort oben am Tische war vor viel hundert Jahren ein großer Fürst in der Welt. Aber er war einer von jenen Fürsten, welche sich für Götter halten und darum glauben, ihre Unterthanen seyen ihr Eigenthum und nur ihrentwegen da. Deswegen lebte er auch Tag und Nacht herrlich und in Freuden, überließ das ganze Land der Raubsucht seiner Schranzen, saugte den Unterthanen das Blut aus, führte unnütze, ungerechte und unglückliche Kriege; und hörte es doch gern, wenn schmeichelnde Höflinge und hungrige Schriftsteller ihn als den besten aller Fürsten beschrieben und belobten. Seine Frau, dort oben neben ihm, war um kein Haar besser. Doch waren beyde sehr religiös, hörten auf die Pfaffen; und diese schläferten ihr Gewissen ein, um sich selbst zu bereichern und im Ansehn höher zu steigen. Endlich starben beyde, und sind nun verdammt, hier in diesem Schlosse zu ihrer Strafe das Gegentheil von dem zu leiden, was in ihrem Leben sie beglückte.

Und

Du mußt wissen, daß eben dieses Schloß ehemals ein Lustschloß des Fürsten gewesen ist, worauf viel Unfug ist getrieben worden. Es wurde durch eine höhere Macht hieher, auf diesen Felsen versezt, und dient jezt zum Orte ihrer Quaal. Diese besteht darin, daß der Fürst und sein ganzer Hofstaat mit seinen Pfaffen und Hofpoeten hier täglich drey und zwanzig Stunden in der fürchterlichsten Finsterniß ganz stille, bey der tödtendsten Langeweile, sitzen müssen: denn Schlaf kömmt nicht in ihre Augen, und die Zunge ist ihnen gebunden. Eine Stunde aber können sie reden, sich bewegen, Licht haben, und sich Mahlzeiten zubereiten und Musik halten. Aber ihr Gerede besteht in gegenseitigen bittern Vorwürfen; ihre Musik ist Katzenmusik; und wenn sie sich die kostbarsten Speisen bereiten lassen, welche ihnen von unsichtbaren Händen gebracht werden: so bekommen sie doch nichts in den Mund als schimmlichtes Brod und trübes Wasser. Dieß ist ihre Strafe bis an den jüngsten Tag.

Hört dann aber die Strafe auf? fragte Hans.

Das weiß der Ewige, erwiederte der stattliche Herr. Aber in so einer langen Zeit — denn du mußt wissen, daß der jüngste Tag noch so bald nicht kommen wird, wenn schon eure Theologen seiner täglich gewärtig sind — kann ein schlechter Fürst schon exemplarisch genug bestraft werden. *)

Hans: Aber was hat man denn mit mir in dem Schlosse machen wollen?

D. st. Herr: Der Fürst war in seinem Leben sehr blutdürstig und grausam. Es dürstet ihn darum auch noch jezt immer, aber zu seiner höchsten Quaal, nach Menschenblut. Um ihm was zu schaffen, hat man dir zur Ader gelassen; und der Fürst hat dein Blut gierig hereingeschluckt.

---

*) Man erinnere sich, daß die Rede aus dem sechszehnten Jahrhunderte ist, wo man den sogenannten jüngsten Tag alle Augenblick (z. B. 1609, 1621, 1626, 1643, 1688, und 1697) als gewiß weissagte. Man lese die anonymische, aber gut geschriebene „Historia diei novissimi“ und Leben des Drabricius und Amos Comenius in Hrn. Adelungs Geschichte der menschlichen Narrheit; vorzüglich aber das gründliche Buch des Joh. Ernst Schuberts vom Ende der Welt. —

Haus: Dann wundert es mich, daß man mir nicht mehr abgezapft hat!

D. st. Herr: Er sollte das Vergnügen, warmes, rauchendes Menschenblut zu trinken, eine Zeitlang fort genießen. Deswegen auch ließ man dir nur nach und nach zur Ader. Hätte man dich aber tödten wollen, so würde ich es schon verhindert haben. Ueberhaupt habe ich die ganze Geschichte nur zugelassen, um dich zu prüfen, und für die Zukunft zu witzigen.

Hans: Ja, bey meiner armen Seele, Herr, mir soll keiner mehr kommen! Aber Ihr verhext mich doch nicht, wenn mein Dienst aus ist?

D. st. Herr: Verlaß dich auf mich, Hans, ich mache dein Glück! Die Zeit wird das lehren. Aber sag', was denkst du von den Tafeln da mit dem Gedruckten, an allen vier Wänden?

Hans: Die da meynen Sie, worauf jezt Alle so stier hinqucken?

D. st. Herr: Eben die! — Sieh, die hängen zu ihrer Marter da, und enthalten, was sie hätten sollen thun und bedenken, aber unterlassen. Hör' nur zu: ich will dir's vorlesen!

Auf diesem Erdenrund zerstreut,
Lebt hie und da ein Weiser,

Der sich des kurzen Daseyns freut
Als Bettler oder Kaiser.
Schafft er das Gute um sich her:
So wird sein Ende ihm nicht schwer.

Der Herrscher, der nach Weisheit strebt,
Beglücket Millionen;
Der Arme, den die Tugend hebt,
Wird froh in Hütten wohnen.
Ihm giebt ein kleiner enger Kreis
Den schönsten Lohn für Müh und Schweiß.

Des Herrschers Weisheit schüzt das Land
Bey drohenden Gefahren;
Im Herzen trägt er jeden Stand,
Wird jeden so bewahren,
Daß nie ein Stand den andern drückt:
Wer dafür sorgt, der wird beglückt.

Den weisen Arbeitsmann erfreut
Sein Tagewerk ins Kleine.
Wann seine Sorge sich erneut
Dann fühlt er tief das Eine.
Des Herrschers Stand ist wahrlich schwer:
Drum wünsch' ich ihn mir nimmermehr.

Doch bleibt noch ein gar weites Feld
Vom Arbeitsmann zum Kaiser.
Und auf dem Tummelplaz der Welt
Schreit die Vernunft sich heiser.

Da herrscht ein böser Geist mit Wuth,
Und giebt den Menschen schwarzes Blut.

Der Geist der Eigensucht zerreißt
Fast alle Liebesbande;
Die Herzen werden wie beeißt,
Das Glück entflieht dem Lande.
Wo dieser Geist sein Wesen treibt,
Da wird der Staat gar bald entleibt.

Ihr Herrscher, traut dem Höfling nicht,
Der die Vernunft verschreiet!
Sie führt den Menschen sanft zur Pflicht,
Der ihr sein Leben weihet.
Nur böses Herz und schwacher Sinn
Fliehn diese Menschentrösterin.

Sophisterey, Despotengeist,
Das sind der Völker Plagen!
Vernunft ist's, die zurecht uns weißt,
Wenn Jene — Menschen plagen.
Kein Epictet und kein Sokrat
Zerrüttete noch je den Staat."

Von da führte der stattliche Herr Hansen zu der Tafel an der andern Seite, und las ihm auch davon vor:

„Prüft Fürsten, prüft, wonach eur Wahn gelüstet,
Wonach der Höfling, der euch ärger macht, sich sehnt:
Das Glück, das sich an solche Pfeiler lehnt,

Empört den Menschensinn, verdirbt sein Recht dem
Staate
Und bringt Verderben euch und eurem Hof=Senate.

„O Fürsten, mit infamen Zügen
Entstelltet ihr die göttliche Natur:
Ihr straftet ihren Schöpfer Lügen
Und tilgtet seiner Gottheit Spur!
Die Gottheit trieb den Keim zu großen Thaten;
Allein Tyrannen=Füße traten
Zu Boden ihn: der Menschheit Glück verschwand —
Doch, ihr reicht selbst zu eurem Sturz die Hand!"

Nun schlug es Zwölfe, und der stattliche Herr führte unsern Hans aus dem Schlosse her= aus und in seine Wachtstube. Man stelle sich die Freude vor, welche der Ausgehungerte em= pfand, als er seine lieben Flaschen und Schüs= seln wieder hatte! Der ehrliche Sancho Pan= sa von Mancha hat sich bey dem Wiederfin= den seines Grauchens nicht inniger freuen kön= nen. Hans probirte Jedes der Reihe nach, ob auch noch Alles richtig sey, und freute sich über alle Maßen, als er fand, was er suchte.

Der stattliche Herr schmunzelte über die Bocks= sprünge, welche Hans vor lauter Jubel vor= nahm. Siehst du? sagte er, dieses Leben hät=

test du ungestört genießen können, wenn du treulich gethan hättest, wozu du dich anheischig gemacht hast. Daß du im Schlosse Hunger und Quaal leiden mußtest, war deine eigne Schuld. Du bist nun gewarnet. Versiehst du es je wieder: so rechne ferner nicht mehr auf meine Hülfe, und schreibe dir selbst es zu, wenn du in einer Noth zu Grunde gehst, die du dir selbst bereitet hast. Ich wiederhole es, Hans: mache nicht, daß ich noch einmal vor Verlauf deiner sieben Jahre kommen muß: mein Besuch mögte dir nicht sehr erfreulich seyn!

Der stattliche Herr entfernte sich hierauf schnell, ohne daß Hans gesehen hätte, wohin er kam. Der Gewarnte dankte seinem Schicksal, daß er so wunderbar war errettet worden, und wollte durchaus sich nicht mehr verleiten lassen, wider seinen Dienst zu sündigen.

Er sah zwar den Unbekannten mehrmals, der ihn in das Schloß verführt hatte, hinter den hohen Pappeln herumgehen; aber er ließ ihn, wo er war; und der Unbekannte hatte auch keine Lust oder vielmehr kein Vermögen mehr, sich ihm zu nähern.

Eines Tages kam ein wunderschönes Fräulein zu Hansen in die Stube, sezte sich hin, und fing an, ihm zu schmeicheln. Hansen behagte das, wie selbst das Fräulein: denn seit sechs Jahren hatte er mit keinem Mädchen sprechen können. Er gab höfliche Antworten auf ihre Fragen, so gut sie nur ein Hans geben kann, und ward zulezt gar zudringlich und lose. Das Fräulein wies ihn zwar nicht ungestüm zurück, bedeutete ihm aber, daß er ihr folgen müsse, wenn er etwas mehr zu genießen hoffen wollte.

Hans fragte: wo denn hin? und als nun das Fräulein erwiederte, daß sie ihr Kämmerlein im Schlosse hätte, dachte er an den stattlichen Herrn: und barsch fuhr er sie an mit einem „Packe dich, du verfluchte Hexe!" und das schöne Fränlein verschwand auf der Stelle.

Zu einer andern Zeit, in einer finstern stürmigen Nacht, da Hans eben von seinem Posten kam, fand er einen ehrwürdigen Geistlichen in seiner Wachtstube, ganz geistlich d. i. schwarz. *)

*) Die schwarze Farbe hat so etwas Tristes und Fatales, welches sie besonders geschickt macht, die Kleidung der

Er trug Mantel und Kragen, einen langen weißen Bart und eine Bibel in der Hand. Der Geistliche redete Hansen ganz freundlich an, bedaurte, daß er unter der Herrschaft eines Kobolds stehe, der ihn gewiß ins ewige Verderben stürzen würde. Dann schärfte er ihm das Gewissen, stellte ihm sein Sünden-Elend mit lebhaften Farben vor, versprach ihn aber zu retten, wenn er ihm nur folgen wollte.

Hans hatte dem Ehrenmann zugehört, ohne ihn zu unterbrechen; nachdem aber dessen Predigt zu Ende war, fragte er: was ihm denn

---

Pfafferey zu seyn, zumal jener, welche auch aus der schönen Gottes-Erde so oft eine Wüste hat machen helfen. — Homerus nennt den Tod πορφυρεος θανατος. — Ovidius sagt Met. 4.

— — — Pullos et luctibus aptos
Semper habe foetus gemini monumenta doloris. —

Horatius Spruch ist bekannt: Niger est; hunc tu, Romane, caveto! — Den ganzen Tag, sagt David, gehe ich schwarz, d. i. traurig und niedergeschlagen. — Tibullus ruft eine mors atra an. —

Prediger, welche ihr Ansehn von der Farbe ihrer Kleidung betteln oder borgen müssen, sind arme Wichte. Für diese und deren Anhänger giebt es eine Antritts-Predigt von dem einsichtigen Herrn Pastor Müller zu Schwelm, die man ihnen in vollem Ernst empfehlen kann — wegen der vielen und vortrefflichen Winke über die schwarze Kleidung der Prediger.

zu thun obliege, um sich, wie der Herr sagte, von der Gewalt des Kobolds loszumachen? Da hieß es von neuem, daß er mit ins Schloß müßte: aber Hans wurde über diesen Rath so aufgebracht, daß er den schwarzen Herrn einen Seelenverführer über den andern schalt, und ihn fluchs von dannen trieb.

Nach diesen Versuchungen blieb Hans ganz ruhig, verrichtete seinen Dienst, tröstete sich mit seinen Flaschen und Schüsseln, und vegetirte dabey so behaglich, daß er oft wünschte, dieses Leben mögte ewig nicht aufhören. Dann und wann stiegen ihm zwar Gedanken an sein Vaterland und seine Freunde auf; sie inkommodirten ihn aber nicht lange, zumal, wenn er überlegte, wie es ihm im Weinberg und auf dem Klee=Acker ergangen war. Er karthäuserte so für sich hin, und war recht herzlich froh, daß er der ganzen Welt ein Compliment im Stillen machen konnte.

Siebenter Abschnitt.

Ein jeder hat sein Steckenpferd; sogar ein Kobold!

Die sieben Jahre, welche Hans zu dienen versprochen hatte, waren endlich um, und es erschien der stattliche Herr, ihm seine Befreyung kund zu machen.

Ah, sagte Hans, wie ich noch bey den Schweden war, sagte immer mein Hauptmann, wenn ich mich ordentlich aufführte, wollte er mich mein Lebtage nicht wegjagen. Seyd Ihr denn mit meinem Dienst nicht zufrieden?

D. st. Herr: Ja Hans, ich bin seit einigen Jahren ganz vollkommen mit dir zufrieden. Ueberhaupt habe ich blos an dir auszusetzen, daß du ein paar dumme Streiche gemacht hast; aber die habe ich dir schon vergeben.

Hans: Je nun, so behaltet mich! Ich kapitulire auf sieben Jahre neuerdings.

D. st. Herr: Hans, bedenke, was du thun willst! Kannst du denn die menschliche Gesellschaft so ganz und gar vergessen?

Hans: Herr, da hab' ich auch nichts! Soll ich erst jezt wieder anfangen, mich in die Menschen zu schicken, und im Weinberg zu arbeiten und Mist auf die Aecker zu fahren? Jezt bin ich des Dinges noch weniger gewohnt, als ehemals, da ich von den Schweden kam.

D. st. Herr: Du sollst nicht mehr arbeiten, lieber Hans, weder im Weinberg, noch auf dem Acker. Ich will dir so viel Geld und Gut geben, daß du gemächlich davon sollst leben können.

Hans: Ja, das ist ein Anderes! Dann könnt' ich mir wohl gar ein Bauergut kaufen, einen Knecht halten, und vielleicht noch gar meine Anne Margreth nehmen!

D. st. Herr: Du sollst es besser haben, gewiß besser, als wenn du ein Bauergut und die Anne Margreth hättest. Die ist auch lange weg, und hat einen Drescher genommen.

Hans: Nun, nun, Menscher, wie die, sind' ich aller Orten!

D. st. Herr: Das denk' ich auch. Jezt komm Hans! —

Hans: Aber Herr, nehmen wir denn die Flaschen und die Schinken- und Bratenschüsseln, den Butternapf und den Käsetopf nicht mit?

D. st. Herr: Pfuy Hans, schäme dich! Soll denn dein Nachfolger nichts haben? Soll der hungern?

Hans: Also nach mir kommt wieder einer her?

D. st. Herr: So ist es, Hans; denn die da im Schlosse müssen bewacht werden.

Hans: Aber ich sehe so gar abscheulich aus!

D. st. Herr: Das thut nichts: Komm' du nur mit!

Der stattliche Herr nahm jezt Hansen bey der Hand, und führte ihn an dieselbe Kutsche, worin er gerade vor sieben Jahren, just am Tage der heiligen Sieben-Schläfer, auf dem Schlosse angekommen war.*) Sie stiegen ein und nun gings eben so, wie damals, über Dick und

---

*) Die heiligen Sieben-Schläfer legten sich unter der Regierung des K. Decius in eine Höle bey Ephesus, schliefen ein und erwachten beynahe zweyhundert Jahre hernach unter Theodosius, dem Jüngern. Das hieß doch schlafen!

Dünn und im ärgsten Galopp von dannen. Die Gegenden, wodurch sie kamen, schienen alle von Menschen ganz verlassen zu seyn: denn nirgends sahen sie Häuser, oder Dörfer oder Mühlen. Endlich kamen sie nach Schwabsburg bey Dürkheim, und hielten am Wirthshause an.

Pips, der Wirth, sah durch das Fenster einen prächtigen Wagen, sah einen stattlichen Herrn aussteigen, sprang also sogleich auf, warf seine Pudelmütze in die Ecke, und fragte: was der gnädige Herr zu befehlen habe.*) Ew. Gnaden sollen bedient werden, als wären Sie der gnädigste Herr Kurfürst selbst. — He da, Martin, Christoph, die Koffer abgeschnallt, und heraufgetragen! — Ew. Gnaden bleiben doch die Nacht hier? Der stattliche Herr bejahte diese Frage, und ging auf das Herren-Zimmer, wohin ihn Herr Pips begleitete.

Als dieser zurück kam, fand er den Hans in der Gaststube, und erschrack über die abentheuerliche Figur, die er erst jezt an ihm gewahr ward. Man stelle sich aber auch vor, wie ein

---

*) Der Erzähler glaubt, in den Komplimenten etwas modernisiren zu dürfen. Er kennt übrigens das Kostume seiner eignen Zeit weniger, als jener.

Kerl, der sieben Jahre, wie Hans, gelebt hatte, aussehen mußte! Sein Bart und sein Schnurrbart waren zusammengeklebt, und ließen nur noch eine Oefnung übrig, die gewiß niemand für einen Mund gehalten hätte, wenn sie nicht unter der Nase gewesen wäre. Das Haar des Hauptes war verwildert, klebte an einander und glich einem Weichselzopfe. Die Pudelmütze darüber war nicht erbaulicher. Statt des Halstuches hatte Hans einige wollene Strümpfe umgewickelt. Den übrigen Körper bedeckte ein gräßlicher Bärenpelz, welcher beynahe bis auf die Füße herabhing, und mit einem breiten Gurt befestigt war. Die Nägel an den Fingern glichen Adlerklauen, und die Hände, wie auch das Gesicht, sahen aus, wie die eines Schornsteinfegers, so daß man schlechterdings die Farbe der Haut nicht erkennen konnte.

Als der Wirth diese gräßliche Figur sah, prallte er einige Schritte zurück, erholte sich aber auf Hansens Zureden, und fragte, wer er wäre?

Hans: Ich bin bey dem Herrn in Diensten, der jezt eben gekommen ist.

Wirth: Hör' Er 'mal, Mosjöh: hier ist die Gaststube, und da, wo Er da sizt, ist gerade der beste Tisch. Setz' Er sich dort an jenen neben der Stubenthür!

Hans: Nun, nun, nicht so hitzig! (Er steht auf und sezt sich an die Thür.)

Wirth: So! — Nun, will Er wo auch was? So 'ne Kanne Bier, oder für 'n Kreuzer Brantwein?

Hans: Warum nicht gar! Eine Butellje Nierensteiner will ich, und zwar vom besten: Siebzehner, wenn Er welchen hat.*)

Wirth: Ja, guten Wein hab' ich zwar, aber der ist gepfeffert!

Hans: So kann ich ihn salzen!

Wirth: Na, Er soll bedient werden. (Pips langt eine Butellje vor und hin.) Hier! Aber der kostet fünf Batzen.**)

Hans langte einen großen Beutel heraus, den ihm der stattliche Herr zur Bestreitung seiner kleinen Ausgaben einstweilen gegeben hatte, schüttete daraus eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch, gab dem Wirth eins hin, und foderte den Rest zurück.

---

*) 1617 war ein vorzügliches Weinjahr.
**) Sehr viel zu jener Zeit!

Pips sah nicht so bald, daß Hans so gut im Beutel beschlagen war, als er gleich die Sprache änderte, ihn „Herr Hans" hieß, und sehr höflich zu ihm sagte: Na, will Er nicht so gut seyn, sich dort hinauf an den Tisch zu setzen? Ein Herr, wie Er ist, muß an einem ordentlichen Platz sitzen.

Hans lachte bey sich über den Wirts-Pfiff, blieb aber sitzen, und verzehrte seinen Wein in aller Ruhe.

Indessen hatte man dem stattlichen Herrn das Mittagsessen herauf gebracht, und Hans wurde gerufen, ihm Gesellschaft zu leisten.

„Der Herr da oben, sagte Pips, muß doch ein schnurriger Mann seyn! So einen abscheulichen Bärenleiter mögt' ich nicht zum Schweine-Jungen! — Na, er hat Geld und zahlt gut!" —

Als das Essen aufgetragen war, sagte der stattliche Herr zu Hansen, er mögte sich hinsetzen und essen. Hans fragte: ob denn der Herr nicht auch essen wolle? Dieser versicherte, daß er nie Speise zu sich nehme, es sey denn so zum Scheine. Essen und Trinken, sezte er hinzu, gehört für die Lebendigen der Erde; wer

aber aufgehört hat, zu leben, wie ich, ist frey von dieser Last, es müßte ihm denn, wie denen auf dem Schloß, der Hunger und Durst zur Strafe gelassen seyn.

Hans erschrack bey dieser Aeußerung: denn ob er gleich den stattlichen Herrn nach dem, was er von ihm gesehen und gehört hatte, für einen großen Zauberer und Schwarzkünstler hielt, so suchte er ihn doch nicht unter den Todten, und glaubte noch immer, daß er ein lebender Mensch sey, der aber die Geister bannen könnte. Man denke sich daher sein Erstaunen, als er jezt, selbst aus dem Munde des stattlichen Herrn erfuhr, daß er zu den Verstorbenen gehörte, folglich nichts mehr und nichts weniger als ein Spukeding oder Gespenst sey.

Der stattliche Herr — bald werden wir ihn bey seinem eignen Namen nennen — merkte die Verlegenheit, worin sich Hans befand, sprach ihm aber Muth ein, und versicherte, daß er nur ruhig seyn und sich gar nicht fürchten sollte: denn bey ihm sey er sicher, und werde noch gewiß durch ihn glücklich werden.

Hans ließ sich zureden, aß und war wieder gutes Muthes. Der stattliche Herr sprach von allerhand gleichgültigen Dingen mit ihm; endlich sagte er: „Lieber Hans, dem Namen nach war ich dir wohl schon längst bekannt?“

Hans: Ich will des Todes seyn, Herr, wenn ich weiß, wie Ihr heißt!

D. st. Herr: Das glaub ich dir gern, und doch hast du meinen Namen schon gehört. Hat dir deine Mutter nichts vom Schlappohr erzählt?

Hans: (fährt zusammen) Ach lieber Gott, lieber Herr, freilich hab' ich vom Schlappohr tausendmal gehört: Unser Herr Pastor sogar hat von ihm auf der Kanzel gepredigt!*) Die alte Kombain, die Schlampin, Ekels Marielies, Käthes Barbel, Kreiters Stine und viele andre Weiber und Männer haben ihn alle gesehen.

D. st. Herr: Was sagen denn diese Leute vom Schlappohr?

---

*) Es ist gar nichts neues in der Pfalz, wenigstens war es vor kurzer Zeit noch so, daß die Geistlichen von den Dorfgevenstern auf der Kanzel viel zu erzählen wissen. Die Protestanten machten es eben so arg, als die Katholiken. — Spuket es da nicht in den Köpfen? —

Hans: Wer will das alle behalten können! Die Leute wissen so viel Stückchen zu erzählen, daß man ein groß Buch, wie eine Bibel, damit vollmachen könnte. Das weiß ich aber, daß der Schlappohr in der Hölle verdammt ist, und zur Strafe auf der Welt herumspucken muß.

D. st. Herr: Das sagen die Leute, weil sie nicht klug sind. Die Hölle müßte abscheulich groß seyn, wenn sie alle fassen sollte, die nach ihrem Tode Strafe leiden müßten; und wenn nur von Tausend Einer spucken gehen sollte: so müßte jeder Schritt auf der Erde mit einem Gespenst besezt seyn. Das ist alles Thorheit, Hans! Man hat Euch Leuten was weis gemacht, weil Eure Pfaffen das Ding von jeher nicht verstanden, und noch nicht verstehen. Deswegen haben sie gesagt, der liebe Gott strafe nach dem Tode die Bösen, und bediene sich dazu des Teufels und seiner Unterteufel. Sie haben eine Hölle erdichtet, wo der Ort der Quaal seyn soll, und haben da was von Hitze und Kälte, von Gestank und Schwefelrauch hergeschwazt, worüber man lachen mögte. Ich will

dirs aber besser sagen, Hans! Siehst du, wenn ein Mensch stirbt, so kommt er ins unsichtbare Reich, das heißt, er ist nur den Augen der Menschen unsichtbar, wenn er sonst nicht sich ihnen zeigen will: denn das kann er auch. Das unsichtbare Reich ist in der Luft, in der Erde, im Meer und in allen Körpern: deswegen kann der Geist oder die Seele des abgestorbenen Menschen aller Orten durch, und nichts hält ihn auf. Aber die Geister haben, so wie die Menschen, eine Gesellschaft; haben auch, wie diese, Gesetze und Obern; und die Obern strafen und belohnen gerade, wie die Menschen, nur mit dem Unterschied: daß die Geister niemals Unrecht thun, keinen schlechten Menschen für einen braven Mann erklären, keinem Pfaffen oder Hure das Schicksal von Tausenden überlassen, die Unschuld niemals unterdrücken, und jedem das leisten, was er nach Recht und Vernunft fodern kann. Indessen haben doch die Geister ihre Launen, die man duldet, weil sie unschädlich sind. So ist z. B. mein Bemühen, dich glücklich zu machen, eine Laune, die mir niemand übel nimmt, weil sie niemanden schadet. Von Etikette aber wissen wir Geister nichts,

weil wir nicht so närrisch sind, als die Menschen, und uns um die Kleinigkeiten unsrer Brüder wenig oder gar nicht bekümmern. Wenn nun einer ins Geisterreich kömmt, der sich schon auf der Welt, als Mensch, gut betragen hat: so nehmen wir ihn mit Freuden auf, und lassen ihn an allem, was gutes unter uns ist, Theil nehmen. Kommt aber einer, der sich schlecht aufgeführt hat, so wird Klage gegen ihn angebracht und angenommen, und er wird behandelt, wie es seine Thaten verdienen. Bessert er sich: je nun, so wird seine Strafe nach und nach gemindert und hört endlich gar auf. Es hängt wirklich viel von dem Gestraften ab, ob er bald los seyn will oder nicht. Ich glaube gar, daß manche ewig verdammt bleiben: denn an vielen, welche schon über tausend Jahre in der Strafe sind, zeigt sich noch nicht die allergeringste Besserung. Plato, zum Exempel, ist verdammt, sich täglich das Mährchen von Rustan *) vorlesen zu lassen; und diese Plage soll so lange dauern, bis er einsieht, daß seine Philosophie großentheils Narrheit war. Aber er behauptet noch immer

*) Rustan war ein Perser: er lebte nach Einigen lange vor Cyrus. Seine Geschichte ist voll Fabeln.

alles, was er dem ehrlichen Sokrates in den Mund gelegt und unter seinem eignen Namen ausgekramt hat. Die Philosophen sind überhaupt gar schwer zu bekehren, eben so, wie die schlechten Fürsten, Adliche und Pfaffen. Aber um aller dieser Leute wegen, wird nicht die geringste Aenderung mit der Regierungsform des Geisterreichs vorgenommen: Alles geht seinen Gang ganz regelmäßig fort, und alles greift so schön in einander, daß ohnerachtet aller Verschiedenheit der Fähigkeiten, der Kräfte, der Neigungen und Launen, ohnerachtet aller nothwendigen Strafen, doch die größte Harmonie unverrückt erhalten wird.

Hans: Sonach hätte man ja nicht Ursach, sich vor den Geistern zu fürchten.

D. st. Herr: Nicht die mindeste! Die Geister thun niemanden auf der Welt etwas zu Leide: denn blos gute oder unschädliche Geister haben die Erlaubniß, dann und wann eine sichtbare Gestalt anzunehmen. Die bösen sind alle im Carcer, und dürfen nicht heraus.

Hans: Wer ist denn der König über das ganze Geisterreich? Doch wohl der liebe Gott?

D. st. Herr: Das Reich der Geister steht in Republikanischer Form. Ihr Leute auf der Welt macht euch eine schnurrige Idee vom lieben Gott, und formet ihn gerade zu einem solchen Despoten, wie Eure meisten Fürsten sind. *) Aber das heißt ihn lästern: denn Despot ist er nicht. Gott läßt den vernünftigen Wesen, die er alle gut erschaffen hat, ihren freyen Willen: machen sie's gut, so haben sie's gut, und umgekehrt.

Hans: Ihr sagtet aber, daß Ihr Gesetze hättet, daß Ihr belohntet und straftet; folglich müßt Ihr doch auch Vorgesezte haben.

D. st. Herr: Das versteht sich! Aber wir wählen uns die Vorsezten selbst, und niemals noch fiel die Wahl auf einen Unwürdigen. Jedesmal bleibt einer sieben Jahre im Amte; und da blos die Sorge für das gemeine Wohl, nie aber Habsucht oder Stolz oder sonst eine widrige Leidenschaft uns leiten kann: so legt jeder eben so freudig sein Amt nieder, als er es angetre-

*) Man bemerke, daß das Gespräch nach dem 30jährigen Krieg gehalten wurde, wo es in Deutschland ohngefähr zuging, wie jezt in Italien Da war des Schröpfens kein Ende, so blutarm die Leute auch schon waren.

ten hatte: denn im Grunde verlierter nichts und gewinnt nichts.

Hans: Seyd Ihr denn auch was?

D. st. Herr: Allerdings: denn ich war Aufseher über einige Plätze, wo man die Verdammten abstraft. Das Schloß, worauf Du gedient hast, war von diesen Plätzen. Die Zeit deines Schildwachdienstes ist jezt um. Nun will ich dich glücklich machen; und sobald ich Dich soweit habe, als ich Dich haben will: so kehre ich zurück ins Geisterreich.

Hans: Ihr redetet vorhin vom Schlappohr: Ihr seyd es doch nicht selbst?

D. st. Herr: Ich habe nie so geheißen: Diesen Namen haben mir Deine Landsleute gegeben, die da zu Wendelsheim. Aber keiner von allen, die jezt dort leben, hat mich je gesehen, weder die Schlampin, noch Ekels Marieslies, noch sonst jemand, der sich dessen auch rühmt.

Hans: Aber man muß Euch doch einst gesehen haben: wie hätte man Euch sonst einen Namen geben können!

D. st. Herr: Will Dir's sagen, Hans! Vor zwey hundert Jahren war ein Wild- und

Rheingraf, ein recht gottloser, böser Mann. Dieser wohnte zu Wendelsheim, und trieb nach Art der Grafen und Edelleute seiner Zeit, Straßenräuberey, überfiel die nahen Städte und Dörfer, plünderte sie aus, und führte die Leute nach Wendelsheim, wo er sie im Sauzwinger einsperren und halb verschmachten ließ. *) Wir erfuhren dieß im Geisterreich, und ich erhielt Befehl, Einige dieser Unglücklichen, welche der Rheingraf wollte umbringen lassen, zu befreyen. Ich nahm die Gestalt des Aufsehers über die Gefangenen an, und brachte die Unglücklichen glücklich heraus. Der Aufseher hieß Schlappohr, wegen seines über die Ohren heruntergekrämpten Hutes. Man bemerkte aber, daß jener Schlapp-Ohr, welcher die Gefangnen herausgelassen und befreyt hatte, nicht der wahre Schlappohr; folg-

*) Der Sauzwinger zu Wendelsheim war eine, am Gottes-Acker daselbst angebrachte Art von Festung. Ein alter Wild- und Rheingraf soll sie erbauet haben, um die auf seinen Raubgängen gemachten Gefangnen dort einzusperren. Vid. Lehmanni Chron. Spir. — Mein Vater, der Pfarrer Laukhard, ließ 1767 den Kirchhof erweitern und den Sauzwinger zerstöhren. Ein Antiquarius hätte Gelegenheit, in einer gelehrten Abhandlung die Frage zu erörtern: warum man einen Gefängniß-Ort, Sauzwinger genannt habe? —

lich ein Geist sey; doch gab man diesem unbekannten Retter den Namen Schlapp-Ohr in der Folge.

Hans: Aber wenn Ihr weiter nicht wieder kamt, wie konnten sie Euch dann einen Ekelnamen geben?

D. st. Herr: Das thaten die Leute zu Wendelsheim, Flonheim, Ufhofen und dort in der ganzen Gegend, weils kurzsichtige, abergläubige Leute sind. Jeden verdörrten und des Nachts glimmenden Weidenstamm, jeden im Finstern herumschleichenden Hund oder Schwein sahen sie sofort für ein Gespenst an, und schrieen: da geht der Schlapp-Ohr: ich habe ihn gesehen! So machen sie es noch und werden es wohl noch lange so machen, zumal wenn ihre Pfaffen fortfahren, selbst auf der Kanzel davon zu predigen.

Achter Abschnitt.

Wenn's doch der Künstler mehr gäbe!

Hans, als ungebildeter Phantasie-Mensch, hätte vom Geisterreich und von andern überirrdischen Dingen gern mehr hören mögen: denn seine Furcht davor war vermindert und hatte einer gränzlosen Neugierde Platz gemacht. Aber der stattliche Herr, den wir von nun an, den Herren zu Wendelsheim, Bockenheim, Ekelsheim, Wousheim, Flonheim, Ufhofen und Nack zu Gefallen, Schlapp-Ohr nennen wollen, sagte ihm, daß er nichts weiter erfahren würde, indem es jezt Zeit sey, auf die Ausführung seines Vorhabens zu denken; denn er, der Herr Schlapp-Ohr, könnte und mögte nicht länger auf der Erde herumspuken.

Als daher das Mittagsessen, während des Gespräches, verzehrt war, ließ Schlapp-Ohr

den Wirth herauf rufen, welcher mit vielen Complimenten in das Zimmer trat, und sich erkundigte, ob der gnädige Herr und Herr Hans mit gutem Appetit gespeiset hätten, und dann wünschte, daß es ihnen wohl bekommen mögte.

Schlapp-Ohr nickte. Herr Wirth, sagte er, ich habe in Worms zu thun, und werde noch heute dahin abreisen; mein Hans wird aber hier bleiben: denn ihm ist nicht recht wohl. Uebermorgen komme ich zurück und hole ihn ab; indessen pflege Er seiner wohl, so wie Er mir es thun würde: Er soll gut bezahlt werden.

Gnädiger Herr, erwiederte der Wirth, der den stattlichen Beutel des Herrn Hans noch im Andenken hatte, reisen Sie in Gottes Namen, wohin Sie wollen: ich werde den Herrn Hans halten, als wäre es mein Bruder.

Als der Wirth fort war, gab Schlapp-Ohr Hansen den Plan zu seiner Beglückung an, den wir nicht wiederholen mögen, weil wir bald hören werden, wie Hans ihn ausführte; sezte sich dann in den Wagen, und fuhr von dannen.

Hans blieb auf seiner Stube, und dachte über Alles nach, was er gehört und gesehen

hatte. Nun hätte er leicht entlaufen können; aber Schlapp-Ohr hatte sein Zutrauen gewonnen, so daß er alles Gute von ihm erwartete, und es sich nicht einfallen ließ, daß er ihn anführen würde.

Gegen Abend ließ er den Wirth rufen, und fragte: ob er ihm nicht ein Stück Wachsleinwand verschaffen könnte?

Wirth: Was will Er dann mit Wachsleinwand machen, Herr Hans?

Hans: Ich will mir die Zeit mit Malen vertreiben.

Wirth: Ist Er denn ein Maler?

Hans: Denk's! Schaff'Er mir nur Wachsleinwand, aber schwarze zum Malen.

Wirth: Ja, du lieber Gott, hier im Dorfe ist keine! Doch halt', unser gnädiger Herr hat immer welche: der malet auch. Ich will zusehen, ob er welche übrig hat: und dann soll der Herr auch welche haben.

Der Wirth begab sich zum gnädigen Herrn, bath um ein Stück schwarze Wachsleinwand und erzählte mit der geläufigsten Wirths-Zunge, was er von Hansen wußte und nicht wußte.

Der Herr von Schwabsburg war ein gewaltiger Liebhaber von Gemälden, Kupferstichen, Büsten, Statüen und andern Kunstsachen; seine Gemalin aber — eine große Freundin von Gastereyen, Pferden, Gärten, Lustreisen und prächtigen Kleidern. Diese Eigenschaften des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau hatten aber den Grund hergegeben, warum ihr ohnehin nicht sehr beträchtliches Gut über und über verschuldet war, und warum die Manichäer gar nicht mehr wegkamen.

Herr von Schwabsburg war ein dienstfertiger Mann vorzüglich gegen Kunstleute. Mit Vergnügen gab er also ein großes Stück Wachsleinwand her, ersuchte aber zugleich den Herrn Pipe, ja Acht zu geben, was der Fremde malen würde, und ihm, wenns möglich wäre, die Arbeit vorzuzeigen.

Hans spannte die Leinwand auf einen Rahmen, den er aus dem Koffer nahm, langte Farben heraus, ließ sich sein Abendbrod herauf bringen und verbath sich nachher allen weitern Zuspruch, weil er allein seyn und malen wollte. Der Wirth ging fort, und Hans legte sich, nachdem er derb gegessen und getrunken hatte,

so wie er war, zu Bette, und schlief ein: denn noch war er in der Gewohnheit, sich nicht auszuziehen.

Nachts kam der Schlapp-Ohr, und malte die sterbende Cleopatra und die Zusammenkunft des Ulysses und dessen ehrlichen Hirten Eumäus; auch die Scene, wie Ulysses die unbestellten Freier und Verführer seiner Penelope tödtet, mit einem Pinsel, den weder Rubens noch Correggio zu führen im Stande waren, und der selbst einem Apelles die Unsterblichkeit hätte erwerben können. Nach der Arbeit verschwand Schlapp-Ohr.

Früh kam der Wirth und brachte Hansen sein Frühstück. Als er die Gemälde erblickte, schlug er die Hände zusammen und schrie: ey Herr Jeh, Herr Jeh, Herr Hans, hat Er das gemacht?

Wer sonst? antwortete Hans.

Der Wirth machte allerley Bemerkungen über die schnakischen Figuren, gerade wie einer, der von der Sache nichts versteht; und nachdem er, wie die Kinder, das Bunte lange und oft genug bewundert und gelobt hatte, bath er den lieben Herrn Hans um die Erlaubniß, daß er

die hübschen Bilder nur auf eine Stunde einem guten Freund zeigen dürfte, der auch ein grausam-geschickter Maler, und ein erschrecklicher Liebhaber von so hübschen Sachen wäre.

Eben dieß erwartete Hans. Ganz kaltblütig gab er also die Gemälde hin, und erinnerte nur, daß er sie bald wieder haben mögte, weil er noch Einiges hier und da verbessern wollte. Der Wirth betheuerte, daß die Bilder ja recht allerliebst wären. — Ja, ja, wie Er's versteht, so redet Er's, erwiederte Hans.

Der Wirth lief mit den Gemälden sporenstreichs zum Herrn von Schwabsburg und dieser gerieth gleich beym ersten Anblick ganz in Erstaunen. Noch nie hatte er so etwas gesehen, und jemehr er deren Zeichnung, Farbe und Ausdruck betrachtete, desto mehr Vollkommenheiten entdeckte er.

Den Mann, der solche Meisterwerke machen kann, rief er aus, muß ich kennen lernen: Geschwinde, Herr Pips, führe er mich zu ihm!

Pips machte Vorstellungen dawider, die größtentheils aus der garstigen Gestalt des Ma-

lers hergenommen waren, im Grunde aber daher kamen, daß Mosjöh Pips befürchtete, der gnädige Herr mögte ihm seinen Gast aus dem Hause führen, und denselben zu sich aufs Schloß nehmen. Aber es half alles nichts: der Wirth mußte den Herrn auf Hansens Stube führen, und Hans empfing ihn ganz artig, soweit nämlich ein Hans von Hansens Art das kann.

Freilich fiel dem Herrn von Schwabsburg der seltsame Anzug des bewunderten Malers nicht wenig auf; aber, als Mann von Belesenheit, wußte er, daß Philelphus sich nie die Hände wusch, und alle Bücher und Manuskripte, die er angriff, besudelte; daß Theophrastus Paracelsus immer zerrissen einherging; so auch Angelus Politianus und Paulus Jovius; daß Michael Angelo sich nicht eher ein neues Kleid machen ließ, bis das alte ganz zerfezt war; daß Diogenes, der Cyniker, daß Crates und viele andere berühmte Männer große Sonderlinge in ihrer Lebensart gewesen sind: und verzieh unserm Haus seinen

auffallenden Anzug — in Rücksicht auf sein Verdienst um die Kunst. *)

---

*) Aber — wie nicht alles, was glänzt, Gold ist, so ist auch nicht jeder, der nach Art der hier aufgeführten Männer sich zeigt, ein großer Mann. Der wirklich große Mann sucht um so weniger etwas im Aeußern, je mehr er hat im Innern: denn, als großer Mann, versteht er sich auf den wahren Werth der Dinge, und unterscheidet Schein vom Wesen. Einem solchen Manne hält man es gern zu gute, wenn er die Regeln der Convenienz oder des Scheins nicht beachtet, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas weit Wichtigers gerichtet ist, und Er es — leistet. Wer dieß nicht thut, und neben den Regeln des Wohlstandes auch die der Moral hintansetzt, doch aber durch jener Männer Beyspiel sich Nachsicht erbetteln oder erschleichen will, der ist ein Wüstling oder Renommist, dem man den Knigge über den Umgang mit den Menschen, oder Bellegarde's Betrachtungen über die feine Lebensart empfehlen muß, oder ihn — verachten, wenn sein verkehrter Sinn im sogenannten Schweine-Leben schon durch Verjährung unbesserlich geworden ist.

Dieß zum Notabene für Jünglinge, wie für alle, denen es lästig wird, sich nicht zeigen zu sollen, wie die erwähnten seltsamen Männer, ohne jedoch das anderweitige Verdienst eben dieser Männer nur dem Schatten nach zu besitzen.

„Ich bedaure jeden Menschen, sagt Bellegarde (S. 97.) welcher nicht Urtheilskraft genug besitzt, um Gegenstände nach ihrem wahren Gehalte zu schätzen und das Vortreffliche von dem Mittelmäßigen oder Schlechten zu unterscheiden. Allein ich halte es für eine unverzeihliche Unverschämtheit, wenn ein solcher Unglücklicher hartnäckig auf seinen Meynungen beharrt und keinen Gründen Gehör giebt, durch welche man ihn von der Schlechtheit seines Geschmacks überzeugen will. Wenn man einen natürlich guten und wohl geleiteten Verstand hat: so erkennt man sogleich, was gebil-

Herr von Schwabsburg war ein großer Kenner der Malerkunst, und verstand die Theo=

---

ligt werden und gefallen muß, und läßt sich durch den falschen Schein nicht verführen, welcher den Thoren so leicht verblendet.“

S. 139 sagt er: „Nur darum giebt es unter uns so viele Narren, welche noch dazu wegen ihrer Narrheit Anspruch auf Beyfall machen, während sie nur Gegenstand des Spottes sind, weil sie die Rolle gar nicht bemerken, die man sie spielen läßt. Es sind Menschen, die ohne Nachdenken leben, oder, wenn sie es ja brauchen, doch nur dazu anwenden, um die Vorstellung von ihrem eingebildeten Verdienste zu vergrößern. Besitzen sie ja unter einer Menge von Fehlern einige gute Eigenschaften: so dienen sie nur dazu, sie noch lächerlicher und verächtlicher zu machen, indem ihr thörigtes Selbstvertrauen dadurch noch mehr bestärkt wird.“

„Männer, heißt es S. 111, welche eine große Gelehrsamkeit zu besitzen glauben, sind von dieser Seite oft höchst unartig. Sie bilden sich ein, es vereinigen sich in ihnen alle gedenkbare Verdienste, und haben für das Verdienst Anderer eine sehr geringe Achtung. Sie würden weit edler handeln, wenn sie weniger gelehrt scheinen wollten. Dieser Vorwurf fällt den Wissenschaften nicht zur Last, welche an sich ganz geeignet sind, Geist und Sitten zu bilden: er trifft die Gelehrten selbst, welche von ihnen keinen guten Gebrauch machen. Die verworrene Masse von Kenntnissen, womit ihr Kopf angefüllt ist, macht sie eigensinnig; Uebermuth und Verachtung herrschen in ihren Sitten, und auf jeden, welcher weniger Griechisch oder Lateinisch versteht, als sie, sehen sie mit stolzem Mitleid herab. Ihr wohlverdientes Schicksal ist, daß man sie, als Pedanten, behandelt, sie in ihrem Schmutzwesen nisten läßt, und vor ihnen, wie vor jedem Narren, wo man nur kann, die Flucht ergreift.“ —

Nun — wer Nase hat, zu riechen, der rieche!

rie davon meisterhaft. Er fing gleich nach der ersten Begrüßung ein Gespräch darüber an; und der arme Haus würde gewiß schlecht bestanden seyn, wenn ihn Schlapp-Ohr nicht aus aller Verlegenheit gezogen hätte. Aber dieser stellte sich unsichtbar neben ihn, nahm Hansens Stimme an, und antwortete statt seiner, während er nur den Mund bewegte, als wenn er selbst das Wort führte. *) Da hörte nun der Herr von Schwabsburg so viel Ungehörtes, Seltenes und Wahres über die Theorie der bildenden Künste überhaupt und der Malerey insbesondere, daß er ganz entzückt wurde, und einmal über das andere ausrief: Herr Hans, auf Cavaliers Parole, Sie sind der größte Meister in der Welt! Bey Ihnen hätte Protogenes und Apelles und Raphael und Correggio in die Schule gehen müssen!

Beym Fortgehen bath der gnädige Herr den vermeynten Großkünstler, ihn auf dem Schlosse zu besuchen, und dieser versprach, Nachmittags um vier Uhr dahin zu kommen.

---

*) Unsere Candidaten hätten so einen Schlapp-Ohr im Examen oft auch gar nöthig!

Neunter Abschnitt.

Hätten Sie es anders gemacht, meine Schöne?

Herr von Schwabsburg würde den Tausendkünstler gleich mitgenommen und auf seinem Schloß behalten haben; aber er mußte erst die gnädige Frau vorbereiten, welche sonst gewiß bey dem Anblick einer so scheuslichen Menschengestalt in Ohnmacht gefallen wäre. Es kostete ihn auch viel Mühe, bis er bewirkte, daß sie die Hunde nicht loshetzen wollte, wenn er käme; und doch versprach sie dieß nicht eher, als bis der gnädige Herr ihr zusagte, daß er den Mahler bewegen wolle, sie abzumalen. Nur dadurch siegte ihre Eitelkeit über ihren Degout, und es schmeichelte ihr gar sehr, daß sie von der Hand des größten Meisters, wie der Herr Gemal hoch und theuer versicherte, abkonterfeit werden sollte.

Um vier Uhr kam Hans, und wurde vom Herrn des Schlosses gar höflich empfangen und heraufgeführt.

Nach einigen Gesprächen über die Kunst, wobey der unsichtbare Schlapp-Ohr Hansens Stelle von neuem vertrat, brachte Herr von Schwabsburg sein Anliegen vor, und bath Herrn Hans um die Gefälligkeit, ihm seine Frau Gemalin abzumalen, und zugleich zu bestimmen, wie viel er für ein Porträt fodere.

Ich will Ihre Frau wohl malen, antwortete Hans, und Ihre Töchter auch; aber das thue ich blos, damit Sie ein Andenken von mir haben sollen: Geld nehme ich keinesweges.

Wer war froher, als Herr von Schwabsburg: denn seine Casse war eben schwindsüchtig. Er machte zwar Einwendungen, gab aber doch endlich nach, weil, wie er sagte, kein König im Stande wäre, die Arbeit eines Herrn Hans würdig zu bezahlen.

Hans begehrte nun, die Frauenzimmer in Augenschein zu nehmen, und wurde zur gnädi= Frau zuerst geführt. Diese machte er durch das Compliment; daß nie eine größere Schönheit

seinen Pinsel beschäftigt habe, bald ganz zu seiner Ergebnen. Aber die gnädigen Fräulein wollten durchaus nicht erscheinen, indem sie vor dem fürchterlichen Manne eine unaussprechliche Angst haben wollten. Doch die Mutter brachte sie bald dahin, daß sie herbey kamen und sich auch fein lange beschauen ließen.

Hans besah sie alle sehr genau: besonders hefteten sich seine Augen unwillkührlich auf die älteste. Endlich sagte er, daß den andern Morgen die vier Porträte fertig seyn sollten.

Hr. v. Schwabsburg: Aber mein Gott, Herr Hans, wie wollen Sie das machen? Es ist ja bald Nacht!

Hans: Gut, ich male des Nachts am liebsten!

Hr. v. Schwabsburg: Aber meine Tochter und Frau werden Ihnen schwerlich des Nachts sitzen wollen.

Hans: Ist auch nicht nöthig!

Hr. v. Schwabs. Wie wollen Sie sie denn malen?

Hans: Was ich einmal gesehn habe, das male ich ohne Weiteres!

Hr. v. Schwabs. Herr, das ist nicht möglich!

Hans: Morgen früh um acht Uhr sollen Sie's sehen.

Hr. v. Schwabs. Wie: meine Frau und Töchter sollen Morgen früh um acht Uhr nach den Regeln der Kunst gemalt und getroffen seyn?

Hans: Nicht anders!

Hr. v. Schwabs. Ich wette, Herr, was Sie wollen, daß dieß unmöglich ist.

Hans: Ich wette auch!

Hr. v. Schwabs. Wohlan: ich wette zweyhundert Dukaten.

Hans: Gut, hier sind sie; legen Sie jezt zweyhundert dazu!

Hans hatte das Geld baar hingezählt; aber der gnädige Herr war nicht im Stande, seine zweyhundert dazu zu legen. Hans ward die Verlegenheit des Gnädigen gewahr, und sagte ihm, daß er zufrieden seyn wolle, wenn er ihm eine Handschrift zur Sicherheit darüber ausstellte. Das Geld und die Handschrift wollten sie dem Wirthe Pips einhändigen, und den andern Tag zusehen, wer beydes holen sollte.

So wurde die Sache richtig. Sie gingen zu Pips. Hans zählte sein Geld nochmals; der Gnädige stellte eine Verschreibung aus, und der Wirth schloß beydes ein, um es den folgenden Tag dem Gewinner zu zustellen. Hans ging auf sein Zimmer und legte sich zu Bette, um einige Stunden zu ruhen, da er, wie er sagte, die vorige Nacht gar nicht geschlafen habe.

Als Herr von Schwabsburg nach Hause zurück kam, war eben ein Landreiter angekommen, der einen Befehl vom Landschreiber vorzeigte, daß Herr von Schwabsburg hundert Dukaten auf der Stelle zahlen, oder sich gefaßt machen sollte, in ein Gefängniß mitzuwandern. Damals war Carl Ludwig — der Sohn des unglücklichen Winterkönigs, Friedrich, — Kurfürst von der Pfalz. Dieser Fürst haßte seine Edelleute, und suchte sie auf alle nur mögliche Art zu drücken und um ihre Rechte zu bringen. Dieß wußte der Herr von Schwabsburg, und sah weiter kein Mittel, als entweder zu zahlen, oder eingesteckt zu werden. Geld hatte er nicht, und ins Loch zu kriechen, war

ihm auch nicht recht. Er besann sich also kurz, ließ den Landreiter hinsitzen, und eilte zu Pipsen.

Herr Pips, sagte er, ich muß hundert Dukaten bezahlen, oder nach Oppenheim ins Schloß marschieren. Da ist nun guter Rath theuer! Weiß Er was? geb' Er das Geld heraus, das der fremde Maler bey Ihm hinterlegt hat: ich muß ja doch die Wette gewinnen: denn der ist so wenig im Stande, vier Gemälde bis Morgen früh fertig zu machen, als ich im Stande bin, noch heute nach Rom zu Fuße zu laufen! Also ist ja die ganze Summe so gut als gewonnen! Geb' Er also das Geld nur her: Er kriegt auch ein Douceur davon.

Pips wollte anfänglich nicht daran; aber der Gnädige redete ihm kräftig zu, erhöhete das Douceur bis auf zehn Dukaten, und erhielt die übrigen in seine Hände. Der Landreiter wurde befriediget, ritt wieder fort; und die gnädige Frau schickte noch denselben Abend einen Expressen nach Mainz, um einige neumodige Putzsachen, nach denen sie schon lange lüstern gewesen war, für sie einzukaufen.

Die Nacht erschien Schlapp-Ohr, und malte die vier Frauenzimmer, wie sie leibten und lebten.

Früh machte Hans sich auf, nahm seine Bilder und trug sie zum Herrn von Schwabsburg. Aber wie Der erschrack, als er die trefflichen Gemälde sah, ist unbeschreiblich. Er konnte anfänglich kein Wort herausbringen; dann aber lobte er die Arbeit, und bath blos: Hans mögte sich wegen der Wette noch gedulden: Gewonnen habe er auf jeden Fall.

Das thut nichts, erwiederte Hans: ich kann ja noch borgen! Ich werde blos Ihren Schein und meine Dukaten zu mir nehmen, und Ihnen eine Anweisung an den Herrn Kaufmann Amt zu Oppenheim stellen, wohin Sie das Geld bezahlen werden.

Herr von Schwabsburg gerieth bey dieser Aeußerung in große Verlegenheit. Hans wollte seine Dukaten wieder an sich nehmen: die aber waren ausgeflogen; dann war er willens, den Kaufmann Amt von Oppenheim an ihn anzuweisen: Amt aber war der ärgste Jude in der ganzen Gegend, der mit Niemanden Nach-

sicht hatte, und dem es eine rechte Freude war, Andere zu necken und auszuziehen.

Der Gnädige, um alle dem auszuweichen, that Hansen verschiedne Vorschläge; dieser aber wollte von nichts hören, und bestand darauf, daß er noch denselben Tag fort müßte, weil der Herr, mit welchem er gekommen sey, weiter wollte.

Ich sehe gar nicht ein, gnädiger Herr, sagte Hans, warum Sie so ängstlich thun! Sie haben Ihre Wette verlohren: und so ein Lumpengeld für einen Herrn von Adel! Sind Sie jezt auch nicht bey Casse: wohlan, ich will passen, bis Sie können zahlen. Vor der Hand habe ich an meinen Dukaten genug.

Hr. v. Schwabs. Ach, lieber Freund, wenn Sie wüßten —

Hans: Nun, was denn?

Hr. v. Schwabs. Ihre Dukaten sind nicht mehr beym Wirth.

Hans: So? Wo denn?

Herr von Schwabsburg erzählte den Vorgang mit dem Landreiter.

Hem, hem, erwiederte Hans, das ist schlimm! Wenn ich nun ein schlechter Kerl wäre:

so könnte ich Sie in der ganzen Welt prosti-tuiren.

Hr. v. Schwabs. Ich bitte um Gottes Willen, liebster Freund, thun Sie das nicht: ich ersetze und bezahle alles!

Hans: Hören Sie, Herr von Schwabs-burg: das ist nichts gesagt! Sie sind, läugnen Sie es nur nicht, mehr schuldig, als Sie be-zahlen können. Nächstens kömmt es mit Ih-nen zum Conkurs: Ihre Creditoren haben schon darauf angetragen, und Sie wissen, wie leicht der Kurfürst einen Conkurs gegen einen Edel-mann zuläßt.

Hr. v. Schwabs. Leider, leider!

Hans: Was wollen Sie nun machen? Ich dächte, Sie ließen es geschehen, daß ich Ihr Gut frey machte, und Ihre Schulden abtrüge!

Hr. v. Schwabs. Das ist unmöglich: ich bin über 10,000 Gulden schuldig!

Hans: Das thut nichts! Ich habe Ver-mögen: meine Kunst hat mich reich gemacht. Ich bezahle Alles.

Hr. v. Schwabs. Aber bester Freund, was könnte ich Ihnen dafür wieder bieten!

Hans: Umsonst thut man so was freilich nicht! Hören Sie! Sie haben drey Töchter: geben Sie mir eine davon zur Frau!

H. v. Schw. Ihnen — eine von meinen Töchtern?

Hans: Nun, ist das so was gewaltiges! Ich habe Geld, kann Ihr Gut frey machen und Ihre Tochter reichlich ernähren! — Stoßen Sie sich aber vielleicht an meiner Gestalt und an meinem Aufzug?

H. v. Schw. Soll ich denn meine Tochter zu einer Heirath zwingen?

Hans: Nein, das sollen Sie nicht. Wenn ich die Liebe Ihres Minchens nicht erhalten kann: so will ich abstehen, und Ihnen doch noch tausend Dukaten obendrein geben.

Herr von Schwabsburg schlug jezt ein: denn er hielt sich für überzeugt, daß Hans die Liebe seiner Tochter nie erwerben würde. Um so eher hatte er auch nichts dawider, als Hans der gnädigen Frau und dem Fräulein die Aufwartung machen wollte, um seinen Antrag anzubringen.

Die gnädige Frau war bald mit allem zufrieden, wenn nur Herr Hans noch versprechen

wollte, sich anders zu kleiden, und galant zu werden. — Hansens Geld stach nämlich ihr in die Augen; und gegen seine Person hatte sie auch nichts einzuwenden, indem Hans versicherte, daß er von uraltem Adel sey, und eigentlich Hans von Hansburg heiße.

Aber Fräulein Minchen machte gewaltige Augen, da Hans sich bey ihr als Liebhaber zeigen wollte. Sie verwarf seinen Antrag geradezu und verbath sich alles Fernere. Den Herrn von Schwabsburg freute dieß: denn er wollte so einen abschreckenden Menschen nicht zum Schwiegersohn. Indeß die gnädige Frau dachte anders: denn die tausend Dukaten, welche Hans zu geben versprochen hatte, im Fall die Heirath nicht vor sich ginge, schienen ihr nicht hinreichend, ihren alten Staat wieder anzufangen. Sie bestand also darauf, daß Minchen dem Herrn Hans von Hansburg die Hand geben sollte; und als diese sich immer sträubte, nahm die Frau Mutter sie vor, bath, weinte, fluchte, und betäubte das gute Mädchen so bestürmend, daß sie endlich versprach, Hansen ihre Hand bieten zu wollen. Dieser wurde nun eiligst herbey geholt, und empfing das Jawort

aus dem Munde des zitternden, halb ohnmächtigen Kindes.

Zehnter Abschnitt.

Gebratene Tauben von der Art — Schade, daß es die nicht öfter giebt!

Hans ging, nachdem er seine Braut und künftige Schwiegermutter ganz artig beschenkt hatte, ins Wirthshaus mit dem Herrn von Schwabsburg, zahlte diesem 1000 Dukaten auf Abschlag, und versprach, innerhalb drey Wochen alles Uebrige in Ordnung bringen zu wollen.

Der Edelmann eilte nach Hause, zeigte der Gnädigen das Geld; und diese schwur hoch und theuer, Minchen den Hals zu brechen, wenn sie nicht Frau von Hansburg werden wollte. Wirklich wurden noch selbigen Tag Boten an alle Hochadliche Verwandte ausgeschickt, welche das Verlöbniß des Fräuleins Minchen mit

dem edlen Herrn Baron Hans von Hansburg kund und zu wissen thun mußten.

Indessen war Hans mit Schlapp-Ohr in dessen stattlichem Wagen davon und nach Pyrmont abgefahren. Hier nun wurde zuerst ein Barbier herbeygeholt, den scheuslichen Bart abzunehmen; dann kam der Frisör, und brachte das Haar in Ordnung; der Schneider machte ihm stattliche Kleider; der Schuster versah ihn mit Schuhen und Stiefeln; Schlapp-Ohr schenkte ihm ein artiges Stunden-Ey,*) steckte ihm Ringe an die Finger, und stülpte ihm einen großen zugespizten Huth auf, nach Art jener, womit Ludwig XIV einem bankrutten Huthmacher wieder auf die Beine half.

So ausstaffirt, sah Hans, der wirklich gut gewachsen war, aus, wie ein stattlicher Herr; und alle Badegäste zu Pyrmont freuten sich, wenn sie die Bekanntschaft des Herrn Hans von Hansburg machen konnten.

---

*) So hieß man ehemals die Taschen-Uhren. Erasmus nannte sie ovula horaria. Cicero aber hätte zuversässig nicht gewußt, was ovulum horarium wäre.

Du bist zwar kein Edelmann, sagte Schlapp-Ohr, aber du hast Geld: schicke Geld nach Wien, und laß deinen Adel erneuern.

Hans: Ich soll meinen Adel erneuern lassen? War ich denn jemals adlich?

Schlapp-Ohr: Das thut nichts zur Sache! Du hast Geld; und für Geld kauft man zu Wien alle Arten von Adel, wie zu Rom alle Arten von Heiligen-Titel. Laß du mich nur sorgen!

Schlapp-Ohr machte sich noch die Nacht nach Wien, und betrieb gleich den folgenden Morgen seine Sache so gut, daß er schon um zwölf Uhr ein erneuertes Adels-Diplom in Händen hatte, worin Herr Hans von Hansburg für einen Edelmann und Reichsbaron anerkannt wurde, dessen Ur- Ur- Ur- Ur-Ahnherr, Herr Hans von Hansburg, schon wegen seiner großen Verdienste von dem rothbärtigen Kaiser Friedrich I. Anno Christi 1186 in den Freyherrn-Stand sey erhoben worden. Sein Geschlecht aber — so hieß es weiter — sey durch viele Unfälle herabgesunken, so, daß dessen Nachfolger den Adel hätten fahren lassen, und sich blos bürgerlich geschrieben hätten. Nun aber,

da Herr Hans von Hansburg wieder im Stande sey, seiner Vorfahren Namen und Wappen zu unterstützen: als haben Se. Majestät, der Kaiser, allergnädigst geruhet, gedachten alten Adel zu restituiren und zu renoviren, auch darüber einen offenen Brief zu jedermans Kundschaft auszufertigen u. s. w.

Hans lachte überlaut, als Schlapp-Ohr ihm diese diplomatische Lüge zustellte. Er trug Bedenken, Gebrauch davon zu machen; aber Schlapp-Ohr hob seine Zweifel leicht, da er ihm vorstellte, daß die meisten Adelsbriefe diplomatische Lügen seyen, und daß er darohne eine unzufriedne Ehe mit Minchen führen würde. Da nun gab er sich: denn er liebte Minchen wirklich, und versprach sich in ihrem Besitz viel Vergnügen und Glück.

Hans und Schlapp-Ohr blieben beynahe drey Wochen in Pyrmont, und besuchten täglich die Gesellschaft. Dadurch lernte Hans, sich in seinen neuen Stand so kavaliermäßig schicken, daß man hätte sagen sollen, er wäre immer in guter Gesellschaft erzogen und gebildet worden.

Nach Verlauf dieser Zeit nahm Geist Schlapp-Ohr — der freilich überall das Meiste leistete, sichtlich oder unsichtlich — von Hansen Abschied. Ich habe, sagte er zu ihm, dir mein Wort gehalten, und dich so weit gebracht, daß du ruhig leben kannst, wenn du nur willst. Du hast Geld und Gut genug: denn sieh, auch noch diese Kasten sind dein. Wende alles gut an, und vernünftig: dann wirst du und deine Kinder genug haben. Deine Braut wird sich nicht ferner mehr weigern, dir ihre Hand zu schenken, und deine Schwiegerältern werden dich als ihren Retter ansehen. Betrage dich aber so, daß du einmal, wenn du in die andre Welt zu uns hinüber kömmst, dir und mir nicht Schande machst. Verstehst du mich? Im Geisterreich spaßt man nicht, wie du im Schlosse selbst gesehen hast. Also lebe klug und ordentlich, und treibe es nicht wie Mancher vom Adel, welcher in dem Wahne steht: er habe kein Gesetz über sich, Ordnung und Pflicht gingen ihn nichts an, und andre Menschen seyen blos seinetwegen in der Welt.

Hans versprach, alles treulich zu befolgen, was Schlapp-Ohr ihm gerathen hatte; doch

bath er diesen, ihn dann und wann zu besuchen. Aber Schlapp-Ohr schlug dieses ab: denn, sagte er, du mußt nun ohne mich zurechte kommen können. Machst du's gut, so hast du's gut; und ich werde mich freuen, dich dereinst brav und froh bey uns wieder anzutreffen. Jezt, leb' wohl Hans!

So sagte Schlapp-Ohr und verschwand vor Hansens Augen. Hans betrübte sich wirklich recht sehr über den Abschied des freundschaftlichen Bewohners der andern Welt, und wünschte ihn sich zurück. Aber er harrte mehrere Tage: und Schlapp-Ohr kam nicht.

Da Hans sah, daß sein Freund Geist nicht wiederkam, so reisete er mit seinen Geldkasten und einem Bedienten, den er in Pyrmont angenommen hatte, von da weg, und kam wohlbehalten nach Oppenheim, wo er sich in den Wilden Mann einlogierte, und sich als Baron Hans von Hansburg angab.

Er schickte sofort einen Expressen nach Schwabsburg, und ließ sich anmelden. Der gnädige Herr, welcher unterdessen von seinen Gläubigern hart war verfolgt worden, freute sich, daß sein Retter nicht mehr fern war. Die

gnädige Frau freute sich auch: denn nun, dachte sie, wird's bald flott hergehen. Fräulein Minchen nur war die Einzige, welche sich über Hansens nahe Ankunft unmöglich freuen konnte. Trostlos schwebte ihr noch immer der scheusliche Maler vor. Aber niemand achtete auf ihre Thränen und Seufzer. Ihr Vater suchte sie auf vernünftige Gedanken zu bringen; ihre Mutter schalt sie ein ungerathenes Kind, das aus Eigensinn sie alle gern dem Verderben überlassen mögte. Ihre Schwestern lachten sie aus mit dem hübschen Bräutigam; und ihr Bruder, der Fähndrich, schwur, daß wenn Hans der Teufel selbst wäre, er doch sein Schwager werden sollte, wenn er ihm nur einen hübschen Gaul schenken würde. Kurz, der Bothe wurde mit der Antwort abgefertigt: daß der Herr Baron Hans von Hansburg ein angenehmer, willkommner Gast seyn würde.

Hans kam wirklich; aber zum größten Erstaunen Aller erschien er wie ein Mann von feinen Sitten und Welt. Man kannte ihn nicht mehr, man wollte nicht einmal glauben, daß er der ehemalige Maler Hans sey, bis er seine Beweise angebracht hatte.

Da nun ertönte das Schloß zu Schwabsburg vor Jubel über Jubel! Der gnädige Herr erhielt gleich den andern Tag Geld, mehr, als er zur Tilgung seiner Schulden nöthig hatte. Die gnädige Frau bekam alles, was sie wünschte. Dem Junker schenkte Hans ein Roß ohne Gleichen. Die Fräulein erhielten mehr als sie erwarteten. Minchen fand ihren Bräutigam nicht allein erträglich, sondern sogar liebenswürdig, und gab ihm ihre Hand mit Freuden.

Zur Hochzeit wurde die ganze Noblesse von weit und breit hergeladen, und fast alle wollten von Ur-Zeiten her mit dem berühmten und edlen Geschlecht der Hanse von Hansburg befreundet seyn. Hans ließ sie reden; und wer ihm die Vetterschaft mit Gewalt aufdrang, den nannte er — Vetter. Ein Diplomatiker deducirte Hansens Adel, und schrieb sogar die Geschichte seines Hauses.

Hans kaufte sich ein Landgut in der Bergstraße, nahm seinen alten Vater von Wendelsheim zu sich; und dieser wunderte sich mächtig, daß sein Sohn aus einem Bauerjungen so ein großer Herr geworden war. Daß er aber ein Edelmann seyn sollte, und zwar schon

von alten Zeiten her, wollte ihm gar nicht einleuchten. Doch ließ er sich Herr Baron nennen, um, wie er sagte, die Leute nicht glauben zu machen, daß sein Herr Sohn einen schlechten Vater habe.

Hans lebte froh und vergnügt mit seinem Weibe, that jedermann Gutes und machte den besten Gebrauch von seinem Gelde. Als er im hohen Alter starb, bedaurte ihn jeder, der ihn gekannt hatte; und sein Wohlthäter Schlappohr hat sich gewiß gefreuet, daß seine Gaben nicht an einen Unwürdigen gekommen waren.

III.

Hannchens Reise ins Hospital,

oder

Geschichte einer Händelmacherin.

III

Hannchens Reise ins Hospital,

oder

Geschichte einer Händelmacherin.

Erster Abschnitt.

: Da freilich hätte auch ein Basedow zurückstehen müssen!

Hannchens Mutter starb schon, als diese erst das vierte Jahr erreicht hatte. Ihr Vater, ein Advokat in einer deutschen Reichsstadt, hatte mit Juristerey, mit Klienten, Processen und Schikanen zu viel zu thun, als daß er nur einige Augenblicke auf die Erziehung seiner Tochter täglich hätte wenden können. Ließen ihm auch dann und wann seine Geschäfte einige Muße: so benuzte er diese zum Besuchen der Dörfer, und zum L'hombrespiel bey einer Flasche Wein. Der Advokat — er hieß Dreher

— hatte eine Schwester seiner Frau im Hause, welche Hannchens Erziehung über sich nahm.

Diese Frau, Madam Schacht, war in ihrer Jugend an einen medicinischen Doctor verheirathet gewesen. Da aber der Herr Doctor ihren vertrauten Umgang mit einem reichen Wollfabrikanten inne ward, ließ er sich von ihr scheiden: und seit dieser Zeit lebte die Madam bey ihrem Schwager. Der Wollfabrikant sezte indeß seine Liebschaft bey ihr beynahe öffentlich fort; und das Formalisiren darüber hörte auch bald auf, ob er gleich selbst eine Frau hatte: denn in jener Reichsstadt trug sich, wie in so mancher Universitätsstadt, die skandalöse Chronik nur zu Anfange mit skandalösen Historien, und schwieg endlich völlig, sobald jemand nur Muth oder Frechheit oder Philosophie genug hatte, fortzufahren, und sich um das Gerede nicht zu bekümmern. Wegen der vielen neuen Skandale vergaß man die ältern und ließ die Leute machen, was sie immer wollten.

Hannchen bekam einen Hauslehrer, den Herrn Flapps, Candidaten der Theologie, und expediten Nothhelfer für alle trägen Prediger auf einige Meilen in der Runde. Herr

Flapps war sehr stark in der Theologie. Er hatte zu Halle fünf Jahre diese herrliche Wissenschaft in den deutschen Klassen des Waisenhauses den erwachsenen Mädchen vorgetragen; und wenn ihn jemand zum Predigen aufrief: so trat er, nachdem er den Text nur flüchtig angesehen hatte, sofort auf die Kanzel, und perorirte so von der Faust weg, daß Bürger und Bauern, Weiber und Mädchen ihre innige Freude daran hatten. Seine Lieblingsmaterien waren das Versöhnungsblut Jesu, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, das Wasser der Wiedergeburt, und andre wichtige Lehren dieser Art mehr. Alles bewies er aus heiliger, göttlicher Schrift, und hätte es für eine Entweihung der heiligen Stelle angesehen, wenn er auch nur einmal auf vernünftige Gründe oder auf Erfahrung berufen hätte.

Im Examen war Herr Flapps zum Bewundern bestanden; denn er wußte die Fragen der Herren über unio und unitio, über das subjectum quod und quo der Wiedergeburt, über theologia archetypos und ectypos u. s. w. ganz vortrefflich zu beantworten. Die ewige Zeugung des Sohnes Gottes bewies er aus Ps. 2,

V. 7. unwiderſprechlich; und aus der Geſchichte von Bileams Eſel konnte er ſechs und zwanzig Themata zu Predigten ziehen. Die Conſiſtoriums-Herren nannten ihn den Phönix unter den Candidaten, und ſchlugen ihn zu einer Pfarre vor, welche eben aufgegangen und ſehr einträglich war.

Aber der Fürſt, ein junger einſichtiger Mann, hatte erfahren, daß der Herr Candidat Flapps die Weinflaſche für ſein höchſtes Gut halte; auch ſchon einigemal im ſeligſten Zuſtande der Weins-Entzückung auf der Straße war gefunden worden, und ſchlug ihm darum die Pfarre ab. Das Hochwürdige Conſiſtorium ſtellte zwar dem Fürſten vor, daß Seine Durchlaucht, als ein Katholik, von den Fähigkeiten eines Proteſtanten zu geiſtlichen Würden nicht urtheilen könnten; aber der Fürſt gab lächelnd zur Antwort: „freilich kann und mag ich nicht urtheilen, ob der Kandidat Flapps die lutheriſche Lehre rein oder unrein vorträgt: das kümmert mich auch wenig; aber einen Säufer mag ich nicht im Amte wiſſen. Er ſoll in meinem Lande nicht eher eine Beförderung zu erwarten haben, bis er ſich notoriſch gebeſſert hat.“

Herr Flapps verließ also das Land, worin man ihn wegen des Evangelii, wie er sagte, verfolgte, und zog nach Grünhausen — so hieß Hannchens Vaterstadt — wo er Kinder unterrichtete, predigte, und seine alte Lebensart fortsezte. Da er durch einen katholischen Fürsten von der Beförderung zu einer Pfarrstelle war ausgeschlossen worden, so fing er von da an, die katholischen Lehrsätze in seinen Predigten unbarmherzig herunter zu hecheln, und von dem Thier, dem Drachen, der großen Hure zu Babylon und dem Gott Mausien ein Langes und ein Breites herzuplappern, wodurch er dann seine Zuhörer nicht wenig erbaute.

Madam Schacht, Hannchens Tante, lernte den Herrn Candidaten bey ihrem Liebhaber, dem Wollfabrikanten, kennen, dem er die Rechnungen, Conto's, Lausdeos u. dgl. abschrieb. Er gefiel ihr sehr, weil er mit der unterwürfigsten Mine und in den submissesten Ausdrücken mit ihr umging, auf alles, was sie sagte, sehr große Aufmerksamkeit zu wenden schien, und den Mund nicht eher öffnete, bis Madam eine Frage an ihn ergehen ließ.

Herr Candidat Flapps, sagte Madam Schacht zu ihm, als er weggehen wollte: hören Sie: wollen Sie nicht Morgen früh punkt zehn Uhr bey mir einsprechen? Ich hätte ein Wort mit Ihnen zu reden.

Flapps bückte sich bis zur Erde, versichernd, daß er den hohen ihm so werthen Befehl respektiren würde: und schlich ab auf den Zehen.

Als er sich dem folgenden Tag meldete, ward er sehr artig aufgenommen, und mit Caffee regalirt, wobey denn ein Gespräch über die Heiligung des bekehrten Sünders vorkam, das einige Stunden anhielt. Herr Flapps zeigte dabey so viel Salbung, daß Madam Schacht ganz entzückt wurde, und endlich dem geistlichen Herrn recht herzlich anlag, daß er die Güte haben wolle, die Erziehung ihrer Nichte, der jungen Johanne Dreher, im Christenthum zu übernehmen. Der Candidat ließ sich willig finden, und erhielt freyen Tisch, Mittags und Abends, auch noch zwey Thaler monatlich zur Belohnung. Dafür mußte er aber auch täglich fünf Stunden Unterricht geben: zwey im Christenthum, eine im Schreiben, eine im Rechnen

und eine in der Geschichte und Erdbeschreibung: denn Madam Schacht hatte behaupten hören: daß heut zu Tage ein junges Frauenzimmer sich in diesen Kenntnissen umsehen müsse, wenn sie nicht Lust hätte, in der großen Welt zurück zu bleiben.

Der Advokat Dreher, Hannchens Vater, welcher, wie gesagt ist, die Erziehung seiner Tochter seiner Frau Schwägerin ganz überlassen hatte, war mit dieser Einrichtung zufrieden: und Herr Flapps trat gleich mit dem Montag der folgenden Woche seinen Dienst an.

Damit aber auch in der Musik Hannchen etwas lernen mögte, da Herr Flapps sie, als eine profane, verführerische Sache, nicht liebte: so wurde ein Musikus, der auch die Bierfiedeley in den Schenken besorgte, dazu angenommen. Tanzen sollte das Mädchen bey Herrn Leichtfuß, dem Stadttanzmeister, lernen, und auf diese Art in kurzer Zeit ein Muster eines wohlgezognen, vornehmen Mädchens werden.

Zweyter Abschnitt.

Immer besser!

Herr Flapps untersuchte seine Elevin gleich in der ersten Stunde, und fand, ob sie gleich schon dreyzehn Jahre alt war, daß sie doch weder lesen noch schreiben konnte: denn Madam Schacht hatte den Grundsatz, daß man erst Jahre haben müsse, ehe man etwas lernen könnte, indem der allzufrühe Unterricht vor dem zwölften oder dreyzehnten Jahre gar nichts tauge. Herr Flapps mußte also von vorne anfangen und dem dreyzehnjährigen Hannchen erst das A, B, C, beybringen. Dieß ging bey dem verwöhnten Kinde obendrein sehr langsam von Statten. Damit aber doch etwas gelernt werden mögte, sagte Flapps ihr biblische Sprüche und Verse aus Liedern so lange vor, bis sie dieselben wörtlich wiederholen konnte. Auf diese Art lernte Hannchen eine hübsche Reihe Sprüche und Vers

se, und noch dazu meist solche, welche, ihrer orientalischen Sprache wegen, sich weder zum Unterricht der Kinder, noch auf die Kanzel schicken. Indeß sie lernte doch etwas, wenn gleich ohne Sinn und Verstand. Nur das herrliche:

Geuß sehr tief in mein Herz hinein
Du heller Jaspis und Rubin
Die Flamme deiner Liebe

konnte sie lange nicht recht fassen: denn im zweyten Verse sagte sie immer: Du heller Jagdspieß und Urin.

Im Rechnen beschränkte sich der erste Unterricht blos auf das Zählen und das Ein-Mal-Eins. Aber in der Geschichte lernte Hannchen desto mehr.

Der Herr Flapps hatte, wie billig, die Historie in die geistliche und weltliche eingetheilt. Aus jener erzählte er ihr die Historie von Juda und der Thamar, von Joseph und Potiphars Weibe, von David und Urias Weibe, vom Simson und der Delila, von dem großen Riesen Goliath, von der Himmelsleiter Jakobs, von dem Menschenkoth, womit Ezechiel das Brodt backen sollte, von Bileams

Esel u. s. w. Die schönen moralischen Geschichten, woran die Bibel — recht benuzt — einen so reichen Vorrath hat, überging er als trocken und nicht unterhaltend. *)

Aus der weltlichen Geschichte erzählte er die Fabeln der Alten, welche er aber nicht bey den Alten selbst, sondern in der Acerra gelesen hatte, und unterhielt das Mädchen mit den Thaten des Herkules, wie dieser in einer Nacht funfzig Mädchen schwängerte, von der Verbrennung des Königs Crösus, von den Amazonen, vom Trojanischen Pferde, von Jason und Medea und von andern ähnlichen Dingen. Dabey vergaß er aber die neuere Geschichte nicht: die Begebenheiten von Eginhard und Emma, von Ludwig dem Springer, vom Sächsischen Prinzenraub, von Madam Pompadour, von Cartouche, nebst de-

---

*) Hübners biblische Historien sind schon mehr als 30mal aufgelegt, und in mehrere Sprachen übersezt worden, und noch braucht man sie in manchen Schulen. Ein abgeschmackteres Buch für die Jugend ist noch nie geschrieben worden. Im ersten Theil ist Historie 3, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 14, 15, 26, 32, 34, 38, 41, 42, 47, 52 ganz und gar recht dazu geschickt, bey Kindern falsche Religionsbegriffe zu erregen, und sie mit Dingen bekannt zu machen, womit man die Jugend ganz anders bekannt machen muß.

nen von Kaiser Oktavianus und der Melusina, von den drey Heumonds-Kindern, von Fortunatus, vom gehörnten Siegfried und dergleichen wurden dem Mädchen treulich eingetrichtert, und von ihr gierigst verschlungen.

Nach einem halben Jahre begehrte Herr Dreher, daß seine Tochter Proben ihrer Geschicklichkeit öffentlich geben sollte. Dazu wurde ein Sonntag bestimmt, und mehrere von Herrn Drehers Bekanntschaft wurden eingeladen. Der Candidat schusterte seine Schülerin einige Zeit vorher ein, und als der Tag des Examens eintrat, erschien sie ganz modisch und prächtig, und erhielt von allen Anwesenden Komplimente über Komplimente.

Alle Herren wurden aufgefodert, sie durch Fragen auf die Probe zu stellen; sie waren aber alle bescheiden genug, dieses Geschäft von sich abzulehnen, und versicherten, daß sie schon hinlänglich von den Talenten und Fortschritten der Mamsell unterrichtet wären. Doch der Hr. Oberpastor und Senior Stax, Bruder des Herrn Consistorialraths Stax, welchen die Annalen der Universität zu Schilda rühm-

lichst beschreiben, wagte einige Fragen, zumal folgende aus der heil. Geschichte:

Was that Absalom gegen David, seinen Vater?

Er empörte sich gegen ihn.

Wo lief David hin?

Er ward flüchtig über den Bach Kidron.

Was that nun Absalom?

Er beschlief Davids Kebsweiber.

Wo beschlief er sie?

Auf dem platten Dache des Hauses.

Wer sahe zu?

Das ganze Volk Israel.

Na, sagte der Oberpastor, das heiße ich doch ein gelehrtes, junges, Frauenzimmer! Wahrlich, Herr Candidat, sie haben da ein Meisterstück gezogen! — Aber nicht wahr: das liebe Mamsellchen ist noch nicht zu Gottes Tische gewesen?

Dazu muß nun auch Anstalt gemacht werden, sagte der Vater: ich werde Hannchen zu Ihnen in die Stunde schicken, Herr Senior!

Wird mir eine große Ehr seyn, Herr Licentiat, erwiederte der Oberpastor.

In der Instrumental-Musik war Hannchen sehr zurück und kaum im Stande, die schöne Arie: „Ich liebte nur Ismenen" auf dem Clavier herzuklimpern. Aber in der Vokalmusik hatte sie es weiter gebracht: eine Menge Lieder und Straßen- und Jahrmarkts-Arien wußte Mamsellchen auswendig, und sang sie mit hellklingender Kehle, und ungemeiner Fertigkeit. Wo sie ging und stand, trallerte sie.

Aber nirgends zeigte sich Hannchens Talent glänzender, als im Tanzen. Herr Leichtfuß hatte sich alle Mühe gegeben, ihr diese edle Kunst beyzubringen: und Hannchen lernte so gut und schnell, daß sie schon im dritten Monate, wenn sie tanzte, einer daherschwebenden Grazie ähnelte. Ihre Mitschülerinnen beneideten sie; aber die jungen Herren holten sie überall hin, wo ein Bal oder ein Bälchen gegeben wurde; selbst dahin, wo man nur en famille tanzte.

Die Stunden nachher beym Herrn Oberpastor Stax waren Mamsellchen anfangs sehr zuwider, weil da kein Wort geplaudert werden durfte; und Hannchen hatte nichts weniger gelernt, als ihr Mäulchen zu halten. Ueberdem

war der Vortrag des geistlichen Herrn so unverständlich, daß die Kinder nicht ein Wort verstehen konnten, und auch nicht ein Wort begriffen. Er pflegte nämlich seine dogmatischen Hefte, die er ehemals auf der Universität unter dem seligen Lange zu Halle über dessen Oeconomia Salutis nachgeschrieben hatte, mit den Präparanden durchzugehen und sie mit den großen Grundwahrheiten der Religion, mit der Erbsünde, dem thätigen und leidenden Gehorsam Jesu und solchen mehr — bekannt zu machen.

Mamsellchen beklagte sich anfangs über den Zwang, den sie sich bey Herrn Stax anthun müßte, und bath ihre Tante, sie fernerhin mit diesen Stunden zu verschonen. Aber Tantchen stellte ihr ernsthaft vor, daß sie doch einmal loskommen oder zum Abendmal gehen müßte: sonst könnte sie ja keinen Mann bekommen! Ein Mädchen, sagte sie, das noch nicht konfirmirt ist, kann ja auch nicht kopulirt werden! — Hannchen sah die Wichtigkeit dieses Grundes ein, und hielt noch einige Zeit geduldig aus, bis sie endlich selbst anfing, sogar gern in das Haus des Herrn Oberpastors zu gehen, zur Einweihung in die christliche Lehre!

Dritter Abschnitt.

Das kömmt vom Pfuschern!

Der Oberpastor bekam um diese Zeit einen jungen Edelmann ins Haus, den er gleichfalls zum heil. Abendmahl zubereiten sollte. Der Bursche hieß Herr von Ruslach und war der Sohn eines Landjunkers, der täglich auf die Jagd lief und auf seine Kinder gar nicht Acht gab. Der junge Ruslach war also bis ins achtzehnte Jahr herangewachsen, und hatte von der Welt nichts gelernt, als fluchen, zotenreißen und die Bauern necken. Aber nun fiels doch dem Vater ein, daß er ihn wenigstens müßte konfirmiren lassen; und er schickte ihn zu dem Ende nach Grünhausen zum Oberpastor, wo der junge Herr Wohnung und Tisch bekam, und alle Tage, außer der gewöhnlichen katechetischen Vorbereitungsstunde, noch eine andre im Lesen und Schreiben hatte: denn auch in diesen Stü-

cken war der achtzehnjährige Junker ganz und gar versäumt geblieben.

Junker Ruslach ward unter den Knaben, welche den Vorbereitungsunterricht seiner Hochehrwürden genossen, mit der Zeit das Haupt, dann nämlich, wenn sie so ein Stückchen vorhatten auszuführen. Auch war er, als ein achtzehnjähriger Bengel, in der Menschenkenntniß, zumal jener des schönen Geschlechts, merklich weit, und hatte schon auf seinem Dorfe manches Experiment darüber angestellt mit der Kammerjungfer seiner gnädigen Mama, und mit den Grasnymphen seiner Gegend.

Im Hause des Oberpastors fand er für dieses Talent freilich keine Nahrung. Die Frau Pastorin war stein alt; und ihre Mamsell Tochter war auch schon über vierzig und hatte von einer Verkältung auf einem Bal die reißende Gicht. Eine alte Duenna, die ehemals Amme bey der Mamsell gewesen war, und eine schielende Magd, die schon seit dreyßig Jahren beym Hn. Oberpastor diente, machten den ganzen weiblichen Bestand dieses Hauses.

Dieß war dem Junker allerdings nicht sehr recht; aber er mußte sich drein finden, weil er

außer dem Hause des Oberpastors noch keine Bekanntschaft hatte. Als er aber die hübschen Mädchen, welche bey Herrn Stax in die Stunde kamen, näher kennen lernte, suchte er allemal vor und nach dem Unterrichte mit ihnen zusammen zu treffen, und sie so nach seiner Art, à la Dorfjunker oder à la Bauernjunge, zu unterhalten. Er lief ihnen nach, kniff sie in die Backen oder Waden, schrie ihnen mit fürchterlicher Stimme ins Ohr, besprizte sie mit Wasser, hezte die Hunde auf sie, bließ ihnen Tabacksdampf ins Gesicht, und was der bäurischen Adlichkeiten mehr waren.

Die Mädchen, welche zu Hause meist alle eine gute Erziehung genossen, ärgerten sich stark über den plumpen Junker, und entliefen ihm, sobald sie ihn bemerkten. Nur Mamsell Hannchen schien an dem rohen Wesen Gefallen zu finden, und kam ihm recht oft von selbst in den Wurf. Man sah sie endlich immer mit einander im Hofe und im Garten des Oberpastors herumlaufen, sich mit einanderbalgen und im Grase herumwälzen. Da sie jedesmal nach geendigter Stunde noch Zeit hatten, sich Bewegung zu machen, und dieß ohne Aufsicht: so war Junker Max

und Mamsell Hannchen allemal beysammen: und die Gespielinnen des Mädchens machten die Bemerkung: Hannchen sey des Junkers Schatz. Das war alles, was sie schließen konnten: denn weiter zu denken verstattete ihnen ihre Unerfahrenheit nicht.

Wenn der Junker und Hannchen sich allein befanden: so riß er Zoten, wie ein Bootsknecht. Hannchen ward nicht unzufrieden, und hörte endlich die abgeschmacktesten Witzeleyen mit inigstem Vergnügen. Damit verband der Unartige gewisse Handgriffe, wogegen Hannchen sich zwar anfangs sträubte, hernach aber bald alles geschehen ließ und sogar selbst es nicht anders machte. Die Begierden der Beyden, des tölpischen Junkers und des unreifen Stumpfnäschens, wuchsen von Tag zu Tage: und nun suchten sie nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit, einmal zu probiren, ob denn so eine Wonne für sie existirte, wie Junker Max sie Hannchen rühmte.

Der Junker kam mit der Zeit dann und wann auch zu Hannchen ins Haus. Einst begegnete er ihr auf der Hausflur. Kommen sie mit in den Garten, sagte sie, Junker: mein Vater

ist nicht zu Hause, und meine Tante hat Kaffee-Besuch. Mein Informator ist schlafen gegangen: der alte Kammerrath hat ihm den Mittag, über Tische, zu stark zugetrunken.

Recht froh sprang der Junker mit Hannchen in den Garten, und Beyde trieben sich eine Zeitlang herum, bis endlich Hannchen müde ward, und in einer Laube auf den Rasensitz niedersank. Der Junker sezte sich neben sie und ließ seinen Händen alle Freyheit. Hannchen war ohne Erfahrung, aber voller Neugierde, wie doch etwas Gewisses seyn mögte. Ihre Sinnlichkeit nahm überhand, und Hannchen verlohr, was sie ohnehin nicht lange mehr behalten haben würde.

Als die That vorbey war, standen Beyde gegen einander über und machten Gesichter, wie ein dummer Junge, welcher beym Wasserholen den Krug zerbrochen hat. Er steht da, hält die Scherben zusammen, und macht dabey ein Gesicht, daß man seinen dummen Streich, als wäre er mit Fraktursschrift drauf geschrieben, deutlich genug lesen kann.

Der Junker erholte sich zuerst, schäkerte von neuem und zog Hannchen wieder neben sich

auf die Nasen. Diese sperrte sich und that, als schämte sie sich, ihn anzusehen. Max lachte, umarmte sie fester: und das Duodram ward wiederholt.

Von diesem Versuch an, verging fast kein Tag, daß nicht Junker Max und Mamsell Hannchen eine oder mehrere zärtliche Umarmungen geübt hätten; und da eine verliebte Intrigue auch sinnreich macht: so fanden sie, zumal da man sie nach Belieben machen und gehen ließ, immer Gelegenheit, sich nach aller Herzenslust herumzutummeln.

Endlich rückte der Tag herbey, woran Hannchen, der Junker und die übrigen Kandidaten des heiligen Abendmals eingesegnet werden sollten. Die ganze Stadt gerieth dabey in Bewegung: denn was von dieser Art öffentlich vorging, wurde in dem rechtgläubigen Grünhausen für ein Hauptstück der christlichen Religion angesehn. Der Kantor hatte aus allerhand geläufigen Arien und Tänzen eine neue Kirchenmusik dazu aufgesezt; und der Oberpastor hielt eine lange lange Rede über den Spruch: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Die ganze Solenni-

tät ging schon früh um Neune an, und währte bis Nachmittags um Zweye.

Hannchen war gekleidet, wie eine Theater-Nymphe und nach der damaligen Mode sehr stark eingeschnürt. Da es überdem, wegen des Gedränges, sehr heiß war, ward es ihr übel, und man mußte sie vor die Kirche hinausführen, wo sie unter den Schatten eines Baums gebracht, und von ihrer Taute und einigen andern Matronen aufgeschnürt und erfrischt wurde. Kaum war sie im Stande, sich, als die Reihe an sie kam, an den Altar führen zu lassen, um den heiligen Geist aus den Händen des Herrn Oberpastors zu empfangen.

Nach vollendeter Cerimonie wurden in allen Familien, aus welchen Kinder unter den Konfirmanden gewesen waren, recht stattliche Feste angestellt und alle Verwandten, Freunde und Gönner dazu eingeladen. Auch in dem Hause des Herrn Drehers war ein solches Fest veranstaltet, dessen Munterkeit aber gewissermaßen dadurch unterbrochen wurde, daß die Hauptperson, Mamsell Hannchen, nicht dabey seyn konnte, indem sie das Bette hüten mußte.

Man rief allerley Weiber hinzu, aber die wußten nicht, was dem guten Mamsellchen fehlen mogte. Dann holte man den Herrn Stadtchirurgus. Dieser erklärte die Krankheit für einen verdorbenen Magen, und gab ein Brechpulver. Als dieß wirkte, empfand Hannchen die reissendsten Leibschmerzen, so daß sie dem Tode nahe kam und schrie, daß man es drey Häuser weit hören konnte.

In dieser Noth schickte man endlich zum Herrn Doctor Schulz, einem Manne, der wenig Praxis hatte, weil er nicht kriechen und schmeicheln konnte, und gradezu sagte, was er dachte. Herr Schulz kam, und als er den Stadtchirurgus erblickte, schüttelte er schon den Kopf. Dann näherte er sich der Patientin, untersuchte ihren Zustand, und darauf fragte er den Bartphilosophen: für was er die Krankheit halte, und was er verordnet habe?

Ich halte sie für sonst nichts, als für eine Folge von verdorbnem Magen: Mamsellchen haben vielleicht zu viel Kuchen und Bretzel gegessen und dazu getrunken.

Herr, Sie verstehn sich recht auf verdorbene Magen! Aber was gaben Sie für Arzeney?

Ich habe Brechweinstein gegeben.

Bey solchen Umständen? — Herr, das ist so gut, als Gift geben und morden!

Aber, fiel Hannchens Tante ein, ich habe doch all mein Lebtage gehört, Herr Doctor, daß ein Brechmittel gut ist für den verdorbnen Magen!

Doctor: Recht; aber hier ist das der Fall nicht! Mamsell darf in ihren Umständen so was nicht nehmen.

Stadtchirurgus: Herr Doctor, was sind denn das für Umstände?

Doctor: Die der Herr nicht versteht, weil der Herr ein Ignorant ist.

Stadtchirurgus: Herr Doctor, ich bitte meiner Ehre zu schonen: Ich bin ein privilegiirter und geapprobirter Chirurgus!

Doctor: Leider! —

Indessen schrie Hannchen immer noch ärger. Der Doctor gab ihr ein Opiat, wodurch sie freylich ruhiger ward; aber der Arzt versicherte, daß die Sache noch lange nicht aufs Reine sey: das Schlimmste kömmt noch nach, sezte er hinzu.

Tante: Ach Gott, Herr Doctor, Hannchen wird doch nicht sterben?

Doctor: Glaub's nicht: sie scheint noch Kräfte zu haben, so einen Strauß auszustehen. Aber der Herr da, mit dem Brechmittel, hätte sie bald hinüber helfen können.

Stadtchirurgus: Aber mein Gott, Herr Doctor, was ist denn eigentlich die Krankheit?

Doctor: Unwissender, verstehn Sie das noch nicht? Die Mamsell ist schwanger; und durch Ihr Brechmittel, Herr privilegiirter Stadtchirurgus, läuft sie nun Gefahr, zu abortiren. Verstehn Sie's jezt?

Tante: Ach Herr Je, Herr Doctor: Hannchen wäre in andern Umständen? Das kann nicht seyn, das ist nicht möglich, das ist ganz und gar unmöglich!

Doctor: Ob's möglich ist, oder nicht, ist hier nicht die Frage; daß es aber so ist, weiß ich gewiß: Sie werden's auch noch erfahren. So was ist ja kein Schneeballen, der verschwindet! —

Die Hülfe des Doctors verhütete indeß alle weitere böse Folgen, welche das unbesonnene Brechmittel des Bartkratzers hätte haben kön-

nen. Hannchen ward bald so ziemlich hergestellt, und schon nach acht Tagen war sie wieder im Staude, im Hause herumzugehen.

Vierter Abschnitt.

Kömmt Zeit, kömmt Rath!

Als Hannchen wieder halbwege auf den Beinen war, nahm ihre Tante ein scharfes Examen mit ihr vor, und brachte ohne Mühe sie zum Geständniß. Ach, du böses Kind! du gottloses Kind! fing Madam an, was hast du gemacht? Aber so geht es, wenn man sich mit den Mannsleuten einläßt, und von der Sache noch nichts versteht! Was wird dein Vater sagen?

Dieser trat eben ins Zimmer, und sah recht böse: denn durch des Chirurgus geschäftige Zunge war die Sache bekannt und zum Stadtgespräch geworden. Der Herr Advokat hatte alles in einem Weinhause erfahren, und war darob recht erbost. Zwar war er nicht so böse, als er

zu werden pflegte, wenn ihm die Regierung seine Gebühren und Liquidationen etwas stark moderirte, doch aber sah er tückisch genug aus, als er ins Zimmer trat.

Höre du, fuhr er seine Tochter an, du schaamloses Mädchen, was hast du gemacht?

M. Schacht: Ja, lieber Bruder, das gottlose, ehrvergeßne Kind bringt Schimpf und Schande über unsre Familie!

Dreher: Also ist's richtig?

M. Schacht: Vollkommen richtig, Bruder! Hannchen hat alles gestanden.

Dreher: Hannchen? — Wer wird dann noch so sagen? Hanne — Hanne soll der Nickel in Zukunft heißen, und nicht mehr Hannchen! Aber wer ist denn der Thäter? Wer hat's gethan?

Hannchen: (schluchsend) Der Herr Baron von Ruslach.

Dreher: Kapital! Den will ich balbieren, daß er dran denken soll! Pro defloratione, pro alimentatione soll er bezahlen, daß er mögte schwarz werden. Warte nur, warte nur!

M. Schacht: Ach Gott, Bruder, du willst einen Proceß anfangen, und dein Kind vollends beschimpfen?

Dreher: Was beschimpfen! Ist sie nicht so schon in der Leute Mäulern? Ich suche nun mein Recht.

M. Schacht: Wenn sie in der Leute Mäulern ist: so kann sie auch wieder heraus kommen. Wir wollen sie nach Berlin zur Muhme Gärtnern schicken: da mag sie ihr Wochenbett abhalten, und dann als Jungfer wiederkommen, oder hinziehen, wohin sie will.

Dreher: Geht das?

M. Schacht: Ih, warum denn nicht! Das geht recht gut und ist eine tägliche Praktikus! Gar vornehme Leute machen es so! Selbst unsers Nachbars Tochter war ja auch weg: wer sieht ihr nun was an? Wenn die Leute nur kein Kind sehen, werden sie an dem Gerede irre.

Dreher: Das Ding läßt sich hören! Aber der alte Ruslach muß Geld klotzen: das dank' ihm ein spitziges Holz! Will er nicht, so fange ich einen Proceß in forma an und dann wollen wir einmal sehen, wo Barthel Most holt!

Drehern sezte sich den andern Tag zu Pferde und ritt mit noch einem Advokaten, dem Herrn Murner, U. I. D., und rechten Griesgram in der Juristerey, nach Rushausen, und Beyde heizten dem alten Baron dergestalt ein, daß er alles einging, und ein Ansehnliches hergab sowohl für die Entjungferung, als für das Wochenbette. Für die Erziehung des Kindes sollte, wenn es am Leben bliebe, nachher auch gesorgt werden.

Nach dieser glücklichen Ausführung wurde Mamsell Hannchen selbst von ihrer Tante nach Berlin gebracht, und bey Madam Gärtnern einquartirt. Hannchen durfte nicht ausgehen, und mußte blos auf ihrer Stube bleiben. Gern würde sie sich dieß haben gefallen lassen, wenn nur Gesellschaft zu ihr gedurft hätte. Aber auch dieß konnte nicht gestattet werden. Daher waren die einzigen Seelen, die sie zu sehen kriegte, niemand als Madam Gärtner selbst, und eine alte Aufwärterin, auf deren Verschwiegenheit man sich verlassen konnte. Um aber doch die Langeweile so gut, als es gehen wollte, zu vertreiben, foderte Hannchen

etwas zu lesen. Die Aufwärterin ging zu einer Lesebibliothek, und der Bibliothekar, als er hörte, es sey für ein junges Frauenzimmer, schickte ihr die Erzählungen im Geschmack des Bokkay, und das Frauenzimmer vom Vergnügen. Hätte Hannchen nur einigen Geschmack gehabt, so würde sie an diesem abgeschmackten Machwerk, worin die Zoten die Stelle des Salzes und des Witzes vertreten, nicht den geringsten Gefallen gefunden haben. Aber Hannchen war in der Leserey ein völliger Neuling. Sie las die Dinger mit der größten Begierde, las Tag und Nacht, und erschöpfte bald die Lesebibliothek an schlüpfrigen Büchern, so daß endlich der Bibliothekar sich genöthiget fand, ihr welche zu schicken, die nicht gerade für die grobe Wollust geschrieben waren. Aber doch schickte er ihr keine guten Bücher: denn, außerdem, daß sie ihm Lawätzens, Wagnitzens und Pischons Schriften gleich mit Protest zurückbringen ließ, hatte er aus Erfahrung den fatalen Glauben: daß gute, ernsthafte Bücher sich für junge Frauenzimmer nicht schickten: die wollten nur leichte Waare haben. Daher kamen denn jezt die Ritter-Romane, und die Geis-

stergeschichten zum Vorschein: und Hannchen studierte sich beynahe zum Doctor darin.

Madam Gärtner hatte alles so behutsam eingerichtet, daß auch selbst die Hausleute von dem Mitdaseyn eines fremden weiblichen Geschöpfs nichts merkten; und als endlich Hannchen über Leibgrimmen klagte, wurde eine Kindmutter ganz in der Stille herbey geholt, die ihre Sachen auch so gut machte, daß Hannchen schon nach zwey Stunden von einem allerliebsten Mädchen glücklich entbunden war.

Das Kind wurde einer Amme übergeben, nachdem es ganz in der Stille getauft und Julchen genannt worden war. Hannchen hielt ihre Wochen auch ganz in der Stille, und erst, nachdem sie völlig hergestellt war, erschien sie eines Abends mit ihrer Muhme bey einer öffentlichen Gesellschaft im Thiergarten.

Hannchen war wirklich ein recht niedliches Mädchen, und die Wehen der Geburt hatten ihre Reize noch erhoben, statt sie zu verringern, oder gar zu zerstören. Aller Augen zielten auf sie, und alle junge Herren und Damen fragten einander heimlich: wer das fremde allerliebste Frauenzimmer seyn mögte? Niemand wagte es

aber, seine Frage gerade bey Hannchen selbst oder ihrer bejahrten Begleiterin anzubringen.

Endlich brach Madam Gärtner auf, und mit einem: „Mamsell Kustnchen, wollen wir?“ sezte sie auch Hannchen in Bewegung.

Sind Madam und Mamsell zu Wagen? fragte ein junger Herr, der Beyden zur Seite stand.

Verzeihen Sie: wir gehen zu Fuße; und dieß ist auch die Ursache, warum wir schon so frühe uns zurück begeben: die Nacht mögte uns sonst überfallen.

Der Herr: Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten, meine Damen? Sie können fahren, wenn Sie wollen: ich werde es für eine Ehre halten, Ihnen dienen zu können.

M. Gärtner: Sie sind gar zu obligeschant!

Der Herr (nöthigt die Frauenzimmer wieder nieder zu sitzen): Eh bien, Sie bleiben noch einige Stunden hier, genießen die schöne reine Abendluft, und fahren alsdenn nach Hause. A Propos: wo logieren Sie?

M. Gärtner: In der Strahlauer Straße, beym Glasermeister Korn.

Der Herr: Das ist ja herrlich! Ich logiere nur ein Haus davon, in der Pfeifenfabrik.

Der Herr stand auf, ging hinaus, kam wieder und unterhielt seine Frauenzimmer auf die artigste Weise von der Welt. Nicht lange hernach kam ein artiges Abendbrodt, woran die Damen nolens volens Theil nehmen mußten. Dann fuhren sie nach Hause, und der Herr schied ganz entzückt über Hannchens Schönheit, wie es schien, von ihnen, nachdem er sich die Erlaubniß erbeten hatte, ihnen in ihrer Wohnung seine gehorsamste Aufwartung machen zu dürfen.

Fünfter Abschnitt.

So gehts, wenn das Herz die Hände locker macht!

Gratulire zu der glücklichen Eroberung, Kusinchen, sagte Madam Gärtner, als der artige Herr weg war: der Herr ist ganz in Sie verliebt bis in die Fingerspitzen.

Hannchen: Woher wissen Sie dieß, liebe Mulmie?

M. Gärtner: Das sollte ich nicht merken? Haben Sie denn nicht gesehen, wie er um Sie herum war? Ich verstehe die Herren nur zu gut! Hier in Berlin lernt man sie besser kennen, als in einem so kleinen Nest, wie Ihr Grünhausen ist. Ich will Ihnen aber einen guten Rath geben, Kusinchen! Wenn der Herr wieder kömmt, so begegnen Sie ihm nur hübsch freundlich; aber erlauben Sie ihm auch nicht das Geringste, bis er sich näher zum Ziele legt.

Hannchen: Wie verstehn Sie das, Mühmchen?

M. Gärtner: Der Herr heißt Herr von Lummer, und ist außerordentlich freygebig. Es ist noch nicht lange, daß er ein armes Mädchen unterhalten hat, die sich durch seine Freygebigkeit bereicherte. Jezt hat sie den Criminalrath Lüchs, und ist eine angesehene Frau. Ehe er aber die geringste Gunst von Ihnen genießt, mein liebes Kusinchen, muß er erst ausfallen, und das hübsch tüchtig!

Hannchen: Wie Mühmchen, ich sollte mich vergessen? Ich sollte —

M. Gärtner: Seyen Sie doch nicht wunderlich! Sie sollen sich nicht prostituiren, und können doch einen Liebhaber glücklich machen. Der Herr von Lummer kann Sie nicht heirathen; aber wenn Sie klug sind, so können Sie von ihm ziehen, Staat machen und dann einen Andern anführen, der Sie als seine Gattin dereinst producirt. Hier in Berlin denkt man ziemlich tolerant, und ein Frauenzimmer kann hundert Intriguen gespielt haben, und die Heldin in hundert Romanen gewesen seyn, und doch hat sie ihr Glück noch nicht im mindesten verscherzt.

Der Unterricht der Madam Gärtner ging nach und nach völlig ins Einzelne; und da er sehr deutlich und praktisch war, auch der Sinnlichkeit und Glanzsucht der Lüsternen eine reiche Erndte für die Zukunft anwies: so fand er eine gelehrige Schülerin, welche von da an kein gröseres Verlangen trug, als die Regeln ihrer Frau Muhme aufs baldigste anzuwenden.

Herr von Lummer gab dazu bald Gelegenheit. Er kam gleich den folgenden Tag, er-

kundigte sich nach dem Befinden der Damen, ließ sich es gefallen, ein Frühstück mit ihnen einzunehmen, und verehrte Hannchen beym Abschied ein goldnes Nadelbüchschen, welches er so en passant den Morgen gekauft haben wollte, und welches Hannchen unschuldig erröthend annahm.

Das geht gut, sagte Madam Gärtner: das Nadelbüchschen ist seine vierzig Thaler werth. Aber das ist noch gar nichts: es muß noch weit besser kommen! Laß mich nur machen, Kusinchen!

Schön Kusinchen fand den Unterricht der Madam Gärtner gründlich, und versprach, ihn zu befolgen.

Den folgenden Morgen schickte Herr von Lummer ein Billet, worin er die Damen zu einer Spazierfahrt nach Charlottenburg einlud.

Mein Empfehl an den gnädigen Herrn, sagte die Dame, und für heute wäre es uns nicht möglich, die Ehre anzunehmen; wenn's aber auf die künftige Woche seyn könnte, sollte es uns lieb seyn.

Der Bediente ging, und drey Minuten hernach erschien Herr von Lummer selbst.

Sie sind eigen, Madam, rief er aus: warum wollen Sie mir das Glück nicht gönnen, Sie nach Charlottenburg zu fahren?

M. Gärtner: Gern wollten wir dieß, lieber Herr von Lummer, aber ein gewisser Umstand —

Hr. v. Lummer: Welcher Umstand? ich bitte!

M. Gärtner: Es ist eine Kleinigkeit, gnädiger Herr; gewiß etwas sehr geringes!

Hr. v. Lummer: Wenn's eine Kleinigkeit ist: so setzen Sie sich darüber hinaus und fahren mit!

M. Gärtner: Es ist zwar nur eine Kleinigkeit; aber in den Augen der Frauenzimmer doch immer etwas wichtiges.

Hr. v. Lummer: Ich beschwöre Sie, was ist es?

M. Gärtner: Sie sind sehr zudringlich, gnädiger Herr! Zur Strafe sollten Sie eigentlich nichts erfahren.

Hr. v. Lummer: Betrift es Ihre Kusine?

M. Gärtner: Blos diese: denn ich setze mich über Lappalien der Art hinaus.

Hr. v. Lummer: Ich bitte Sie um alles in der Welt, — reißen Sie mich aus der Unruhe; sagen Sie mir die Ursache des Anstandes!

M. Gärtner: Hannchen ist ein Frauenzimmer. Sie fühlt auch, wie alle Mädchen ihres Gleichen, den Stachel der Eitelkeit. Ihre Garderobe ist in geringen Umständen, und Ihr Vater hat ihr nicht so viel Geld mitgegeben, als sie braucht, sich so zu kleiden, wie man in Berlin gekleidet seyn muß, wenn man mit Anstand erscheinen will. Sie hat deswegen an ihre Mutter geschrieben, und wir erwarten heut oder morgen Geld: dann wird Hannchen sich herausstaffiren, und dann kann sie mit Ihnen ausfahren.

Hr. v. Lummer: Ist's das nur und sonst nichts? O Madam, da soll bald Rath werden! (Er will fort.)

M. Gärtner (hält ihn an): Was wollen Sie, Hr. von Lummer? Bleiben Sie um's Himmels Willen! Sie werden doch nicht? —

Hr. v. Lummer (reißt sich los): Lassen Sie mich, Madam! lassen Sie mich! —

Madam Gärtner lachte in die Faust, als Herr von Lummer fort war, und erklärte Mamsell Hannchen, daß sie nun bald die große Dame würde spielen können. — Hannchen begriff auch dieß.

Herr von Lummer kam zurück und hinter ihm ein Schneider, mit einem Zeugmuster unter dem Arm. Hannchen sollte wählen. Sie wählte nicht; doch litte sie, daß der Schneider das Maaß nahm. Herr von Lummer blieb den ganzen Tag da, regalirte die Damen mit dem Niedlichsten und Theuersten, was er Kanditor und andere Aufwärter der Leckerhaftigkeit zu haben pflegen. Gegen elf Uhr verließ er sie und Hannchen gab ihm das Geleite. Er war ganz entzückt, als ihm die Schöne erlaubte, ihr die Hand zu küssen.

Den andern Tag früh um zehn Uhr kam der Schneider und brachte einen vollständigen Anzug; um elf Uhr kam die Haubensteckerin mit einem allerliebsten Kopfaufsatz. Hr. von Lummer selbst brachte um halb Zwölfe ein Paar Pariser Schuhe, ein Paar Lyoner Strümpfe, ein Paar Handschuhe und einen Fächer. Um Zwölfe stand Hannchen da, wie eine Grazie, wie

eine Göttin! Herr von Lummer rief einmal über das andere: o divina figura! o bocca di Venere! o occhio di Minerva! Hannchen, Sie sind schöner als die schöne Zauberin Armida!

Nachmittags fuhr Hannchen, ihre Frau Muhme und Herr von Lummer nach Charlottenburg, aßen da zu Abend, und kehrten erst gegen Mitternacht zurück nach Berlin. Herr von Lummer küßte Hannchen die Hand und fühlte sich, wie ein König, obgleich sein Beutel diesen Tag etwas sehr stark hatte bluten müssen.

Sechster Abschnitt.

Mit solchen Angeln fängt man solche Fische

Hannchen, sagte früh die Madam Gärtner, ich weiß nun gewiß, daß der Herr von Lummer ganz und gar in Sie geschossen ist.

Hannchen (lacht): Aber ich versichre Sie, daß ich gegen ihn ganz gleichgültig bin.

M. Gärtner: Das müssen Sie auch seyn, liebes Kusinchen! Ein Frauenzimmer von Verstand muß sich niemals in eine Mannsperson verlieben, selbst dann nicht, wenn der Herr Selado Sie auch zu seiner Frau machen wollte. Das verliebte Wesen macht ein junges Frauenzimmer nur lächerlich; und was das ärgste dabey ist: es versperrt, bey besserer Aussicht, den Weg zum Aendern.

Hannchen: Sie sprechen mit mir wieder von Liebe: glauben Sie vielleicht, daß ich mich verlieben werde?

M. Gärtner: Nicht dieß, liebes Kind; aber ich habe gestern bemerkt, daß Sie dem Herrn von Lummer einige Gefälligkeiten erwiesen, die Sie noch immer nicht erweisen müssen.

Hannchen: Ich wüßte doch von nichts!

M. Gärtner: Aber ich weiß von Etwas. Einmal erlaubten Sie ihm, seinen Arm im Wagen um Sie zu schlagen; fürs Zweyte durfte er Ihre Busenschleife zurechte machen; fürs Dritte ließen Sie sich von ihm einen Blumenstrauß anstecken, und fürs Vierte glaube ich gar, er hat Ihnen einen Kuß gegeben!

Hannchen: Nun, das sind ja lauter unschuldige Sachen!

M. Gärtner: Die Sie aber noch gar zu früh gestatten. Herr von Lummer will schon anfangen Aepfel zu essen, und hat kaum die Bäumchen gepflanzet. Nein, erst muß er sich um Sie verdienter machen, Kusinchen, und dann sollen Sie auch nicht mehr undankbar seyn.

Jezt eben trat Herr von Lummer ein, und erzählte den Damen, welche entzückende Träume auf die gestrige Promenade ihn die Nacht beglückt hätten. Dabey citirte er eine Menge Stellen aus Idris und Zenide und aus Musarion.

Als er fertig war, näherte er sich Hannchen am Fenster, und wollte ihr mit den Worten: „Sie Schöpferin meines Glücks" einen Kuß auf die Waugen drücken. Hannchen sträubte sich, und entfloh aus dem Zimmer. Da stand nun Herr von Lummer bestürzt und gaffte nach der Thür.

Sie loser Herr, fing Madam Gärtner an, Sie werden das gute Kind noch recht im Ernste böse machen!

Hr. v. Lummer: Sollte ich so unglücklich gewesen seyn, das himmlische Mädchen zu beleidigen?

M. Gärtner: Hören Sie, Herr von Lummer, ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Hannchen ist zwar kein Landmädchen, aber sie ist in einem Städtchen erzogen worden, wo man noch ziemlich altväterisch denkt. Ein Händedruck von einem jungen Herrn, ein Kniff in die Wangen, und besonders ein Mäulchen wird da schon als ein Eingriff in die Ehre eines Mädchens angesehen. Sie haben sich Gestern dergleichen Freyheiten gegen Hannchen herausgenommen; sie widersezte sich zwar nicht, aber die Reue kam nach. Als Sie fort waren, brach sie in Thränen aus, und ich hatte alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihre Ehre noch ganz unverlezt sey.

Hr. v. Lummer: Ich will es ihr auf den Knieen abbitten: rufen Sie den Engel her, Madam! —

Dieß geschah. Herr von Lummer warf sich vor der Nymphe auf die Kniee; bath und flehte, erhielt Vergebung, versprach in Zukunft artiger zu seyn, und zum Siegel der Versöhnung wur-

de eine Spazierfahrt nach Potsdam auf den Nachmittag angeordnet.

In Potsdam besuchte die Gesellschaft einen öffentlichen Ort, wo mehrere Herren und Damen sich auch fanden. Die Damen trugen, nach der damaligen Mode, fast alle — Uhren.

Wenn Ihr Vater Geld schickt, Kusinchen, sagte Madam Gärtner, dann wollen wir auch so eine Uhr für sie kaufen.

Herr von Lummer antwortete kein Wort, gab aber vor, daß er ein sehr dringendes Geschäft habe, und in einer Viertelstunde wieder zurück seyn würde. Als er fort war, sagte Madam Gärtner: das ist unser Mann, Kusinchen: bey dem fängt doch jedes Wörtchen!

Er kam wieder, und brachte ein niedliches goldnes Uehrchen, mit einer allerliebsten Kette, woran noch allerhand schöne Berlocken herabhingen. Hannchen sträubte sich, den Schmuck anzuhängen, gab aber doch endlich dem höflichen Bitten des Herrn nach, und besaß nun auch eine Uhr, wie die großen Damen — wenn gleich Madam Gärtner etwas Aehnliches für die Zukunft verbitten wollte, indem sie versicherte,

daß sie nichts ärger hasse, als Freundschaft aus — Interesse.

Es ward dießmal späte, und die Gesellschaft sah ein, daß sie nicht würden nach Berlin zurück kehren können; man beschloß also, in Potsdam zu bleiben. Herr von Lummer bestellte ein Abendbrodt, wozu er noch einige junge Offiziers von der Garde einlud. Alle waren sehr munter, und jeder bemühte sich, Hannchen Schönheiten zu sagen, welche diese mit vieler Artigkeit erwiederte. Die ganze Nacht wurde mit Schwärmen und Musik hingebracht, und erst gegen Fünfe legten sich die Damen zur Ruhe. Herr von Lummer warf sich in einen Lehnsessel und schlummerte. Die Offiziere, an dergleichen schon gewöhnt, schlenderten erst noch herum nild dann nach Hause und kleideten sich bald darauf zur Parade.

Wir sind nun einmal hier, sagte Herr von Lummer beym Caffee: wie wär's, meine Damen, wenn wir auch die Parade besähen! Es geschah, und die Parade-Herren sahen mehr nach der schönen Fremden, als nach den Soldaten. Dieß schmeichelte der Eitelkeit des jungen Mädchens gar sehr, und schon fing sie an

zu glauben, daß sie zu etwas Großem bestimmt seyn mögte.

Als die Parade vorbey war, ging Hr. von Lummer mit einem Offizier von seiner Bekanntschaft nach dessen Hause, und unsre Frauenzimmer begaben sich unbegleitet nach ihrem Gasthofe.

Haben Sie gesehen, Kusinchen, sagte Madam Gärtner, wie die jungen Herren nach Ihnen gegafft haben? Sie verdienen's aber auch, denn Sie sind wirklich recht hübsch.

Hannchen: Was kann mir das helfen!

M. Gärtner: Sehr viel kann Ihnen das helfen: es kann zu Ihrem Glück beytragen.

Hannchen: Wie sollte ich hoffen können, daß so ein Herr mich zur Frau haben wolle!

M. Gärtner: Zur Frau! Wer hat Ihnen denn gesagt, daß so ein Herr Sie heirathen werde! Darauf dürfen Sie gar nicht rechnen! Wenn ein Edelmann eine Bürgerliche heirathet: so thut er's meist wegen des Geldes, das sie hat: und Geld haben sie nicht, wenigstens jezt noch nicht. Wollen Sie aber hübsch folgen, und Ihr Glück nicht verscherzen: so stehe ich Ih-

nen mit dem Leben dafür, daß Sie Geld genug haben sollen.

Dieser Unterricht würde noch lange fortgesezt, bis endlich Herr von Lummer zurück kam, und einen jungen Offizier mitbrachte, der ein eingemachter Hasenfuß zu seyn schien. Er fuhr wie ein Tanzmeister um die Frauenzimmer herum, sprach von allerley, wovon niemand etwas verstand, und foderte endlich, daß ihm die liebe Gesellschaft auf den Nachmittag die Ehre geben, und ihn in seinem Paradise besuchen mögte.

Wo ist denn Ihr Paradies? fragte Madam Gärtner.

Offizier: Eine halbe Stunde von hier, zu Nowawes. Ja, mein Elysium müssen Sie sehen! Nicht wahr, ich hole Sie um zwey Uhr ab.

M. Gärtner: Wir müssen bey guter Zeit in Berlin seyn.

Offizier: Ey was, Berlin! Wenn Sie heut Abend um zehn oder elf Uhr da sind: so haben Sie Zeit genug! Mein Elysium müssen Sie sehen: dafür hilft nichts! Nicht wahr, Herr Bruder? (Lummern auf die Schulter klopfend.)

Herr von Lummer hatte wenig einzuwenden, Madam Gärtner gab sich, und Hannchen war es natürlich auch zufrieden.

Die muntre Gesellschaft fuhr Nachmittags nach Nowawes, wo sie in einem Hause abstiegen, woran ein schöner Garten lag. Im geräumigen Gartenhause wurde der Kaffee getrunken; dann kam Wein und andre Delikatessen, wobey die Gesellschaft außerordentlich munter ward. Endlich vermehrte sich diese durch verschiedne Herren und Damen, die auch die Gartenluft genießen wollten. Gegen Abend trug man kalte Küche auf, und nach der Mahlzeit erfolgte ein fröhliger Tanz.

Herr von Lummer schwebte ohne Unterlaß um Hannchen herum, tanzte fast nur mit ihr, und führte sie immer nach dem Tanz in die frische Luft. Madam Gärtner bemerkte dieß, zog Hannchen auf die Seite, und flüsterte ihr in's Ohr: „Auch nicht das Geringste müssen Sie erlauben!" — Hannchen verstand den Wink.

Herr von Lummer war aber nicht der Einige, der seine Schöne in die frische Luft führte:

alle andre Herren hatten ebenfalls ihre Schönen, die mit ihnen im Dunkeln herumgingen.

Endlich ging der Tanz zu Ende. Wie viel Uhr ist's denn? fragte Madam Gärtner. Es ist eben Eins, antwortete der faselhafte Offizier. Ih mein Gott, wie kommen wir dann noch nach Berlin?

Herr von Lummer: Für heute Nacht müssen wir schon hier bleiben.

M. Gärtner: Nun daß Gott! — Aber wir müssen doch wenigstens nach Potsdam.

Hr. v. Lummer: In zwey Stunden ist es Tag: wie wär's, meine Herren, wenn wir Punsch machten und den Tag abwarteten?

Ein Offizier: Das ist ein gesunder Einfall, Herr Bruder!

Der Vorschlag wurde angenommen, und die Gesellschaft ward bey Punsch und Gesang so heiter und lebendig, wie irgend eine Gesellschaft von Studenten und barmherzigen Schwestern es nur werden kann. Denn ich muß hier anmerken, daß die Damen, welche den Offizieren Gesellschaft leisteten, alle von jener Art waren, die für Geld und gute Worte feil sind. Ich merke dieß nur um Derer willen an, die etwan

nicht wissen, wie Frauenzimmer beschaffen sind, die mit Offizieren herumziehen.

Madam Gärtner trank viel Punsch: denn sie liebte dieses Getränke, wie sie versicherte, für ihr Leben, ward aber endlich etwas schwerfällig, sank in einen Lehnstuhl, und schlief richtig ein. Hannchen schien diesen Umstand nicht zu bemerken, und folgte dem Herrn von Lummer in den Garten, um sich nach dem Punsch abzukühlen.

Herr von Lummer führte seine Schöne in eine weit entlegene Laube, zog sie neben sich auf die Rasenbank, und that ihr eine vollständige Liebeserklärung, die eben nicht abgewiesen wurde. Hannchen antwortete blos, was geringere Mädchen ihren vornehmen Liebhabern gewöhnlich antworten. Der Herr, sagte sie, habe nur seinen Spaß — wolle sich über ein armes Mädchen lustig machen, — sie sey viel zu gering für so einen vornehmen, reichen Herrn u. s. w. Allein Herr von Lummer betheuerte mit allen möglichen Schwüren bey Gott und bey allen Teufeln, daß er sie wahrhaftig liebe, nie eine andre lieben werde, als sie u. s. w. Endlich bestätigte er seine Versicherung mit Umar-

mungen und Küssen; und da er wenig Widerstand vermerkte, so ging er weiter und wagte Handgriffe — doch

Quae fecisse juvat, facta referre pudet.

Aber nun kam er an zum Erstaunen! Das bisher so sanfte Haunchen wandelte sich auf einmal um in eine Furie, sprang auf, und donnerte den überraschten Liebhaber mit den Worten an: für wen halten Sie mich, mein Herr? Glauben Sie, ich sey eine feile Dirne, die Ihren Lüsten fröhnen könne? O, Sie irren sich, und von nun an werde ich Sie nicht mehr sehen! Suchen Sie, was Sie wünschen, an einem andern Ort; nur halten Sie ein unschuldiges Mädchen nicht für eine verworfene Creatur! —

Als die Verschmizte dieß gesagt hatte, eilte sie fort nach dem Gartenhaus und ließ ihren Herrn von Kummer im größten Erstaunen nachsehen.

Siebenter Abschnitt.

Der Rath der Bösen besteht nicht immer blos aus Ministern.

Madam Gärtner war indeß wieder munter geworden, und sobald sie Hannchen erblickte, sagte sie ihr etwas ins Ohr, und beyde gingen in den Garten. Herr von Lummer kam auch zurück, suchte seine Damen, hatte aber doch nicht das Herz, ihnen zu folgen. Er verlohr endlich beyde aus den Augen.

— Wo mögen denn die Berliner Damen seyn? fragte nach Kurzem der faselhafte Offizier, oder der Leutnant von Hasenfus, als sie zu lange ausblieben: ich muß nach und zusehen, was aus ihnen geworden ist.

Er lief wirklich fort und durchsuchte den Garten, fand aber weder die Eine noch die Andere. Endlich bemerkte er, daß die Hinterthür aufstand, und sah ganz frische Fußtapfen von Frauenzimmern im Sande. Nun war ihm nichts ge-

wisser, als daß die Damen da hinaus gegangen wären. Er verfolgte die Tritte, und kam endlich an ein einsam stehendes Häuschen, worin eine Bäurin sich eben mit Kaffeekochen beschäftigte.

Mütterchen, sagte der Offizier, sind hier nicht zwey Frauenzimmer?

Ja, versezte die Alte treuherzig, sie sind drin in der Stube.

Herr von Hasenfuß stürzte hinein. Ei, meine Damen, rief er, warum verlassen Sie die Gesellschaft?

M. Gärtner: Wie sie noch fragen können, Herr Leutnant! Doch Sie sind ja unschuldig! Hören Sie, da ist der Herr von Lummer — oh, ich mögte vor Aerger vergehen! — ja, der Herr von Lummer hat meine Base nicht behandelt, wie man ein ehrliches, unschuldiges Mädchen, so ein junges Blut behandeln muß! Oh, er hat ihr Dinge zugemuthet —; doch er soll ankommen!

Hasenfuß: Ja, das soll er! Ueberlassen Sie die Sache nur mir, meine Damen! Und Sie, allerschönste Mamsell, sollen forthin vor

ihm Ruhe haben. Ich will Ihre Ehre schon zu retten wissen!

M. Gärtner: Ich danke Ihnen, Herr Leutnant; aber fort von hier müssen wir, und zwar noch ehe eine Stunde vorübergeht.

Hasenfuß: Das soll geschehen: Ich bin heute Dienstlos: kommen Sie, wir wollen gleich von hier aus nach Berlin fahren. Mein Wagen steht parat.

Hannchen: Aber wir haben ja noch allerhand Bagatellen in Potsdam liegen!

M. Gärtner: Bekümmere Dich doch nicht um die Kleinigkeiten, Kusinchen, und mache, daß wir fortkommen! Ich könnte mich sonst an Herrn von Lummer noch vergehen!

Herr Leutnant von Hasenfuß faßte die Damen unterm Arm, und führte sie in ein Wirthshaus, wo sein Wagen vor der Thüre stand. Die Pferde wurden angeschirrt, und in weniger als zwey Stunden waren die Herrschaften in Berlin.

Unterwegs tobte und schimpfte Madam Gärtner unaufhörlich auf den impertinenten Herrn von Lummer. Hannchen betrug sich außerordentlich sittsam, und Herr von Hasen-

fußfchwur den Damen mit den heiligften Schwüren und den fürchterlichften Flüchen Satisfaktion und Ehrenrettung.

In Berlin ſtiegen die Damen an ihrer Wohnung ab, und nöthigten den Leutnant, dem ſie für ſeine Gefälligkeit unendlich dankten, zu ſich, ein Frühſtück einzunehmen. Er ſchlug es nicht aus, und bath beym Abſchied, während er Hannchen mit vieler Ehrfurcht die Hand küßte, um Erlaubniß, die Damen bald beſuchen zu dürfen. Dieſe wurde ihm zugeſtanden, und er kehrte ſtolz und vergnügt, wie ein eben ernannter Doctor oder Magiſter, nach Hauſe.

Als er fort war, lachte Madam Gärtner hoch auf. Ich ſehe, ſagte ſie, Hannchen, daß Du anfängſt, klug zu werden. Sackerlot, das war heute früh ein rechter Meiſterſtreich! Haſt gar noch obendrein einen neuen Liebhaber erworben!

Hannchen: Ich verſtehe Sie nicht recht, Mühmchen.

M. Gärtner: Närrchen, haſt Du denn nicht gemerkt, daß auch der Leutnant Haſenfus ſterblich in Dich verliebt iſt?

Hannchen: Was kann mir aber die Liebe eines Offiziers helfen? Sie ſagten ja immer

selbst, mit Offizieren müsse man sich nicht abgeben.

M. Gärtner: Alles mit Unterschied, meine Liebe! Verstehe mich nur recht! Mit Offizieren muß man sich nicht abgeben, das heißt, ein Mädchen, das seinen Vortheil versteht, darf nicht scheinen, an den Umgang mit Offizieren gewöhnt zu seyn. Die Leutchen sind immer unbesonnene, große Schwätzer, und berühmen sich schon genossen zu haben, wo man ihnen nicht einmal zu kosten gestattete. Zum andern, und welches die Hauptsache ist, haben die wenigsten Offiziere Geld: verstehst du mich, Hannchen? Aber ein Offizier, der Geld hat, ist allemal ein Mann, mit dem etwas anzufangen ist. Der Leutnant von Hasenfuß ist ein solcher Mann: denn er ist steinreich; und so kann man etwas mit ihm tentiren.

Hannchen: Den Herrn von Lummer danken wir also kurz ab?

M. Gärtner: Warum nicht gar? Nein, der hat auch Mosen und die Propheten.

Hannchen: Aber nach dem, was vorgefallen ist, wird er gewiß nicht wiederkommen.

M. Gärtner: Nicht wiederkommen? Hannchen, du kennst die jungen Fäutchen schlecht. Morgen ist er ganz gewiß wieder da, und bittet dich und mich deh- und wehmüthig um Vergebung. Aber dann soll er auch fühlen, daß er gesündigt hat. Folge du nur hübsch weiter!

Hannchen versprach, sich in allen Stücken nach den Absichten und dem Rath ihrer Tante zu fügen. Dann legten sich Beyde zu Bette, um nach der starken Motion auszuruhen.

Achter Abschnitt.

Schürzen und Punsch vermögen oft mehr als Uniform und Degen.

Gleich den folgenden Morgen, noch ganz früh, erschien der Bediente des Hrn. von Lummer und brachte ein Billet an Madam Gärtner. Diese las es, und ließ dem Herrn zurücksagen: es sollte ihr recht seyn, wenn er um zehn Uhr bey ihr einsprechen wollte.

Siehst du, Hannchen, sagte sie lachend, als der Bediente fort war, er kömmt schon, und bittet um gut Wetter. Laß du mich nur machen!

Herr von Lummer kam wirklich, wurde aber sehr kalt und zurückhaltend aufgenommen, und zwar von der Madam Gärtner allein: denn Hannchen war auf die Seite gegangen. Lummer stand da, wie ein armer Sünder; und Madam Gärtner machte auch nicht die allergeringste Gelegenheit, ihn seiner übergrossen peinlichen Lage zu entziehen. Er redete gar nichts. Madam stellte ihm stillschweigend einen Stuhl. Er sezte sich, und sprach noch kein Wort. Endlich mogte ihr selbst Zeit und Weile lang werden: da denn fing sie an:

Es ist wohl heute hübsches Wetter.

Hr. von Lummer: O ja, Madam, ganz außerordentlich schönes.

M. Gärtner: Wissen Sie nicht, ob der König heute nach Berlin kommt?

Lammer: Kann's nicht sagen, Madam!

M. Gärtner: Ich habe gehört, die Spandauer-Straße sollte frisch gepflastert werden.

Lummer: Das wäre ja recht schön! Das Pflaster ist ja auch recht häßlich.

M. Gärtner: Doch nicht so häßlich, als der tiefe Koth auf dem Opernplatz.

Lummer: Aber im Sommer findet man da keinen Koth.

M. Gärtner: So findet man desto mehr Staub. (Lange Pause von beyden Seiten.)

Lummer: Wie ist Ihnen die Tour nach Potsdam zugeschlagen, Ihnen Madam, und Ihrem lieben Kusinchen?

M. Gärtner: Mir so so; aber meinem Haunchen sehr schlecht.

Lummer: Das göttliche Kind ist doch nicht etwan gar krank?

M. Gärtner: Ein Wunder wär' es nicht, wenn sie vor Verdruß und Aerger krank geworden wäre!

Lummer: Haben Sie Verdruß gehabt?

M. Gärtner (mit gesetztem, nachdrücklichem Ton): Herr von Lummer, ich begreife nicht, wie Sie noch so fragen können!

Lummer: Um Gottes Willen Madam — (Er stockt.)

M. Gärtner: Verlangen Sie noch Erklärung Herr von Lummer? — Sie haben das gute, unschuldige Mädchen für ein ganz andres Frauenzimmer angesehen, als sie ist. Im Garten haben Sie ihr eine Erklärung gethan, die an sich unschuldig war, und die das gute unbefangne Kind anhörte, vielleicht mit Vergnügen anhörte: denn ich muß Ihnen geradezu sagen, daß Sie meinem Hannchen nichts weniger, als gleichgültig waren. Sie hat mir ihr ganzes Herz entdeckt. Aber da Sie die unschuldige, ehrliche Neigung des Mädchens bemerkten, gingen Sie weiter und wagten es, ihr Dinge zuzumuthen, welche nur eine Verworfene ertragen kann. Begreifen Sie nun, Herr von Lummer, warum mein Hannchen Sie ferner nicht mehr sehen darf, und warum sie sich ärgern und kränken mußte?

Lummer: Ach, sollte ich wirklich so unglücklich gewesen seyn, das herrliche Mädchen durch einen unbesonnenen Spaß zu beleidigen?

M. Gärtner: Allerdings, und zwar auf die allerkränkendste Art! Ich gebe Ihnen selbst die Sache zu überlegen: aber bitten muß ich Sie, von nun an unser Haus nicht mehr zu

betreten. Ihre Besuche würden dem guten Namen meiner Kusine nachtheilig seyn, und auch auf mich ein sehr unvortheilhaftes Licht werfen.

Lummer: Sollte denn Mamsell Hannchen unversöhnlich seyn? — Gewiß, Madam, ich gestehe meinen Uebereilungsfehler, und will ihn der Vortrefflichen auf den Knieen abbitten: denn der Zorn einer Edeln ist mir unerträglich. Bewerkstelligen Sie unsre Aussöhnung, und Sie geben mir das Leben wieder.

M. Gärtner (lächelnd): Ich will es versuchen, und Ihnen noch einmal trauen, Herr von Lummer. Heute Nachmittag fahren wir nach Köpenick, und dort können Sie uns finden in der Weinlaube im Garten des Gastwirths.

Hr. v. Lummer: Tausend Dank, beste Madam! — Ich habe auch die Kleinigkeiten, welche Sie in Potsdam zurück gelassen haben, mitgenommen: mein Bedienter soll sie Ihnen gleich herbringen.

Herr von Lummer entfernte sich, Madam Gärtner lachte des Leichtgläubigen, und Hannchen kützelte sich, weil sie im Nebenzimmer alles mit angehört hatte, und sich nicht

wenig damit wußte, daß man sie für eine keusche Diana hielt und zum Gegenstand der Verehrung machte.

Der Bediente kam, und brachte die in Potsdam zurückgelassenen Kleidungsstücke. Madam öffnete das Päckchen, und fand eine herrliche Enveloppe von grünem Atlas für Hannchen. Man muß alles mitnehmen, sagte sie, und nach einigen Minuten sezte sie hinzu: Narren von der Art muß man mit Kolben die Leviten lesen!

Nachmittags wurde Lummers und Hannchens Aussöhnung bald zu Stande gebracht; und ein prächtiges Abendessen in Madam Gärtners Hause, auf Herrn Lummers Rechnung, beschloß das frohe Werk der wiederhergestellten Eintracht.

Den folgenden Morgen kam Lummer schon, als die Damen noch am Kaffeetisch saßen. Er war ganz verstobert, und konnte fast kein Wort herausbringen. Was fehlt Ihnen, lieber Herr von Lummer, fragte Madam Gärtner; um Gottes willen, was fehlt Ihnen?

Hr. v. Lummer: Lesen Sie Madam, lesen Sie!

M. Gärtner (ließt laut): „Mein Herr, Ihr Betragen gegen Mamsell Hannchen Dreher war äusserst niederträchtig und schlecht. Verstehn Sie mich? Ich habe sehr viele Ehrfurcht für dieses Frauenzimmer, und werde Ihnen zeigen, mein Herr, daß man Leute, für welche Ich Respect habe, nicht so beleidigen darf. Uebermorgen komme ich nach Berlin und dann wollen wir den Ort ausmachen, wo ich die Ehre der Mamsell mit dem Degen vertheidigen will. Ich hoffe, daß Sie, als Edelmann, dieß nicht sonderbar finden und mir oder vielmehr dem beleidigten Frauenzimmer Genugthuung geben werden. Bis dahin bin ich

Ihr

Diener

Potsdam. v. Hasenfus,

Leutnant."

Nun Herr von Lummer, was bedeutet dieser Zettel?

Lummer: Sehen Sie denn nicht, Madam, daß es eine Ausfoderung ist?

M. Gärtner: So scheint es. Aber was wollen Sie jezt thun?

Lummer: Ich habe einen großen Abscheu vor allem Duelliren! Auf Ehre, Madam, ich kenne das Duell-Mandat, und respectire es von ganzem Herzen.

M. Gärtner: So müssen Sie den Leutnant angeben, daß ihm der Duell verboten wird.

Lummer: Das geht nicht, liebe Madam, bey Gott, das geht nicht! Alle Adliche würden meiner spotten und mich verachten.

M. Gärtner: Dann bleibt Ihnen freilich nichts übrig, als sich zu schlagen.

Lummer: Leider, leider! Aber der Leutnant ist, wie ich höre, ein rechter Fechtmeister, und ich habe aus Abscheu vor Blutvergießen, von dieser Kunst nie was lernen mögen.

M. Gärtner (sich besinnend): Hören Sie, Herr von Lummer, ich denke, die Sache beyzulegen, ohne daß Ihre Ehre dabey leiden soll.

Lummer: O Madam, wenn Sie das könnten!

M. Gärtner: Lassen Sie mich nur sorgen!

Herr von Lummer dankte der Dame aufs verbindlichste, und hüpfte vor Freuden in der Stube herum. Hannchen erhielt diesen Tag

ein Paar Ohrgehänge von Gold zum Geschenke, und Madam Gärtner eine Repetier-Uhr.

Sobald Herr von Lummer fort war, schickte Leztere einen Expressen zu Pferde zum Leutnant Hasenfus, und ließ ihn bitten, sie doch ja eher zu besuchen, als er zum Herrn von Lummer gehen würde: sie habe vorher etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen.

Hasenfus kam den folgenden Morgen, und Madam Gärtner stellte ihm nach vielem Andern vor, daß ihre Kusine äußerst beschimpft seyn würde, wenn man sich ihrentwegen duellirte. — Der Leutnant sah dieß bald ein, und, ob er gleich ein guter Fechter war, scheute er doch den Duell und bot seine Hand zur Versöhnung. Aber es kam ihm doch wunderlich vor, daß Madam Gärtner und Hannchen sich sobald mit Herrn von Lummer ausgesöhnt hätten.

„Meine Nichte hat sich mit ihm noch nicht ausgesöhnt: aber ich habe große Ursache gehabt, es zu thun; denn er kam reumüthig, sah seinen Fehler ein und bath um Vergebung. Ein ander Mal will ich Ihnen alles näher erklären.“

Herr von Lummer wurde nun herbeygerufen: und die Versöhnung ging bey einer Bole Punsch vortrefflich von statten. Beyde Herren gaben den Damen zu Ehren obendrein noch einen Schmaus im Thiergarten; und Leutnant von Hasenfus kehrte zurück nach Potsdam, aber verliebt bis in die Fingerspitzen in Hannchen. Er kam seit der Zeit oft nach Berlin, und besuchte seine Freundinnen. Das Leztere that Herr von Lummer täglich: und niemand befand sich besser dabey, als — Hannchen: denn obgleich keiner von beyden Herren wußte, daß der eine oder der andre ihr auch nur eine Steck-nadel geschenkt hätte, so schien es doch, als wenn im Präsent-machen einer den andern übertreffen wollte.

Neunter Abschnitt.

Auch die honigreichste Biene hat ihren Stachel!

Herr von Lummer hatte einen reichen Onkel in Liefland. Dieser starb um jene Zeit, und sezte seinen Neffen zum Universal-Erben ein. Dieser Umstand machte des Herrn von Lummers Gegenwart in Liefland nothwendig. Er selbst sah dieß ein, und nichts machte ihm seine Reise betrübt, als die Nothwendigkeit, Hannchen zurück zu lassen.

Bis jezt hatte er noch keinen seiner Wünsche erreicht, und diese Wünsche zielten eigentlich auf nichts geringeres, als auf den Genuß von Hannchens Reizen. Sie so zurück zu lassen, schien ihm ein großes Unglück zu seyn. *) Er machte

*) In den Historiis sacris (Leipzig bey Gleditsch, 1785), die man sonst in den Schulen las, finde ich S. 205 folgende für die studierende Schuljugend sehr erbauliche Stelle: Quarto die Olofernes sibi turpe esse

zwar von Zeit zu Zeit einige Anstalten, zu seinem Zweck zu gelangen, wagte dieses und jenes; aber Hänuchen schien ihn gar nicht zu verstehen, und Madam Gärtner wußte alles so einzurichten, daß jener Auftritt im Garten, nebst der Duell-Gefahr ihm abschreckend vorschwebte, und er jedesmal abfuhr, wie ein Würfelspieler ohne Augen.

Er hatte aber schon ansehnliche Summen an Hannchen verschwendet, und dadurch seine ökonomischen Umstände merklich zerrüttet. Er hatte um des Mädchens Willen manchem Vergnügen entsagt, war, seitdem er mit ihr umging, nur selten und immer verstohlen auf Legers, Heils und andre Säle oder Tanzböden gekommen, und noch seltner zu denen der Madam Schuwitz und Lindemann. Das alles sollte er so umsonst aufgeopfert haben? Er sollte nun nach Liefland gehen, und Hannchen ei-

---

dixit, si mulier, tam venusta facie, ab Assyriis sine coitu seu concubitu dimitteretur, eamque ad convivium invitavit. Judithae autem amplexibus inhians Olofernes etc. — Man denke!

nem andern, vielleicht glücklichern Liebhaber, überlassen? — Diese Gedanken brachten ihn fast zur Verzweiflung. Halt, dachte er, du willst noch eins zu Hülfe nehmen: vielleicht geht es.

Er wußte, daß Hannchens Mädchen ihre Vertraute war, und diese beschloß er auf seine Seite zu bringen. Er paßte ihr daher auf, und als er sie antraf, beredete er sie, mit ihm auf sein Zimmer zu gehen. Das Mädchen ließ sich durch ein Geschenk bewegen, ging mit, nahm noch ein Präsent und einen Brief an, den sie aufs allerbeste zu besorgen versprach.

Hannchen empfing den Brief, der nichts mehr und nichts weniger enthielt, als eine Bitte um eine geheime Zusammenkunft. Außerdem war der Brief voll Betheurungen von ewiger Liebe und unverbrüchlicher Treue. Hannchen zeigte das verrätherische Schreiben ihrer Tante; und diese fand für billig, daß Hannchen jezt antwortete, und ihm auch ihre Neigung eingestände. Dabey sollte sie einige Hoffnung zu einer geheimen Zusammenkunft durchschimmern lassen. Hannchen gehorchte. Herr von Lummer war beym Empfang des Briefes vor Freuden

auſſer ſich, und beſuchte das Haus der Madam Gärtner jezt noch fleißiger.

Endlich rückte die Zeit heran, daß der Girrende ſeine Abreiſe nach Liefland nicht länger verſchieben konnte: und darum ſuchte er die längſt gehoffte geheime Zuſammenkunft nur deſto emſiger. Das Mädchen mußte noch einen recht dringenden Brief an Mamſell Hannchen bringen, und Madam Gärtner rieth nun, dieſe Zuſammenkunft auf den folgenden Abend anzuſetzen.

Hannchen meldete ihrem Liebhaber: ihre Frau Muhme würde den andern Tag verreiſen und die Nacht nicht nach Hauſe kommen; ſie bäte ihn alſo, gegen Abend, wenns finſter ſeyn würde, ſie zu beſuchen.

Hoch hüpfte der gute Lummer auf, und ein Stück Gold fiel in des Mädchens Hand.

Den folgenden Tag fuhr Madam Gärtner wirklich aufs Land. Als es finſter war, kam Herr von Lummer, und nahm mit Hannchen ein niedliches Abendeſſen ein. Dann ſezte er ſich neben ſie aufs Sofa, ließ Punſch bringen, und ſchwäzte ihr vor von ſeiner Liebe.

Wäre ich, wie Herr Murſinna, ein Liebhaber von ſchlüpfrigen Beſchreibungen, wodurch

lüsterne junge Leute noch lüsterner werden, und worüber sich alle Vernünftigen ärgern: so hätte ich hier Gelegenheit; eine recht interessante Beschreibung von einem erotischen Auftritt anzubringen. Da ich aber, wie Freund Bürger sagt,

mich vor langem Breye
In solchen Schosen scheue,
So meld ich kurz, verblümt:
Es that mit seiner Schöne
Der Herr sich trefflich bene.

Doch ehe Herr von Lummer den Gipfel seiner Wünsche erreichte, mußte er Hannchen schriftlich versichern, daß er ihr die Ehe versprochen hätte. Zur Besiegelung dieses Versprechens schenkte er ihr seinen brillantnen Ring vom Finger.

Aber mit Einem Mal bene thun war es dem edlen Ritter nicht genug: er beredete seine Donna, ihm die ganze Nacht zu widmen, und das wurde ihm verstattet. Madam Gärtner sollte ja die Nacht nicht nach Hause kommen! Beyde Liebenden verlebten die seligste Nacht, aber nicht den seligsten Morgen; wenigstens Herr von Lummer nicht.

Madam Gärtner, welche ganz in der Stille nach Hause gekommen war, stand nämlich früh auf, und ging in das Zimmer ihrer Nichte, und, siehe da: diese lag noch in den Armen ihres Adonis.

Nun ging das Schimpfen und Schelten, das Heulen und Verwünschen, das Wehklagen und das Fluchen los. Madam Gärtner spielte ihre Rolle so gut, daß Herr von Lummer, die verstellte Furie zu besänftigen, in alles willigte, was man von ihm verlangte.

Madam Gärtner ließ einen Justizkommissar kommen, welcher den Auftrag erhielt, einen Ehekontract in beser Form aufzusetzen; und Herr von Lummer unterschrieb ihn mit schwerem Herzen, Hannchen aber mit schalkhaftem Lächeln.

Nach diesem Auftritt hatte Lummer noch mehrere verliebte Zusammenkünfte mit seinem Hannchen, bis endlich die bange Scheidestunde da war, und er, nachdem er mit tausend Thränen und zärtlichen Umarmungen von seiner Geliebten Abschied genommen hatte, nach Liefland abging.

Vor seiner Abreise beschenkte er noch Hannchen, ihre Muhme und ihr Mädchen nach seinem Vermögen, aufs reichlichste, und Madam Gärtner sagte, als er kaum weg war, unter schadenfrohem Lachen: den haben wir, Hannchen: dein Kind hat nun einen reichen Vater!

Zehnter Abschnitt.

Alter hilft vor Thorheit nicht! — Aber vor der List einer Verschmitzten — was hilft da der Jugend?

Der Graf von Nesselhaut, ein alter, steinreicher Wollüstling, sah Hannchen gleich nach Kummers Abschied, und verliebte sich in sie, wie ohngefähr ein alter Wollüstling sich in ein junges reizendes Mädchen verlieben kann, das heißt, er suchte den Genuß ihrer Reize.

Der Graf war ehedem auch der Anbeter der Madam Gärtner gewesen, zur Zeit, da diese noch jung und schön war. Als er nun hörte, daß die schöne Mamsell ein Mühmchen von Ma-

dam Gärtner sey, so beschloß er, nach seiner eignen Art zu handeln, oder den nächsten Weg zu gehen.

Er fuhr also bey Madam Gärtner vor, und fand sie allein: denn Hannchen war in die Komödie gegangen. Nach den ersten Komplimenten eröffnete er gleich seine Neigung zu ihrem Kusinchen, und versprach ihr, wie er sich ausdrückte, ein honorables und konvenables Etablissement.

Madam Gärtner fing an, Grimassen zu machen; der Graf aber, welcher die Grimassen kannte, foderte genaue und bestimmte Antwort, und Madam Gärtner, welche befürchtete, der Herr Graf mögten sich sonstwo attaschiren, gab diese dahin, daß sie Kusinchen bereden würde, sich in die Wünsche Seiner Exzellenz zu fügen.

Hannchen bezog bald darauf ein Logis in der Nähe der Wohnung des Herrn Grafen, und der Herr Graf besuchte sie täglich, aber meist ganz ins Geheim.

Daß Hannchen jezt das schönste Schlaraffenleben von der Welt führte, kann man

denken: Spazierfahrten, Schmausereyen, Komödie, Oper, Pikeniks und dergleichen wechselten bey ihr ab. Ihr Haus wurde sogar von vornehmen Standespersonen besucht; und ob man sich gleich ins Ohr sagte, Mamsell sey eine personne entretenne, oder ein Mädchen, das jemand auf seine eigne Hand sich hält: so ging man doch gern hin, indem man da alles fand, was zur galanten Unterhaltung erfodert wird.

Bey dieser Art zu leben, bildete Hannchen ihre Talente und Fähigkeiten immer mehr aus, das heißt, sie formirte sich, wie man zu sagen pflegt. Alle schönen Geister von Berlin machten ihr den Hof; und Dichterlinge und Professoren, welche Komödien und Tragödien fabricirten, Doctoren der Medicin, welche Volkslieder sangen, aufgeblasene Prediger, welche den Diogenes mit der Laterne heuchelten, oder Kants Kritik der reinen Vernunft in Verse zu zwingen suchten, und Offiziere, welche die Algebra in Briefen an Damen lehren wollten, waren täglich an Hannchens Tische, und Hannchen lernte von allen diesen, zumal da sie sich aus den neusten

ästhetischen, moralischen, pädagogischen, litterärischen, poetischen, empfindsamen, philosophischen, theatralischen, antiquarischen und freygeistischen Büchern von ihren Freunden vorlesen ließ, so viel immer, daß sie in kurzer Zeit eine unausstehliche, allerliebste Schwätzerinn ward, über die der Unwissende erstaunte, der Kluge aber die Achseln zuckte.

Ich habe vergessen anzuführen, daß auch der Herr Leutnant von Hasenfus Hannchen eine schriftliche und mündliche Liebeserklärung machte, als er sie zum zweyten Mal in Berlin besuchte. Madam Gärtner, in deren Gegenwart die Erklärung vor sich ging, wußte das Ding so zu karten, daß Herr von Hasenfus förmlich versprach, Hannchen zu seiner Gemalin zu machen, sobald sein Vater, der am Podagra laborirte, das Zeitliche segnen würde, und er selbst erst eine Kompagnie hätte. Madam Gärtner und Hannchen, wußten beyde recht gut, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde, aber daran lag ihnen auch eigentlich nichts: sie wollten nur Geld ziehen, und dieß konnte ja so geschehen!

Der Leutnant Hasenfus wunderte sich also nachher nicht wenig, als er nach seiner Zurückkunft vom Urlaub, welchen er wegen nothwendiger Familien-Angelegenheiten hatte nehmen müssen, Hannchen in einem so glänzenden Zustande antraf. Aber Madam Gärtner wendete das Blatt, und spiegelte ihm vor: das geschähe seinetwegen; Hannchen sey ja ein reiches Mädchen, und da der Herr Leutnant sie bald zu seiner Gemalin erheben würde, so habe man dergleichen Präliminarien spielen wollen, um hernach die Hauptsache, oder die Verbindung zwischen einem Hochwohlgebohrnen Herrn und einer blos Hochedelgebohrnen Mamsell weniger auffallend scheinen zu machen.

Der Leutnant war kurzsichtig genug, dieses Geschwätz für Wahrheit anzunehmen. Er besuchte seine Schöne sehr fleißig; und da diese von sehr vielen der Berliner Noblesse besucht ward, so fiel es dem Grafen auch nicht auf. Er war in diesem Stück eben kein Italiäner, und gab gerne zu, daß seine Donna auch Andern liebenswürdig vorkam.

Jezt auch noch ein Wort vom Herrn von Lummer! Nach seiner Abreise erhielt Hann-

chen alle Posttage Briefe von ihm, welche zuweilen mit Präsentern begleitet waren. Nach und nach wurden die Briefe seltner, und endlich hörten sie gar auf. Die Ursache von dieser Kaltsinnigkeit war diese.

Der Onkel des Herrn von Lummer hatte zwar seinen Neffen zum Universalerben eingesezt, hatte aber die Klausel hinzugefügt, daß er nur zur Hälfte erben sollte, wenn er sich weigern würde, ein gewisses Fräulein von Irrwisch zu heirathen: diese sollte alsdann zur Hälfte mit ihm theilen.

Herr von Lummer erschrack, als er diese Klausel inne ward; aber sein Schreck nahm merklich ab, als er das schöne Fräulein von Irrwisch kennen lernte. Als er endlich vollends mit Vernunft überlegte, daß es für ihn doch allemal besser sey, ein schönes, adliches Fräulein mit 100,000 Thalern zu ehlichen, als eine zwar schöne, aber unadliche Mamsell: so faßte er den Entschluß, Hannchen fahren zu lassen, und sich mit Fräulein von Irrwisch zu vermählen. Er legte also alle Briefe, wel-

che Hannchen ihm dann und wann schrieb, auf die Seite, um Fidibus daraus zu machen, und heirathete das Fräulein vier Monate nach seiner Ankunft in Liefland.

Wie Madam Gärtner dieses erfahren habe, kann ich nicht sagen, aber sie erfuhr es, und voll des Zorns ließ sie folgenden Brief durch ihren Advokaten, den Herrn Justizkommissarius Sassafraß an ihn abgehen:

Hochwohlgeborner Herr,

Die Hochedelgeborne Madam Gärtner hat mir, als ihrem Mandatarius, aufgetragen, Ew. Hochwohlgebornen gebührende Vorstellung zu thun, wie dieselbe mit großem Befremden vernehmen müssen, was Maaßen Ew. Hochwohlgebornen contra fidem datam Scriptoque et quidem coram persona ad id judicialiter autorisata confirmatam, will sagen, wider Dero schriftliches in Gegenwart einer Gerichtsperson gethanes Versprechen, ihre Muhme, Mamsell Johanna Dreher tit. pl. zu ehligen, sich in ein anderwärtiges Ehebündniß eingelassen haben.

Gestalten aber dieses factum höchst illegal und eine laesio oder Beeinträchtigung fremder Rechte ist, als wäre schon aus diesem Grunde zu vermuthen, daß wohlgedachte Mamsell Johanna Dreher eine actionem de non praestito promisso gegen Ew. Hochwohlgebornen erheben würde. Allein es könnte doch auch seyn, daß wohlgedachte Mamsell davon abstände, wenn nicht der Umstand, daß mehrgedachte Mamsell sich in statu graviditatis befindet, will sagen, daß sie gesegnetes Leibes ist, und Ew. Hochwohlgebornen als den Urheber ihrer Schwangerschaft angiebt, mich auch zu ihrem Sachwalter angenommen hat, um dasjenige zu verfechten und auszumachen, was ihr hoc respectu nach den Gesetzen zukommt, die Sache allerdings zu einer wirklichen Action machte, welcher Ew. Hochwohlgebornen nur dadurch entgehen können, wenn Sie sich zu einem gütlichen Vergleich fügen wollen. Ich bitte daher Ew. Hochwohlgebornen, mir binnen sechs Wochen a dato infra scripto Dero Willensmeynung wissend zu machen, oder zu gewärtigen, daß ich die Sache nach Pflicht und Gewissen bey der Hohen Regierung zu Riga anhängig machen und quan-

tum per leges licet, betreiben werde. Habe übrigens die Ehre zu seyn

Ew. Hochwohlgebornen

Berlin, d. 6n. Oct. —

gehorsamster Diener,

Friedrich Adolph Sassafraß

L L. Lic. et Fiscalis Curiae.

Herr von Lummer erschrak nicht wenig, als er dieses Schreiben erhielt. Er fragte seinen Rechtskonsulenten, und dieser rieth ihm, die Sache gütlich abzumachen. Es geschah, und der Handel wurde dahin vermittelt, daß Mamsell Hannchen sich vom Herrn von Lummer gänzlich lossagte, daß ihr aber dieser 1000 Thaler pro defloratione, und andere 1000 für die Erziehung ihres zu erwartenden Kindes baar auszahlen ließ. Madam Gärtner und Hannchen lachten in die Faust, und freuten sich, einen Dummkopf exemplarisch geprellt zu haben.

Eilfter Abschnitt.

Was ist oft listiger als der Zufall?

Hannchen spielte ihre glänzende Rolle in Berlin so schön, daß sie den Neid aller Frauenzimmer von Stande, aller Gesellschaftsmamsellen, und aller Buhlschwestern sich zuzog. Diese ermangelten allerdings nicht, ihre Historie aus dem Fundament zu studieren; und da dem Falkenauge der Frauenzimmer, zumal der neidischen, auch nicht das Geringste verborgen bleibt, wenn sie sonst Entdeckungen machen wollen: so wurde nach und nach Hannchens ganzer Lebenslauf in ganz Berlin bekannt, und das Gespräch aller Gesellschaften. Sogar erfuhr man ihre Begebenheiten mit dem Herrn Leutnannt von Hasenfus, und benachrichtigte dessen Vater aus lauter christlicher Liebe von der ganzen Geschichte.

Der alte Hasenfus ergrimmte heftig, als er das Skandal erfuhr, und schrieb seinem Sohn in den heftigsten Ausdrücken, von der Metze abzustehen, oder zu gewärtigen, daß er Maaßregeln ergreifen würde, die ihm gewiß nicht behagen sollten. Der junge Hasenfus hatte indessen auch erfahren, Hannchen sey die erklärte Mätresse des Grafen von Nesselhaut, und darüber empörte sich sein Ehrgefühl. Er sah jezt in Hannchen weiter nichts als eine Buhlerin, und seine Liebe zu ihr nahm von Tag zu Tage ab. Seine Besuche wurden seltner, und unterblieben endlich ganz. Der alte Hasenfus war damit sehr zufrieden, und vermehrte die Zulage seines Sohnes. Dieser, dadurch muthiger gemacht, hielt sich in allen Gesellschaften über die hochtrabende Gräfliche Mätresse auf, theils um seinen Bruch mit ihr zu rechtfertigen, theils aber auch, um sich wegen der vielen Präsenter, die er ihr gemacht hatte, und wegen des Geldes, warum er sich geprellt sah, schadlos zu halten, wenn gleich nach Art aller Laffen, die bey solchen Gelegenheiten allerdings klüger hätten, sie schwiegen ganz stille.

Abermals einen Liebhaber verlohren, sagte eines Tages Hannchen zu ihrer Tante, und lachte dabey, wie ein Kobold.

Schon recht, antwortete Madam Gärtner, aber wir wollen doch dem jungen Herrn zeigen, was er noch nicht weiß. Wir haben ja sein schriftliches Eheversprechen! Er muß bluten, so gut und noch wohl besser, als der Herr von Lummer. Vor der Hand aber müssen wir noch einhalten, bis er etwan Anstalten zum Heirathen macht.

Kusinchen billigte alles, was ihre Frau Muhme für gut fand, und bekümmerte sich weiter nicht um den abtrünnigen Hasenfus.

Hannchen hatte sich durch den Umgang mit lüsternen jungen Leuten, durch die schönen Lehren ihrer Tante und durch das Lesen schlüpfriger Bücher, so an gewisse Dinge gewöhnt, daß sie ihr völlig zur andern Natur geworden waren, ich will sagen: sie konnte die kraftvollen Umarmungen der Männer nicht mehr entbehren. Aber gerade war der Graf von Nesselhaut der Mann nicht, welcher ihr so etwas immer im Fall der Noth gewähren konnte. Er war zwar ehemals ein rüstiger Held in Paphischen

Kämpfen gewesen; aber eben die vielen Heldenthaten, welche er bestanden hatte, hatten seine Kraft so mitgenommen, daß er beynahe den Dienst ganz quittiren mußte. Doch wandelte ihn dann und wann noch so ein Lüstchen an, und eben darum hielt er sich auch immerfort eine Maitresse, die er aber sogleich fahren ließ, wenn er sich von ihr beleidigt glaubte. Ich muß indeß doch sagen, daß Hannchen am längsten bey ihm aushielt von allen sechs und dreißig Mädchen, welche nach und nach zu dieser Ehre gelangt waren.

Aber es war noch nicht ausgemacht, daß Hannchen dereinst vom Grafen im Testament bedacht werden sollte, wie er ihr oft hoch und theuer zugeschworen hatte. Das schöne Kind fand indeß einen Bedienten des Grafen weit geschickter, ihr gewisse Dienste zu erweisen, als den Grafen selbst. Da eben dieser Bursche alle Morgen zu Hannchen geschickt wurde, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, so stellte es die Schlaue so an, daß Peter bald inne ward, er würde nicht zurückgestoßen werden, wenn er gewisse Gefälligkeiten verlangte, die er sonst blos bey den Nymphen

niederer Art zu suchen gewohnt war. Er ward also dreist, dann verwegen, und erhielt, was er verlangte.

Eines Tages hatte der Graf die Nacht bey seiner Schönen hingeschlummert, und war früh um Fünfe, noch ehe es helle war, nach Hause geschlichen. Er warf sich aufs Sofa, schlummerte gleich ein, und erwachte erst gegen Neune. Es klopfte: Herein! Es erschien ein Bedienter von Seiner Hoheit, dem Prinzen von Jark, mit dem Auftrage: Seine Exzellenz mögten die Güte haben, Seiner Hoheit das Bewußte zu schicken. — Das Bewußte war ein treffliches Gemälde en miniature, welches die Zusammenkunft des Jupiters und der Leda vorstellte. Gleich, gleich, sagte der Graf, und lief in sein Cabinet, aber schon unterwegs erinnerte er sich, daß er dieses schöne Gemälde Hannchen Tages vorher gewiesen und es auf ihre Toilette gelegt hatte, wo es noch seyn müßte. Er rief Peter n: der war nicht da; und einen Andern wollte er nicht schicken, also ging er selbst, da Hannchens Logis gerade neben dem Seinigen war. Hannchens Schlafzimmer war zwar verschlossen, aber der Graf hatte einen

Schlüssel dazu in der Tasche. Er schloß also auf, und fand seine Mätresse im Bette, in den Armen seines Peters.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er das Gemälde von der Toilette, ging nach Hause, gab es dem Bedienten des Prinzen, sezte sich dann an seinen Schreibtisch, und schrieb Folgendes an Hannchen:

Mamsell,

Ich muß Ihnen sagen, daß Sie binnen heute und Morgen früh ihr Logis räumen müssen. Warum? Das können Sie leicht selbst denken. Was Sie von mir haben, bleibt Ihre, aber weiter kriegen Sie nichts mehr. Hüten Sie sich übrigens, übel von mir zu sprechen.

Graf von Nesselhaut.

Den Bedienten jagte der Graf auch den nämlichen Tag noch fort, und machte bey dem ganzen Spaß auch nicht eine zornige Miene.

Hannchen sah sich jezt gezwungen, ihr Hotel zu verlassen, und ihre Bediente abzudanken. Sie ließ sie zu sich kommen und meldete ihnen, daß sie ferner nicht im Stande wäre, sie alle zu behalten, außer der Lisette, ihrem Kammermädchen.

Aber alle mit einander, selbst Lisettchen nicht ausgenommen, erklärten ihr geradezu, daß sie nicht bey der Mamsell, sondern bey dem Herrn Grafen in Diensten ständen: Mamsell mögte also nur immerhin abmarschieren: sie aber würden bleiben: denn der Herr Graf würde bald wieder eine andre Mamsell finden, und dann träten sie bey dieser wieder in Dienste. — Haunchen ärgerte sich über die Impertinenz der Bedienten-Kanaille *) und verließ das Hotel mit vollen Koffern und einer außerordentlich-schweren Börse.

---

*) „Mache aus deinem Sohn, was du willst, sagt Montaigne, laß ihn alles werden, nur werde er kein Bedienter! Niederträchtigkeit, Untreue, Grobheit, kriechendes Wesen, Stolz und Feigheit sind die Eigenschaften der Domestiken." — Doch nichts ohne Ausnahme!

Zwölfter Abschnitt.

Laßt mir die Gesalbten gehen!

Madam Gärtner war mit Hannchens Betragen sehr übel zufrieden. Daß das neunzehnjährige Mädchen sich mit einem neun und funfzig jährigen Grafen, der alle Durchzüge mitgemacht hatte, nicht begnügen konnte, sah sie sehr gut ein; aber daß Hannchen ihre Sachen so unklug eingerichtet hatte, misfiel ihr im höchsten Grade. Was ist nun zu machen? sagte sie zu Hannchen: Deine Paar Dreyer werden bald ein Ende nehmen, wenn du dich nicht um neuen Erwerb umthust.

Hannchen (lachend): Hab' ich doch kaum aufgehört zu erwerben! — Da lesen Sie!

M. Gärtner (liest): „Meine allerschönste Mamsell! Darf ich so frey seyn, Sie zu fragen, ob ich die Ehre haben kann, Sie heut oder morgen unter vier Augen zu sprechen? Mel-

den Sie mir die Stunde, wo ich Sie allein zu Hause antreffe. Ich bin

Ihr

gehorsamster

Gabriel."

Potz Donner, Pastor Gabriel, der eben so, wie einst der Engel gleiches Namens, alle hübsche Mädchen besucht, will bey dir einsprechen? Höre, Hannchen, das ist excellent! Gabriel ist zwar ein Pfaffe, aber er hat Geld wie Heu. Ob er gleich nur tausend Thaler Besoldung hat, und nicht einen Heller nach Berlin mitbrachte, so hat er doch Geld wie Heu. Er soll die Kunst verstehen, mit den Todten zu reden. An den halte dich ja! Donnerwetter, der kann Alles! Aber weißt du was Neues? Der Leutnant Hasenfus hat seinen Abschied erhalten.

Hannchen (nachlässig): So!

M. Gärtner: Ja, ja, es ist gewiß. Er hat von einem Bürger ein Paar Ohrfeigen bekommen, und ist deswegen kassirt worden.

Hannchen: Ein Offizier Ohrfeigen von einem Bürger?

M. Gärtner: Der Herr Leutnant begegnete einem Schuhmacher, der eben den Tag Meister geworden war, und seine Braut am Arm hatte. Er griff dem Mädchen nach dem Busen, und der Schuster stach ihm eine Schwalbe. Der Leutnant zog den Degen, aber der Schuster schlug ihn so kräftig auf den Arm, daß er ihn fallen ließ. Nun kam gerade der Major, und arretirte Beyde. Man wollte dem Schuster zu Halse; aber der Obrist Tempelhof behauptete, der Schuster habe Recht gehabt, und der Leutnant müsse kassirt werden. Der König bestätigte das Urtheil des Obristen; der Schuster hatte sechs Tage sitzen müssen, kam los und erhiet für jeden Tag zwey Thaler Versäumnißgeld; der Leutnant aber wurde kassirt. *)

Hannchen: Nun, da geschah ihm schon recht!

M. Gärtner: Ja wohl. Aber weißt du, was weiter mit ihm geworden ist?

Hannchen: Nein, was kümmert er mich!

M. Gärtner: Mehr als du denkst. Er will jezt heirathen. Sein Vater ist fürchterlich

---

*) Ist buchstäblich — für Warnung — wahr. Der Vorfall ereignete sich 1783.

aufgebracht, daß man einen Edelmann zur Strafe gezogen hat, der einen Philister beleidigte. Er hat also dem Herrn Sohn alles verziehen, und um den Obristen zu beschämen, soll jezt der Herr Sohn die Tochter eines armen Grafen heirathen, der sich auch dieß gefallen läßt, weil Hasenfus Geld hat.

Hannchen: Kann ich's hindern?

M. Gärtner: Hindern? Närrchen, wer spricht denn von hindern? Aber ziehen kannst du bey dieser Gelegenheit, und das derb. Verstehst du mich? Ich werde mit dem Herrn Sassafraß sprechen.

Das geschah, und dieser Herr schrieb an den alten Hasenfus, und bot einen Vergleich an, das heißt, er schlug vor, der gnädige Herr mögte eine Summe Geldes geben, und so das der Mamsell Dreher gethane Versprechen einlösen. Allein der Alte war nicht so höflich, als Herr von Lummer. Er schrieb in recht derben Ausdrücken zurück, schalt die Mamsell ein Mensch, eine Hure, und den Herrn Advokaten einen Rabulisten, Gesezverdreher, Hurenpatron u. s. w. Am Ende fügte er hinzu, daß er den Herrn mit der Hetzpeitsche begrüßen würde,

wenn er sich noch einmal unterstände, solche Wische ihm zu zuschicken.

Jezt machte der Herr Hoffiskal aus einer Klage zweye, und aus einer einfachen, eine umwundene, das will sagen: er klagte erstlich, weil Herr von Hasenfus, der Jüngere, der Mamsell Hannchen die Ehe versprochen hätte, und nun nicht Wort halten wollte; zum andern, weil Herr Hasenfus, der Aeltere, den Antrag zur Erfüllung mit Injurien von sich abgewiesen hätte. Diese leztere Handlung complicirte er mit einer, die seine eigne werthe Person anging, und erschien damit vor Gericht.

Die Herren des Gerichts waren zwar alle sehr gut von der Frau Gärtnern und ihrer Mamsell Muhme unterrichtet, und wußten alle ihre Kniffe; allein da sie gewohnt waren, nach dem Buchstaben zu geben, so lange nämlich der Buchstabe dem Interesse ihrer eignen hohen Person nicht entgegen war, so nahmen sie die Klage an, und citirten die Partheyen ad diem.

Herr Sassafraß erschien als der Sachwalter der Mamsell Drehers; aber der alte Hasenfuß nahm einen Advokaten an, der in großem Ansehen stand wegen seiner überfeinen

Feinheit. Er hieß Alciatus: denn nachdem er Licentiat der Rechte geworden war, legte er seinen ehemaligen Namen Gänsehals ab, und nahm den Zunamen Alciatus an, welchen, wie bekannt ist, einer der größten Juristen geführt hat. *)

Der Proceß wurde eingeleitet, die Akten wuchsen in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Stärke, und die Unkosten mehrten sich gar sehr. Alles ging nach der besten rechtlichen Form, und man sah dem Ausgang des Processes noch lange nicht entgegen.

Mamsell Hannchen lebte indessen ziemlich zufrieden. Als sie von dem Grafen zog, machten die Leute zwar allerley Glossen, und schnitten ihr wunderliche Gesichter, wenn sie öffentlich erschien; aber sie machte sich aus dem Gesichterschneiden nichts, und sezte den Glossen eine unbezwingliche Unverschämtheit entgegen: dadurch

---

*) Andreas Alciatus, Jakob Cujacius und Anton Augustinus, Bischof zu Tarracona, werden unter den viel tausend Juriskonsulten, worunter doch manche wackere Männer waren und noch sind, doch für die größten gehalten. Der gelehrte Bach zu Leipzig zog allemal seine Mütze ab, wenn er einen von jenem illüstern Trifolium anführte.

erhielt sie denn, daß man sie endlich ungeneckt und in Ruhe ließ.

Insgeheim ließ sie sich aber auch bedienen; und einer ihrer vornehmsten heimlichen Besucher war der Herr Gabriel, ein Geistlicher, welcher wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner hohen Gabe, mit Substanzen aus der Geisterwelt umzugehen, bey Groß und Klein in hohem Ansehen stand. Aber eben dieser Herr ward mit der Zeit auch die Ursache von Hannchens Mißgeschick in Berlin.

Wir wissen schon, daß Hannchens erster Lehrer ein gewisser Herr Kandidat Flapps war. Dieser trieb sich nach ihrer Entfernung von Grünhausen noch eine Zeitlang dort herum, gerieth aber endlich mit dem dasigen Herrn Burgemeister in Händel, weil er sich über das von seiner Herrlichkeit eingeführte neue A: B: C: Buch, worin eine Wappenkunst im Kleinen vorkam, lustig gemacht hatte. Er bekam das consilium abeundi, und irrte in der Welt herum, bis er endlich auf seiner Pilgrimms-Fahrt nach Berlin kam, und daselbst von einem gottseligen Herrnhuter aus christlicher Liebe aufgenommen, und um Gotteswillen gekleidet und gespeiset wur-

de. Er hatte bey diesem reichen Frömmling weiter nichts zu thun, als daß er ihm aus Arndts wahrem Christenthum, aus Scrivers Seelenschatz und aus andern Erbauungsbüchern dieser Art vorlas und den Kubach mitbetete, wenn Betstunde im Hause gehalten wurde.

Gabriel hatte auch Ein- und Ausgang in dem Hause des Herrnhuters. Er machte also dort die Bekanntschaft des Kandidaten Flapps, und vernahm von ihm, wie so im Vorbeygehen, Einiges aus Hannchens frühern Geschichte, vorzüglich den Umstand, daß ihr der Junker Max von Rußlach ehedem gar zu nahe gekommen war.

Gabriel, neugierig nach müßiger Pfaffen Art, legte sich jezt auf Untersuchungen; und da Hannchen die Thorheit beging, ihr Mädchen, die Theilnehmerin an allen ihren Geheimnissen, um diese Zeit gerade wegzujagen, ließ er diese zu sich rufen, verschaffte ihr einen neuen Dienst, und erfuhr von ihr Hannchens Geschichte in ihrem ganzen Umfang.

Unser Gottesmann hatte bisher blos seine Neugierde befriediget, und war nichts weniger als gesonnen, durch seine Entdeckungen seiner

geheimen Liebschaft Eintrag zu thun: aber bald änderte er in dieser Hinsicht seine Gesinnung.

Ein Engländer, welcher sich in Berlin aufhielt, machte Hannchens Bekanntschaft, und erhielt alles, was er verlangte, für schweres Geld, dabey aber verlangte er auch, daß Hannchen jede andre Liebschaft entfernen sollte. Er hatte zwar nichts dawider, daß sie Gesellschaft hielte, daß sie Bälle, Komödien, Thiergarten und Promenaden besuchte; aber daß sie ein tête-à-tête gab, daß sie von Mannspersonen in ihrem Protzstübchen Besuche annahm, wollte er durchaus nicht mehr zugeben. Da er nun unter der Hand erfahren hatte, daß Herr Pastor Gabriel bey ihr dennoch geheimen Zugang habe: so bestand er durchaus darauf, daß sie auch diesem die Thüre verschließen sollte.

Der Engländer wußte zwar recht gut, was für eine Wirthschaft, vor seiner Bekanntschaft mit ihr, Hannchen getrieben hatte; allein daraus machte er sich nichts. Daß sie aber, so lange Er sie bediente und unterhielt, mit sonst Jemanden verliebten Umgang haben wollte, das verbath er schlechterdings. Alles Andere rührte ihn nicht.

Haunchen fand es zwar etwas sonderbar, daß der Engländer so eifersüchtig seyn wollte; aber sie merkte auch bald, daß ein Engländer nicht mit sich spaßen lasse, und daß man entweder seine Foderungen erfüllen, oder seiner Freundschaft entsagen müsse. Aus dieser Ursache entschloß sie sich denn, auch den Herrn Gabriel zu bitten, und zwar schriftlich, sie fernerhin mit seinen Besuchen zu verschonen; sie habe ihre Gründe dazu.

Der geistliche Herr war hierüber sehr aufgebracht, und ohne Mühe entdeckte er die Ursachen davon, und beschloß, sich zu rächen.

Dreyzehnter Abschnitt.

So rachsüchtig ist doch weder Brumbey noch Jänisch!

Hannchens Proceß hatte indessen seinen richtigen Fortgang gehabt. Sassafraß hatte ihn so eingeleitet, daß Alciatus, sein Gegenadvokat, auch nicht das Geringste gegen seine Klaggründe ausrichten konnte. Alciatus be-

rief sich zwar auf Hannchens Lebensart, brachte allerley Zeugnisse eines eben nicht sehr regelmäßigen Lebenswandels gegen sie an, und beschuldigte sie endlich gar, daß sie des Grafen von Nesselhaut Mätresse gewesen wäre. Allein Sassafraß wußte alle diese Einreden zu widerlegen, und es schien, als ob er gewinnen würde.

So stand die Sache, als Hannchen dem Pastor den Abschied schrieb. Dieser wußte um den Proceß der schönen Donna mit dem Leutnant Hasenfuß; er kannte auch den Herrn Advokat Alciatus, als sein Beichtkind. Den nahm er nun vor, und versprach ihm, Beweise zu liefern, wodurch nicht nur der Proceß eine andre Wendung erhalten, sondern auch zu Gunsten des Herrn von Hasenfus gewonnen werden würde, wenn er ihm nur das geringe Sümmchen von funfzig Louisd'ors zusichern wollte.

Alciatus, welcher den Proceß vorzüglich deswegen gern gewonnen hätte, damit er dem Herrn Sassafraß wehe thun könnte, willigte ein, ob ihm gleich sein Client für den glücklichen Ausgang nur fünfhundert Thaler versprochen hatte. Der Contract wurde aufgesezt,

und unterschrieben, und nun foderte Alciatus die Beweise. Herr Gabriel ließ den Candidaten und das Mädchen kommen und beyde mußten aussagen, was sie von Hannchen wußten.

Triumph, schrie Alciatus vor Freuden: aber das bloße Angeben dieser Zeugen ist noch nicht hinlänglich: wir müssen selbst hinschreiben, vorzüglich an den Herrn von Lummer. Wenn man doch nur sein Landgut in Liefland wüßte!

Das können Sie hier bey dem Herrn von Hirschberg erfahren: der ist sein Vetter, sagte das Mädchen.

Alciatus ging gleich zu dem Herrn von Hirschberg und fand da — den Herrn von Lummer selbst, welcher gewisser Familien-Angelegenheiten wegen nach Berlin gekommen war.

Die Sache wurde bald aufgeklärt, und Hannchen verlohr nicht allein ihren Proceß, sondern erhielt noch obendrein, da ihre anderweitigen Betrügereyen bekannt und gerichtlich untersucht wurden, die Weisung, binnen acht Tagen Berlin zu verlassen: denn man könne weiterhin nicht zugeben, — hieß es —

daß eine Händelmacherin ihrer Art die unerfahrne, lüsterne Jugend um Gesundheit und Vermögen bringe.

Herr von Lummer, welcher das Geld warum ihn Mamsellchen geprellt hatte, hätte zurückfodern können, fand es vernünftiger, ruhig zu bleiben, und einen Verlust zu verschmerzen, dessen Ausklage gewiß nicht ohne Verdruß und Aerger, vielleicht auch nicht ohne neuen Verlust, geblieben wäre.

Madam Gärtner war während der leztern Vorfälle bey einer Freundin auf dem Lande, und als sie von da zurückkam, schalt sie Hannchen über ihr unbesonnenes Benehmen gegen den Geistlichen, wie eine Furie. Hannchen ärgerte sich bis zum Zittern, und erwiederte Gleiches mit Gleichem, ohne ihrer Tante das Mindeste zu schenken. Kurz, beyde Damen überwarfen sich unversöhnlich, und verließen einander unter der gegenseitigen Betheurung, daß jede die andre ihrem Schicksal überlassen würde.

Hannchen ließ ihr kleines Julchen, welches sie auswärts in die Ziehung gegeben hatte, zu sich nach Berlin holen, packte ihre Sachen alle zusammen, erpreßte noch in einer sehr

hübschen Nacht ein großes Geschenk von ihrem Engländer, und zog nach Leipzig, wo sie sich einige Zimmer miethete, und eine ziemlich glänzende Figur spielte.

Sie lebte in dieser Stadt unter dem Namen einer Madam Scharf, deren Ehemann, als Lieferant im Kriege geblieben wäre. Er hätte ihr — so hieß die Legende weiter — eine Tochter und ein artiges Vermögen hinterlassen, und sie wäre nun gesonnen, ganz für ihr Kind zu leben, und demselben eine anständige Erziehung zu verschaffen.

Diese Aussage ließ man in dem kaufmännisch-galanten Leipzig gern als Wahrheit ohne Widerspruch: denn Madam Scharf hatte Geld, und verificirte, wenigstens in dieser Hinsicht, was sie vorgab. Einige Leipziger Herren gaben sich sogar Mühe um die Bekanntschaft der reichen Wittwe, um vielleicht durch deren Geld ihren Bankrott noch auf einige Zeit aufzuhalten. Aber Hannchen oder vielmehr Madam Scharf hatte für dergleichen Vorschläge keine Ohren. Sie war ja noch jung und schön, und hoffte, daß es in Leipzig ge-

hen würde, wie zur glücklichern Zeit in Berlin: allein sie irrte.

Die Leipziger Herren, welche ihre Bekanntschaft machten, hätten zwar alle herzlich gern an den Reizen der schönen Wittwe Theil gehabt; aber sie waren nicht gesonnen, oder vielleicht auch nicht im Stande, so viel zu schenken und solchen Aufwand zu machen, wie ehedem Herr von Lummer, der Leutnant Hasenfus, der Graf von Nesselhaut und der Engländer. Daher erhielt auch nur selten einer ein Schäferstündchen, und gewiß nur alsdann erst, wenn Hannchen selbst einen innern Beruf fühlte, so etwas zu gestatten.

Hannchens Kasse nahm aber bey diesen Umständen merklich ab, vorzüglich da sie ans Wohlleben und ans Großthun gewohnt war, und darum noch immer eine sehr unökonomische Wirthschaft führte, und gewaltiges Geld drauf gehen ließ.

Doch würde sie noch lange keinen Mangel verspährt haben, wenn sie sich nicht hätte verleiten lassen, nach Art der damaligen galanten Welt immer sehr große Summen aufs Spiel zu setzen. Madam lernte zwar in kurzer Zeit alle

geheimen Gaunerkniffe: denn sie nahm Lehrmeister in der edlen Kunst, mit der Karte Betrügerey zu treiben, für hohen Preis an, ertheilte auch manchem Industrie-Ritter ihre lezte Gefälligkeit für die Demonstration einer Volte u. dgl. Bey dem Allen aber spielte sie doch immer, oder meistens, sehr unglücklich, und verlohr so viel, daß es ihr endlich selbst wahrscheinlich ward, sie würde bald mit ihrem Gelde zu Ende seyn, wenn sich keine neue Quellen öffneten, die ihren Verlust ersezten, und ihre Kasse von neuem anfüllten.

Allein Madam verstopfte die wahre Quelle ihres Unfalls nicht, das heißt, sie hörte nicht auf, zu spielen; und jemehr sie verlohr, desto eifriger suchte sie Gelegenheit, ihren Verlust am Spieltische wieder gut zu machen. Sie verlohr aber immer, ohne die Sucht zu spielen zu verlieren. Schon war ihr baares Geld alle, und sie sah sich beynahe genöthiget, ihre Kostbarkeiten in Geld umzusetzen, um leben und fortspielen zu können. Indeß auf einmal kam jemand zum Vorschein, der sie aus aller Verlegen-

heit riß, und dieser jemand war — der Engländer.

Vierzehnter Abschnitt.

Wenn es der Art Verschmitzten nur erst mehr giebt, dann ist ein Robespierre und ein Pitt überflüssig!

Dieser Herr, welcher sich Lord Woyts nennen ließ, ob er gleich nur Esquire war, stürzte eines Morgens in das Zimmer der Madam Scharf, als diese eben aufgestanden war, fiel ihr um den Hals, und küßte sie unzählige Male.

God dämm, rief er endlich aus, tausend Pfund Sterlinge sind mir nicht so lieb, als daß ich dich, liebstes Hannchen, wieder habe. Bist du mir aber auch noch gut?

M. Scharf: O gewiß, bester Lord, ich liebe Sie wie mein Leben.

Lord: Und verließest mich in Berlin?

M. Scharf: Mußte ich nicht!

Lord: God dämm, das ist auch wahr! Die Polizey dort hat dich da entbothen. Aber sag,

Hannchen, was treibst du denn hier für eine Wirthschaft? Ich höre ja, du liefest an alle Spieltische?

M. Scharf: Ich spiele blos zum Zeitvertreib.

Lord: Du sollst aber nicht mehr spielen. Ich will dir schon Zeitvertreib schaffen. Willst du mit mir kommen?

M. Scharf: Wohin?

Lord: Nach Frankfurt am Mayn: da werde ich mich einige Zeit aufhalten.

M. Scharf: Mit Vergnügen folge ich Ihnen.

Lord: Bon! Aber warum hast du deinen Namen verändert?

M. Scharf: Um hier nicht erkannt zu werden.

Lord: Dann hättest du auch weiter von Berlin ziehen müssen. Doch, es sey, wie es wolle: Morgen fahren wir mit einander nach Frankfurt.

Madam Scharf, welche diesen Namen beybehielt, zog mit dem Lord nach Frankfurt, erzählte auch da den Roman, den sie in Leip-

zig erzählt hätte, lebte eine Zeit lang auf einen hohen Fuß, bis endlich der Lord ihrer überdrüssig ward, ihr doch noch eine ansehnliche Summe schenkte, sie verließ und nach England zurückkehrte, nachdem er viele tausend Pfund Sterlinge in Deutschland verschwendet hatte.

Madam Scharf lebte nun wieder für sich; und so lange ihre Reize im blühenden Stande blieben, machte sie noch manche Eroberung. Zwar kam sie nach und nach in die Jahre, wo ein Frauenzimmer aufhört, junge Leute zu fesseln. Aber in eben diesem Alter findet Manche ihres Gleichen in der Klasse älterer Mannspersonen doch noch immer etwas, sich zu trösten, und die faden Liebkosungen der flatterhaften Jünglinge zu vergessen.

Dieß war der Fall bey Madam Scharfen. Mehrere angesehne verheirathete Frankfurter Bürger machten ihr die Aufwartung; und sie war klug genug, die Neigung ihrer Anbeter nur zu benutzen, um deren Beutel recht derb anzusprechen.

Sie wußte ihre Liebhaber so einzunehmen, daß diese auf die Bitten und die Thränen ihrer Gattinnen, auf die Zerrüttung ihrer häuslichen

mstände, und auf den Schandfleck ihres eigenen, guten Rufes nicht weiter Rücksicht nahmen, und in den Armen der älternden Schönen für allen diesen Verlust, für alles Ungemach, für das Schmähen und Schelten ihrer Weiber, und für das Hohnlächeln ihrer Feinde reichlichen Ersatz fanden.

Die Weiber dieser Betrogenen waren abergläubig genug, zu meynen, Madam Scharf habe ihre Männer durch sympathetische Mittel verführt, und ihnen Liebestränke eingegeben. Dieß schlossen die Damen daher, weil sie selbst — und welches Weib wird das nicht thun! — sich für weit hübscher, artiger und feiner, folglich auch für liebenswürdiger, als den — Nickel, hielten.

Aber die guten Weiberchen betrogen sich! Madam Scharf, als der sogenannte Nickel, wußte von keinem Liebestrank und keiner erotischen Sympathie. Nur eine gewisse Kunst, ihre Liebesergießungen zu würzen und gewisse Dinge schmackhaft zu machen, die ohne jene Würze oft erzfade sind; und dann eine gewisse Mannigfaltigkeit, die sie bey ihren Gunstbezeigungen anbrachte, waren das einzige Mittel, wodurch Madam

Scharf die Ehemänner an sich zog und sie — bis zu deren Ruin — in ihren Banden zu halten wußte.

Unter den Ehemännern von der beschriebenen Art war auch der Obervorsteher der Frankfurter Accise, Herr Rabener. Dieser Mann verließ gar seine Frau und sein Haus, und zog zu der Verrufenen. Diese war schlau genug, ihn nicht nur um alles zu prellen, was er erwarb, sondern machte ihm auch noch, als er endlich ihrer müde ward, eine gewaltige Rechnung über Auslagen und andre Dinge, die sie, wie sie vorgab, für ihn bezahlt hätte. Es kam zum Proceß darüber; aber zum Glück für Madam Scharf waren einige Richter und der Gegen-Advokat auch unter ihren Gunst-Genossen. Herr Rabener verlohr also den Proceß und mußte zahlen.

Ein andrer abgemärkelter Wollüstling adressirte sich ebenfalls an Madam Scharf. Er war reich; und so war es natürlich, daß Madam seine Aufwartung annahm, die sie ihm sonst als einem, der nach dem Ausdruck des selbst abgenuzten Doctor Bahrdts nicht mehr im Stande war, praestanda zu praestiren, gewiß

erlassen hätte. Aber, wie gesagt ist, er war reich, zeigte immer eine volle Börse, und ließ viel aufgehen. Madam war also diskret und ließ sich seine läppische Liebeley gefallen; ja sie suchte durch eine gewisse superfeine Spielerey, die man sonst, wie z. B. in Berlin, nur von Mannspersonen zu erwarten pflegt, den aus-elektrisirten Herrn so zu vergnügen, daß er sein Weib, seine Kinder, seine Ehre und sein Geld aufopferte und endlich in sehr dürftigen Umständen von hinnen schied. *)

Und nun unter uns gesagt: Künste dieser Art sind so selten nicht, als Mancher wohl glauben mag. Nicht nur kennen die höhern Stände sie: sie fangen schon an, dem Mittelstand bekannt zu werden. Und gewiß, reißen sie erst weiter um sich: dann werden sie den

---

*) In Rücksicht der gemeldeten Spielerey ahnte Madam Scharf, ohne es vielleicht zu wissen, einigen vornehmen und von so manchem Schriftsteller bis in den Himmel erhobenen Damen in Rom und Troja nach. Martialis sagt:

Paedicare negas? Dabat hoc Cornelia Graccho,
Iulia pompejo, Porcia, Brute, tibi.
Masturbabantur Phrygii post ostia servi,
Hectoreo quoties federat uxor equo Andromacha.

künftigen Generationen eben so schädlich seyn, als der jetzigen das venerische Uebel nur immer! *)

*) Aber — worin liegt der Grund davon? In der Luxus-Art unsrer Zeit oder in der Schlüpfrigkeit so mancher Bücher? — In der erschwerten Trennung unzufriedner Ehen, oder in der Erschwerung der Ehen durch Mangel an Auskommen wegen des Mangels an Verdienst, und wegen der daher unbestreitbaren Aus- und Abgaben? — Die Ehelosigkeit der Soldaten in starken Garnisonen, und vorzüglich im Felde, hat gewiß auch vielen Antheil an der Verbreitung jenes Uebels; und darum wird Pitt und Consorten, denen Ein Kopf mehr gilt, als Millionen Köpfe, wohl auch noch Krieg wollen! —

Wenn der in Garnisonen verwöhnte und im Felde verwilderte Soldat, ehe er das edle Heldenwerk mitbeginnen soll, sich noch hinstellt und sich das Vergnügen erstiehlt, wozu er, im Fall er bleibt, nachher nicht mehr schreiten kann: dann schaudert gewiß Manchen wie mich, und man hält mir es zu Gute, wenn ich hier mehr anwinke als ausführe.

Funfzehnter Abschnitt.

Zu solchen Männern gehören solche Weiber!

Troz alle dem ward aber Madam Scharf endlich doch älter: ihre Reize schwanden, und ihre Liebhaber schlichen immer einer nach dem andern von ihr. Sie erfuhr an ihrem eignen Leib, wie wahr Ovidius sagt:

Forma bonum fragile est, quantumque accedit ad annos,
Fit minor, et spatio carpitur ipsa suo.
Non semper violae, non semper lilia florent,
Riget et amissa spina relicta rosa. *)

Ihre Einnahme blieb nun natürlich aus, und ihr gutes Leben, und Kleiderstaat, nebst ihren übrigen Verschwendungen, leerten ihren Beu-

*) Schönheit ist ein gebrechlich Gut: je höher sie in die Jahre steigt, desto kleiner wird sie, und welkt selbst durch ihre Dauer. Nicht immer blühen Veilchen, nicht immer Lilien; auch der Rosenstock verliert seine Blumen und starrt.

tel so sichtlich, daß sie sich genöthigt sah, indu-
strióse Negozen anzufangen. Sie sann auf dieß
und auf jenes, aber kein Project gefiel ihr, bis
ihr endlich das Schicksal selbst eins in die Hän-
de führte, woran sie vielleicht sonst niemals ge-
dacht hätte.

Ein gewisser Herr Wegemann kam nach
Frankfurt, logirte im Römischen Kaiser, hielt
Pferd und Wagen, und lebte überhaupt auf ei-
nen sehr hohen Fuß. Er war sonst Kriegsliefe-
rant gewesen, hatte viel betrogen, und durch
diesen Betrug sich eine schöne Summe erworben.
Aber Herr Wegemann war ein schlechter
Wirth, spielte gern den großen Herrn, ließ al-
ler Orten viel aufgehen, vorzüglich für Damen,
und berechnete sich und das Seine selten. Da-
her kam es denn, daß er nach Jahr und Tag
bis über die Ohren in Schulden saß, allen Cre-
dit verlohren hatte, und nur noch kümmerlich
leben konnte. Herr Krug im Römischen Kai-
ser gab ihm zwar noch zu essen und zu trinken:
denn Herr Wegemann schnitt immer viel von
seinen künftigen Einnahmen, von dem Reichthu-
me seiner Familie, und von seinen eignen näch-
sten Tags sehr lukrativen Negozen auf.

Durch einen Zufall erfuhr Herr Wegemann, daß in Frankfurt eine sehr reiche Wittwe lebte, welche gern einen Mann mit einem Titel haben mögte. Wie leicht ist nicht ein Mann mit einem Titel herbeygeschaft, dachte er: hat er, da läßt sich vielleicht ein Negoz. machen! Er hatte nämlich einen Bruder, der nachdem er sich, wie er sagte, Studierens halber, einige Jahre auf Universitäten herumgetrieben hatte, endlich für Geld und gute Worte Doctor der Arzneykunst geworden war. Der Mensch hatte wenig oder nichts gelernt; niemand vertraute sich ihm also an, und er, der vorher nur von dem im Kriege erworbenen Vermögen seines Bruders gelebt und gepraßt hatte, fing nun an, zu darben.

Herr Lieferant Wegemann machte also, um seiner und seines Bruders Noth abzuhelfen, folgenden Anschlag. Wenn dein Bruder, so dachte er, die reiche Frau Komba heirathet: so kann er dir das Geld, das du an ihn gewendet hast, zurückgeben, und ich kann dann meine Schulden auch bezahlen, und dann — je nun das Uebrige findet sich!

Herr Wegemann ließ wirklich seinen Bruder kommen, und zeigte ihm die Wittwe von Ferne, nachdem er ihm die mündlichen Vortheile, welche aus der Verbindung mit ihr für sie Beyde entspringen würden, deutlich vorgestellt hatte. Aber der noch etwas ehrliebende Doctor sagte gerade heraus: Nein, Bruder, die mag ich nicht: lieber wollte ich selbst des Teufels Schwester nehmen.

Lieferant: So? Was hast du an ihr auszusetzen? Ist sie nicht reich genug?

Doctor: An ihrem Reichthum habe ich nichts auszusetzen; aber an ihrer Person desto mehr. Sie ist fast dreymal so alt, als ich!

Lieferant: Thut nichts: hat sie doch Geld! Sie stirbt auch desto eher.

Doctor: Sie ist auf einem Auge blind.

Lieferant: Thut nichts: sie hat Geld! Und dann sieht sie deine Streiche desto weniger.

Doctor: Sie geht an der Krücke.

Lieferant: Thut nichts: sie hat Geld! Und dann kann sie dir nicht immer nachrennen.

Doctor: Ich kann sie unmöglich lieben.

Lieferant: Thut nichts: sie hat Geld! In Frankfurt und aller Orten in der ganzen Welt giebt es hübsche Mädel die Menge!

Doctor: Genug, ich mag sie nicht!

Lieferant: Aber Sackerment, was willst du denn anfangen?

Doctor: Ich will mich mit meiner Praxis nähren.

Lieferant: Du mit deiner Praxis? Du?

Doctor: Bin ich nicht Doctor?

Lieferant: Dazu hat man zu Padua eher schon einen Esel gemacht!

Doctor: Adjöh Bruder Grobian, wir sind geschiedne Leute!

Der Doctor ging voller Bosheit fort, und der Lieferant war nicht minder erboßt, daß sein Bruder Superfein eine so vortheilhafte Parthie ausschlug.

Indessen war er doch nicht gesonnen, seine Absichten auf das große Vermögen der Frau Komba aufzugeben, und entschloß sich im Heroismus seiner Gedanken, selbst um sie zu freien.

In dieser Absicht zog er nähere Erkundigung über sie ein, und erfuhr, daß Madam Scharf die innigste Freundin der Madam Komba sey.

Er suchte nun Mittel, sich jener zu nähern, und war so glücklich, noch den nämlichen Tag ihre Bekanntschaft zu machen.

Madam Scharf merkte bald seine Absichten auf die reiche Wittwe, und kam ihm sogar mit Vorschlägen entgegen, wobey sie aber immer ihre eigne Vermittelung als äußerst wichtig und unumgänglich vorstellte. Herr Wegemann fragte jezt kurz und gut: unter welchen Bedingungen er denn mit gegründeter Hoffnung um die Hand der Madam Komba werben könnte?

Erstlich, sagte Madam Scharf, müssen Sie einen Karakter haben: die stolze, eitle Frau will einen betitelten Mann haben.

Lieferant: Ich bin ja Lieferant!

M. Scharf: Ja, gewesen! Zudem ist ja Lieferant kein Karakter, kein Titel. Jeder Schacherjude kann Lieferant werden. Ein Lieferant ist ja nur etwas mehr als ein Marketender. Sie müssen einen größern Karakter haben?

Lieferant: Und welchen?

M. Scharf: Lassen Sie sich den Titel Kommerzienrath geben: Titel sind ja an allen kleinen Höfen feil!

Lieferant: Das ist wahr, Madam, aber, ich muß Ihnen aufrichtig gestehen —

M. Scharf: Daß ich kein Geld habe: nicht wahr? Aber das wollen wir schon machen! Ich schieße Ihnen vor.

Lieferant: O Madam, wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen!

M. Scharf: Das will ich Ihnen gleich sagen. Wenn ich die Sache zu Stande bringe: so zahlen Sie mir gleich auf der Stelle von dem ersten Gelde, das Sie von Ihrer Braut erhalten, tausend Thaler, und dann noch, ehe die Hochzeit ist, andre tausend: und auf viertausend Thaler geben Sie mir Wechsel.

Lieferant: Madam, das ist viel! —

M. Scharf: Meynen Sie? Je nun, wenn Sie das meynen, so wären wir fertig. Ich empfehle mich Ihnen!

Lieferant: Um Gottes Willen, Madam! hören Sie mich erst!

M. Scharf: Wozu das? Aus Ihrer Sache wird nichts! Ich vermag alles bey der Madam Komba, und habe schon einen gewissen Jemand, der gern achttausend Thaler geben

will, wenn ich ihm die Madam Komba mit ihren 80,000 Rthr. schaffe.

Lieferant: Achtzig tausend Thaler hat sie?

M. Scharf: Baar, und an liegenden Gründen noch mehr.

Lieferant: O liebste Madam, werden Sie die Schöpferin meines Glücks! Ewig dankbar werde ich seyn! Ich akkordire gleich alles, was Sie nur wollen!

M. Scharf: Nun, so schreiben Sie!

Wegemann sezte sich und schrieb, was Madam Scharf ihm vorsagte: und Madam Komba war für achttausend Thaler verhandelt.

Der selige Herr Komba war ein Eisenhändler gewesen, und dabey so abgeschmackt geizig, wie irgend nur der berüchtigte Hauptmann von Capernaum zu Schilda. Er hatte durch Schachern, Betrügen, Geizen und Ficksackern ein unermeßliches Geld zusammengeschlagen; und weil er pöbelhaft genug dachte, seine Geschwister nicht zu achten, indem sie arme, wenn gleich redliche, Leute waren: so machte er eine Schenkung Sterbens halber und vermachte seiner an der Krücke gehenden Eye-

hälfte alles, was er hinterlassen würde. Kinder hinterließ er nicht.

Kaum war er todt, so dachte Madam gleich an eine neue Verbindung; und Madam Scharf, welche um jene Zeit, der Verwittweten Freundschaft in einem hohen Grade besaß, versprach ihr einen hübschen, reichen und hoch-betitelten Mann aufzusuchen. Einstweilen aber vertrieb sich Madam die Zeit mit einem rüstigen Soldaten von der Frankfurter Stadtmiliz.

Nachdem also Madam Scharf mit dem Herrn Wegemann alles besprochen hatte, so eilte sie zu ihrer Komba, und entdeckte ihr, daß sie einen Mann wüßte, wie er nur seyn müßte. Sie ergoß so viel Lob über ihn, daß die lüsterne Komba ganz entzückt ward und schon im Voraus sich glücklich schäzte.

Aber nun kam auch ein kleiner hinkender Bote. Madam Scharf hatte Mühe und Kosten gehabt den großen Mann anzukirren; und dafür bath sie sich, so gleichsam mit hingeworfnen Worten, einigen Ersatz aus.

Schnell öffnete die Ueberglückliche ihren Schreibeschrank; und nachdem sie der Verschmiz-

ten eine Schuldforderung gestrichen hatte, steckte sie ihr noch zwanzig Pistolen in den Strickebeutel, mit der ganz eignen Bitte, den Herrn Commerzienrath — diesen Titel gab ihm Madam Scharf schon im Voraus — zu ihr führen zu wollen.

Es geschah. Der Vorgeführte gefiel, und Madam Komba war innerhalb drey Tagen die Braut des Herrn Lieferanten Wegemann.

Wegemann war eben nicht sehr beschieden: er räsonnirte ein langes und ein breites von seinen Gütern im Meklenburgischen, wo er her war, schwur aber hoch und theuer, daß ihm die Gegend am Rhein weit besser gefalle, und daß er darum gesonnen sey, sich dort nach einem adlichen Gute umzusehen.

Madam Komba: Nach einem adlichen? Warum denn gerade nach einem Adlichen?

Wegemann: Hören Sie Madam Braut! Auf Ehre: ich bin zwar nicht stolz: bewahre mich Gott! Aber ich habe schon oft gewünscht, ein Edelmann zu seyn, blos, um die adlichen vornehmen Gesellschaften besuchen zu können. Meine Vorfahren waren alle adlich; ich habe

mir also vorgenommen, meinen alten Adel erneuern zu lassen.

Dieß war rechtes Wasser auf die Dunst-Mühle der Madam Komba. Sie eilte nun, ihr eheliches Bündniß durch priesterliche Hand bestätigen zu laßen; und in kurzer Zeit waren Herr Wegemann und Madam Komba Mann und Frau.

Sechszehnter Abschnitt.

Auch tiefe Brunnen kann man ausschöpfen!

Den Titel Kommerzienrath hatte sich Wegemann gegen Erlegung von hundert Gulden an einem kleinen fürstlichen Hofe angeschafft, und Madam Scharf hatte Vorschuß gethan, welcher ihr aber schon vor der Hochzeit zurückgegeben wurde. Außerdem erhielt sie ein ansehnliches Präsent von der neuen Frau Kommerzienräthin, nebst dem von Wegemann versprochnen baaren Gelde, und prellte dennoch das neue

Ehepaar so ansehnlich, daß es der ganzen Stadt auffiel, nur den neuen Eheleuten nicht.

Herr Kommerzienrath Wegemann war jezt im Stande, den großen Herrn zu spielen, indem seine liebe Ehehälfte die Dummheit begangen hatte, in eine Schenkung aller ihrer Güter an ihn zu willigen, jedoch unter der gegenseitigen Versicherung, daß auch sie, im Fall er früher sterben würde, die einzige Erbin seiner Habseligkeiten werden sollte, vorzüglich seiner drey Güter im Mecklenburgischen, die aber weiter nirgends zu finden waren, als im Monde.

Der Herr Kommerzienrath hatte, wie wir wissen, sich verlauten lassen, daß er in den Rheingegenden ein Rittergut kaufen wolle. Madam Scharf bekam jezt wirklich den Auftrag, eins auszukundschaften, und fand auch eins, welches denn, freilich um einige sechs tausend Thaler, wovon Madam Scharf wieder ihren Vortheil zog, zu theuer erhandelt wurde.

Herr Wegemann wollte auch unter andern Vorzügen, ein großer erfahrner Oekonom seyn, so wenig er auch davon verstand. Er nahm also auf seinem Gute allerhand ökonomische Thorheiten vor, welche von superklugen

Leuten in den Studierstuben ausgeheckt und als Wirthschaftsregeln in gedruckten Büchern zu finden waren. Dadurch kam das Gut gleich in den ersten Jahren dermaßen in Verfall, daß es kaum die Aussaat einbrachte. Das Vieh bekam wenig und schlechtes Futter, und vermagerte und verreckte. Das Gesinde ward liederlich und betrog die Herrschaft, wo es nur wußte und konnte; kurz, der Herr Kommerzienrath sah sich bald genöthigt, sein Gut zu verpachten, aber mit sehr großem Schaden.

Den Rittersitz, ein altes gothisches Gebäude, ließ Herr Wegemann niederreißen und einen ganz neuen Palast aufführen, welcher aber gewaltige Summen wegnahm, und doch endlich aus Mangel an Gelde nicht vollendet werden konnte.

Als Herr Wegemann die reiche Wittwe geheirathet hatte, versöhnte sich sein Herr Bruder, der medicinische Doctor, gar bald mit ihm, kroch zum Kreuze, gab gute Worte, und erhielt, was er wünschte. Er war in einem ganz unbedeutenden Städtchen Praktikus, fand aber weder Zutrauen noch Patienten; folglich auch nichts zum Auskommen. Dabey aber war er

doch ein Bon Vivant, liebte das Spiel, ein gutes Glas Rheinwein, und puzte sich über Stand und Vermögen. Darüber gerieth er in Schulden und mußte endlich gar sein Zimmer verschließen, damit ihn die Manichäer nicht gar zu sehr trillen mögten.

In diesen mislichen Umständen wendete er sich an seinen nunmehr reichen Bruder, welcher auch großmüthig genug war, die Schulden für ihn abzutragen.

Der Doctor Wegemann, welcher bey dieser Gelegenheit in Frankfurt bekannt wurde, fand da ein allerliebstes Mädchen, die Tochter eines Gastwirths, die ihm schön und reich genug vorkam, um als Frau Doctorn an seiner Seite zu paradiren. Da er aber gehört hatte, daß der Vater seine Tochter außerhalb der Stadt nicht heirathen lassen würde: so bemühte er sich um die Erlaubniß, in dieser Stadt zu praktiziren, und erhielt sie leicht, weil er das Sanitäts-Collegium mit schwerem Gelde darthat, daß er ein habiler Arzt sey. Er lag nun täglich auf dem goldnen Bock, machte vielen Aufwand, und wagte es endlich, um die Hand der Mamsell Schillerdauf anzuhalten. Aber Herr Schillerdauf, der Vater,

wußte Realität und Schein recht gut zu unterscheiden, und gab dem Herrn Doctor ohne Weiteres den Abschied. Eben das erfuhr er bey einer andern schatzreichen Kaufmannstochter.

Indessen ging des Doctors Ausgabe lediglich aus dem Beutel seines Bruders: denn Er, für seine Person, verdiente auch nicht einen Heller.

Dieß und das übergroße Wesen, welches der Herr Kommerzienrath selbst trieb, ließen jeden Klugen voraussehen, daß der Reichthum von seiner Frau nicht lange währen würde; und Madam Scharf war nicht die lezte, die diesen Umstand gewahr ward. Sie foderte also ihre, vom Wechsel noch rückständigen, vier tausend Thaler, und der Herr Kommerzienrath gab Anfangs gute Worte und machte Vertröstungen von einer Zeit zur andern. Als indeß seine Umstände immer mislicher wurden, so ließ Madam Scharf ihr Geld gerichtlich in Anspruch nehmen.

Der Herr Kommerzienrath war aber damals schon außer Stande, ihr zu bezahlen, und ließ sich einfallen, auf den Rath eines Advokaten, die Verbindlichkeit, viertausend Thaler an Ma-

dam Scharf zu zahlen, gänzlich abzuleugnen, und fing deswegen endlich gar einen Proceß an. Der Advokat des Kommerzienraths, der dessen ausgestellte Wechsel nicht verwerfen konnte, fiel nun den Karakter der Scharfen an, und verzögerte durch allerhand Wendungen die Entscheidung der Sache. Madam Scharf siegte indeß doch; der Kommerzienrath sollte zahlen, und kam in die traurigste Lage, da ihm die Obrigkeit mit Exekution drohen ließ.

In diesen verwirrten Umständen wendete sich der Bedrohte an Madam Scharf, und both ihr einen Vergleich an! aber die Verschmizte wollte von keinem Vergleich jezt wissen. „Ich habe gewonnen, Herr, sagte sie, und Sie müssen leisten, was Sie versprochen haben. Ich habe Ihnen eine reiche Frau geschafft: Meynen Sie denn, ich sey Ihr Narre umsonst?“

Mit diesen Worten ging sie in ihr Nebenzimmer und ließ den Herrn Kommerzienrath nachsehen. Er ging; lies sich exequiren, und — zahlte!

Das Vermögen der gewesenen Madam Komba, jetzigen Frau Kommerzienräthin We-

gemann, *) war durch die schon gemeldeten Anstalten des Herrn Kommerzienraths sehr herab geschmolzen, so sehr, daß der ehemalige Curator der Madam für nöthig fand, wie deren Verwandten, eine Vorstellung bey der Obrigkeit einzureichen, damit nicht gar Alles verzehrt werden und die Frau Kommerzienräthin endlich noch dem Allmosen zur Last fallen mögte. Die Obrigkeit fand die Vorstellung gegründet, willigte in das Begehren der Verwandten, und was noch nicht veräußert oder verschuldet war,

*) Weiber von geringerm und höherm Stande, deren Männer keine Titel haben, unterscheidet man durch Frau und Madam; hat aber der Mann einen Titel: so spricht man wieder Frau, z. B. Frau Elschner, Madam Schuwitz, und Frau Diakonussen Eisfeld. Das ist freilich sonderbar; hat aber seinen Grund in der Unterscheidungssucht der Menschen. Das Unterscheidende nehmen sie entweder von dem Fremden, als etwas Edlerm, oder von dem Range, als etwas Höherm. Daher hörte man vorzeiten soviel Ausländisches in der Sprache; und der Berliner und Magdeburger, zumal der Unerfahrne in Grammatik und Aesthetik, selbst in höhern Ständen, verwechselt darum wohl auch Sie mit Ihnen und umgekehrt. — Frau Diakonussen hebt durch eine gewisse Art von Contrast höher, als Madam Diakonussen. — Sowas gehört zu den Mikrologieen der Conversienz, und mich wunderts, daß Friedrich Schulz, der jene für die Männer berührt hat, nicht auch die für die Weiber berührte, ich meyne in seinen mikrologischen Aufsätzen.

wurde in Beschlag genommen; und blos die Einkünfte davon kamen dem Herrn Kommerzienrath zu Gute.

Nun war Holland erst recht in Noth, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Die Einkünfte beliefen sich höchstens auf tausend Thaler; und davon mußten ansehnliche Interessen abgetragen werden. Wie sollte jezt der Rest zureichen für den Herrn Kommerzienrath, mit seiner Hofhaltung, nebst dem Herrn Doctor und noch einem dritten Bruder, einem Studenten zu Gießen, welcher zwar für Collegia nichts ausgab, weil er keine hörte, jedoch ein Reitpferd hielt, und bey allen Lustparthieen eine Rolle zu spielen gewohnt war?

Siebzehnter Abschnitt.

Wozu jezt noch ein Teufel!

In dieser gewaltigen Verlegenheit gerieth Herr Wegemann, der Kommerzienrath, auf den Gedanken, sich nochmals an die Scharfen

zu wenden, und sich ihren Rath zur Rettung auszubitten. Er kannte die schlaue Verschlagenheit dieser verschmizten Creatur eben so sehr, als ihre Bereitwilligkeit, auch die Unschuldigsten ihrem Interesse aufzuopfern. Er nahm also seinen Bruder, den Doctor, mit, und nachdem alles wohl überlegt und besprochen war — ich übergehe den Empfang, die Vorwürfe, welche Madam Scharf dem Kommerzienrath machte, die Entschuldigungen, die dieser entgegensezte, die Versöhnung, welche zwischen Beyden bald zu Stande kam — also nachdem alles wohl überlegt und besprochen war, kam man überein, daß der Herr Doctor ein Pülverchen bereiten sollte, wodurch die Frau Kommerzienräthin in wenig Stunden aller irdischen Plackerey frey und ledig werden könnte.

Man frage mich hier nicht: ob denn das Gewissen bey diesen Leuten nicht sein sonst so heiliges Recht behauptet und Remonstrationen gemacht habe? Sie gehörten alle Drey in die Klasse derer, die Geld für das höchste Gut halten, und folglich die ohnehin leise Stimme des innern Anklägers wenig achteten.

Der Kommerzienrath reißte nach Hause und beschwazte seine liebe Liese, daß Madam Scharf entschlossen sey, die Hälfte von dem erzwungnen Gelde zurückzugeben, blos, damit sie die unschäzbare Freundschaft ihrer theuersten Freundin wieder genießen könnte; und die Frau Kommerzienräthin, welche nach dem Umgang mit Madam Scharf längst sich sehnte, fiel ihrem Mann um den Hals, und bath ihn, die Wiederaussöhnung, sobald es immer möglich seyn würde, ja zu bewirken.

Ihr Wille geschah! Madam Scharf erklärte bey der ersten Zusammenkunft ihre Bereitwilligkeit, zweytausend Thaler an den Herrn Kommerzienrath zurück zu geben, und zwar sobald die Gelder eingehen würden, die sie verborgt hätte. Der Kommerzienrath stellte sich über diese Erklärung sehr vergnügt, und seine Liese war es in der That: denn sie hatte ja obendrein ihre Freundin wieder um sich!

Endlich reisete Madam Scharf ab, und erhielt von der Kommerzienräthin die Zusage, daß sie bald von ihr in Frankfurt besucht werden sollte.

Herr Wegemann ließ es nicht an der Veranstaltung fehlen, daß dieser Besuch nicht lange verschoben würde, und seine kurzsichtige Liese legte seiner Eile nicht das geringste Hinderniß in den Weg.

In Frankfurt lebten die Leutchen recht vertraut miteinander, bis Madam Scharf eine Spazierfahrt in ihren Garten vorschlug, die auch gleich angenommen wurde.

Indessen hatte der Doctor das besprochne Pülverchen schon in Bereitschaft.

An dem Tage, da die Gesellschaft in den Garten fuhr, war es sehr heiß; man hatte also für jede Person eine Schale Milch ins Gartenhaus bringen lassen, um sich abzukühlen. Kaum aber standen die Schalen da, als der Kommerzienrath hereinstürzte, und im vollen Lachen rief: „kommt doch geschwinde Leutchen: da ist was zu sehen!“ Madam Scharf und der Doctor liefen heraus, der Kommerzienrath ergriff seine Liese und schleppte, troz ihres lahmen Fußes, sie eine ganze Strecke vorwärts. Man sah nichts: denn es war nichts da; aber der Kommerzienrath betheuerte, daß ein Mensch im geistlichen Ornat, nebst einem Hanswurst,

vorbey geritten sey. Sie müssen schon weit weg seyn, meynte Madam Scharf. Man lachte, und ging ins Gartenhaus zurück; doch erreichte der Doctor und Madam Scharf es eher, als die lahme Kommerzienräthin.

Kaum hatten sie Plaz genommen, so fuhr Herr von Kreischer herein, umarmte den Kommerzienrath, dessen Frau, den Doctor und Madam Scharf, und erstickte sie bald alle mit Küssen, schwur auch bey allen Teufeln, daß es ihm das größte Glück sey, sie dort so unvermuthet anzutreffen u. s. w.

Bey der ersten Umarmung, die dem Kommerzienrath gegolten hatte, stieß aber der Herr von Kreischer die Schale etwas um, welche für Madam Wegemann bestimmt war: und sein kleines Hündchen leckte von der Milch, die auf den Boden herabfloß. Kaum bemerkte Madam Scharf diesen Unfall, als sie schnell das Mädchen hereinrief und ihr auftrug, die Milch auf dem Fußboden rein aufzunehmen. Es wurde andre Milch herangeholt, und Madam Scharf befahl dem Mädchen, die umgestoßne Schale ja recht rein auszuspühlen: denn für diesen Tag hatte man den höllischen Vorsatz jezt

aufgegeben, der ohnehin in Beysenn eines Uneingeweihten, wie Herr von Kreischer war, nicht ausgeführt werden konnte.

Man sezte sich, und Herr von Kreischer unterhielt die Gesellschaft mit trivialen Erzählungen, die er aber immer mit einem wiehernden Gelächter vorbrachte. Indessen fing der Hund an, Zuckungen zu äußern und zitternd sich auf dem Boden herum zu wälzen.

Herr von Kreischer, welcher an dem armen Thierchen brüderlicher als an Menschen hing, war untröstlich, nahm es auf den Arm, und eilte mit ihm in die Stadt zu einem Medikus. Dieser erklärte, der Hund habe Gift bekommen, und müsse ohne alle Rettung krepiren: denn schon wären die Viscera und Intestina angefressen, und da könne selbst Apollo, Aeskulapius, Podalirius, Machaon und Melampus nicht mehr helfeln. Die Aussage des Arztes wurde durch den Erfolg bestätiget: denn in einigen Minuten gab das Hündchen seinen Odem auf.

Herr von Kreischer, welcher sich erinnerte, daß das arme Thier im Gartenhause der Madam Scharf Milch geleckt hatte, schrieb die Vergiftung seines Cupido — so hieß das Hünd-

chen — jener Milch zu, und lief zu dem Herrn Burgemeister, wo er eine Vergiftungsklage anbrachte.

Der Herr Burgemeister schickte den Augenblick einen Syndikus mit der Wache nebst einem geschwornen Arzte nach dem Garten der Madam Scharf; und man fand hier jederman beschäftigt mit der Frau Kommerzienräthin, die sehr krank zu seyn schien. Das Mädchen nämlich hatte die Schale gar nicht rein gemacht und frische Milch hinzugegossen. Madam hatte diese getrunken, und fühlte sich nun außerordentlich übel. Der Arzt schloß aus den Symptomen: sie müsse Gift bekommen haben, und verordnete schleunige Brechmittel; der Syndikus aber ließ den Herrn Kommerzienrath, dessen Bruder, den Herrn Doctor, und die Madam Scharf einziehen, indem es die Ordnung so mit sich brächte, ob er gleich überzeugt wäre, daß sie alle unschuldig seyen.

Die Frau Kommerzienräthin hatte nur wenig Gift und wenig Opium einbekommen, und kam durch die Bemühung des Arztes bald so weit, daß man an ihrem Aufkommen nicht mehr zweifelte. Aber damit waren die Gerichte noch lan-

ge nicht zufrieden: sie ließen strenge Untersuchung anstellen; aber Madam Scharf erdichtete einen Roman, der sie beynahe aus aller Verlegenheit gezogen hätte. Sie gab vor: ihr Mädchen müsse Rattenpulver statt des Zuckers ergriffen und in die Schale geworfen haben; sie habe nämlich aus Unvorsichtigkeit Rattenpulver auf ihre Kommode gelegt, wo der Zucker auch gelegen hätte: es sey von diesem weißen Pulver etwas zerstreut worden: das Mädchen müsse dieß für Zucker angesehen haben u. s. w.

Es wäre nun blos auf eine Geldstrafe angekommen, wenn nicht einer von den Frankfurter Herren Schöppen so klug gewesen wäre, auf eine Befragung des Mädchens anzutragen. Diese nun sagte in ihrer Einfalt aus, daß sie gesehen, wie der Herr Doctor ein Pülverchen in die Milchschale geschüttet, und hernach das Papier, worin es gewesen wäre, wieder in seine Schreibtafel gelegt hätte.

Man hatte dem Doctor, wie gewöhnlich, bey seiner Arretirung alles abgenommen, also auch seine Schreibtafel. Man untersuchte sie sorgfältig und fand von der höllischen Arzney

noch einen Ueberschuß, daß man ein halb Duzend Menschen damit in die andere Welt hätte fördern können.

Nun war die Sache klar! Man schritt zur Einleitung eines Criminal-Processes. Aber ehe noch die erste Instanz vorbey war, fand der Kommerzienrath und der Doctor Gelegenheit, zu entwischen. Man schickte ihnen zwar Steckbriefe nach, allein ohne Erfolg. Der Kommerzienrath soll hernach Mühlknappe, und der Doctor Markör in Augspurg geworden seyn; und dieser wie jener sollen sich in ihren Posten sehr gut geschickt haben.

Ihr Bruder, der Student zu Gießen, der seit der Zeit kein Geld mehr vom Commerzienrath bekam, und deswegen nicht mehr jubeln und den großen Herrn spielen konnte, machte anfangs fürchterlich Schulden, und als jederman es bedenklich fand, ihm weiterhin zu borgen, schlich er heimlich davon, ging unter die Komödianten und ward endlich Soufflör auf dem Magdeburger Liebhaber-Theater, nachdem er erst hatte recht deutsch lesen lernen.

Achtzehnter Abschnitt.

Wie die Arbeit, so der Lohn

Wer war froher, als Madam Scharf, nachdem der Kommerzienrath und sein Bruder entkommen waren! Jezt schob sie alles auf sie; aber es waren doch auch sehr gravirende Umstände gegen sie da: und so konnte das hochlöbliche Gericht sie nicht ganz ohne Strafe durchlassen. Nach vielem Hin- und Her-Ueberlegen fand man endlich für gut, sie zu einer schweren Geldbuße zu verdammen und alle Proceßkosten ihr aufzubürden. Dadurch ging nun alles Geld, welches sie dem Kommerzienrath abgezwackt hatte, fort, und Madam Scharf war nach fünf Monaten, als sie ihres Verhafts entlassen wurde, beynahe eine Bettlerin.

Lord Woyts zog sie aber auch jezt wieder aus der Verlegenheit. Er war in England ge-

wesen, und hatte da geheirathet, bekam aber, als Mitglied von der Oppositionsparthey, viele Händel mit dem Ministerium. Aergerlich darüber, daß dieses durch Pensionen und Ehrenstellen immer die Mehrheit der Stimmen zu erschleichen wußte, und dadurch fast bey jeder Debatte obsiegte, selbst zum größten Nachtheil des Staats, verließ er England und schwur, niemals wieder dahin zurück zu kehren. Als Engländer durchstrich er einen großen Theil der Erde, und ließ sich endlich eine Zeitlang zu Frankfurt nieder. Hier erfuhr er, daß Madam Scharf noch da sey, und daß man sie erst neuerlich aus dem Gefängniß entlassen habe. Er besuchte sie, und fand ihre Lage recht erbärmlich. Er gab ihr seine Börse und bestellte ein Abendbrodt.

Bey Tische sahe er ihre Tochter, das schöne Julchen. Sie war damals ohngefähr zwanzig Jahre alt, und hatte unter der Leitung ihrer Mutter schon manches Ebentheuer bestehen müssen. Julchen zog die Aufmerksamkeit des Engländers auf sich, und Madam Scharf bemerkte dieses mit innigem Vergnügen. Bald wußte sie alles so einzufädeln, daß die Sache

richtig, und Julchen des Lords erklärte Mätreſſe ward.

Nun gings wieder munter! Madam Scharf lebte wieder in Jubel, und der Lord verſprach, nächſtens Geld aufzunehmen, um beyden Frauenzimmern ein Landgut kaufen zu können. Aber ſein Tod ließ dieſes Vorhaben nicht zur Reife kommen. Er ſchlug ſich, Julchens wegen, im Duell mit einem Franzoſen und blieb auf der Stelle. Seine Sachen wurden verſiegelt, und fielen hernach als Güter eines Duellanten dem Fiskus heim. Madam Scharf und ihre Tochter hatten jezt das Nachſehen.

Was war nun zu thun! Julchen zählte einige heranblühende Freudinnen, welche eben ſo dachten und handelten wie ſie. Dieſe zogen zu ihr, und erlaubten jedem, der ſie beſuchen wollte, freyen Zutritt. Madam Scharf war die Oberaufſeherin der jungen Schönen.

Eine Zeitlang gelang dieß, und das Haus der Madam Scharf war der Sammelplatz aller luſtigen Leute Frankfurts und aller Neugierigen aus der Fremde. Aber alles in der Welt währt nur eine Zeitlang: und ſo ging es auch hier. Durch den allzuſtarken Umgang mit

ausschweifenden Mannspersonen wurde Mamsell Julchen und mehrere ihrer Gespielinnen mit einer Galanterie-Krankheit begabt, mit der sie nachher ihren Zuspruch weiter begabten. Dadurch kam ihr Haus in einen sehr übeln Ruf; und weil gerade damals die berüchtigte Agricola, diese zweyte Schuwitz, ihre Wirthschaft anfing: so zog sich die ganze Kundschaft dorthin, und das Haus der Madam Scharf blieb unbesucht.

Ihre Mädchen zerstreuten sich, einige kamen aber gar ins Hospital. Mamsell Julchen wendete sich an den Herrn Chirurgus Flimdner, den unwissendsten Bartkratzer in Frankfurt, und wurde von ihm so hübsch behandelt, daß sie nach drey Monaten an der häßlichsten aller Krätzen, an der venerischen sterben mußte.

Madam Scharf war schon lange der Gegenstand des Spottes und der Verachtung gewesen; sie ertrug aber alles mit Gleichmuth, und hoffte während der Kurzeit noch immer, Julchen würde wieder gesund werden, und ihre vorigen Reize zurück erlangen: dann wollte sie die alte Wirthschaft wieder anfangen. Allein da dieses fehlschlug, und sie gar keine Hülfsmittel

weiter vor sich sah: so entschloß sie sich, nach Berlin zu reisen und ihre Muhme Gärtner um Hülfe anzuflehen.

Als sie dahin kam, erfuhr sie zu ihrem größten Leidwesen, daß Muhme Gärtner zu Spandau gestorben sey im Spinnhaus, wohin sie deswegen war geschickt worden, weil sie ein adliches Fräulein hatte verführen und einem fremden Ehrenretter in die Hände spielen helfen.

Das war ein Donnerschlag für die Verlassene, welche nun auch keine drey Groschen mehr im Vermögen hatte. Ohne zu wissen, was sie ergreifen oder wohin sie sich wenden sollte, ging sie zum Thor hinaus, und setzte sich im Thiergarten vor Mattigkeit auf eine Bank, gequält von den Furien der bittersten Erinnerung.

Ein Mann von gutem Ansehen betrachtete sie beym Vorübergehen eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit, und trat endlich zu ihr mit den Worten: „um Vergebung: ich müßte mich sehr irren, oder Sie sind die gewesene Mamsell Hannchen Dreher!“

Madam Scharf blickte auf und erkannte ihren alten Liebhaber, den Bedienten des Grafen

von Nesselhaut, oder den Peter, um des=
sen willen sie ehedem war verabschiedet worden.
Wo kommen Sie her? Wo helten Sie sich bis
jezt auf? Wie gehts Ihnen? und solches mehr
waren die Fragen, die sie an einander thaten,
und die sie sich auch sehr aufrichtig beantwor=
teten.

Herr Fix, so hieß der ehenalige Bediente,
Peter, war aus des Grafen Diensten in die eines
Finanzmanns gekommen, und hatte durch diesen
einen sehr einträglichen Posten an der Accise erhal=
ten. Er war verheirathet, und stand sich sehr gut.
Aus alter Neigung entschloß er sich, seine ehe=
malige Geliebte zu unterstützen, und sie mit
Reisegeld zu versehen, um nach ihrer Vater=
stadt zurück zu kehren.

Als Madam Scharf, oder wie sie sich jezt
wieder nannte, Mamsell Hannchen Dreher
in ihrer Vaterstadt ankam, fand sie alles ver=
ändert. Ihr Vater hatte wegen Verfertigung
einiger falscher Dokumente, seine Advokatur
aufgeben müssen, und legte sich hernach aufs
Winkel=advociren, verfiel oft in Geldstrafen,
und starb ein Jahr nach Hannchens Mutter
in den dürftigsten Umständen.

Haunchens eigne Geschichte war auch in ihrer Geburtsstadt bekannt geworden; und wo sie um Hülfe und Beystand ansprach, wies man sie mit Vorwürfen und Verachtung ab. Sie sah sich also genöthiget, das Almosen um Unterstützung anzugehen; aber auch hier erhielt sie nichts, weil sie, wie man angab, zu lange abwesend gewesen wäre, und noch nicht drey Jahre nach ihrer Zurückkunft sich in der Stadt aufgehalten hätte.

Hunger und Elend fielen jezt in aller Strenge auf die Verlassene. Der Winter näherte sich, und der Mann, der sie aufgenommen hatte, stieß sie aus seinem Hause, weil er vorher sah, daß er für die Miethe nichts erhalten würde.

Hannchen eilte nach diesem lezten Schlage, voll Verzweiflung zum Thor hinaus, lief an den Fluß, der an der Stadt vorbey floß, und stürzte sich, um ihrem Elende auf einmal abzuhelfen, hinein.

Der Scharfrichter kam eben hinter einer Hecke vorgeritten und sah eine Weibsperson sich ins Wasser stürzen. Schnell sprang er von seinem Pferde, und eilte ihr zu Hülfe. Es gelang ihm, sie zu retten und nach der Stadt zu-

rück zu bringen, wo er sie in sein Haus aufnahm. Sie wurde nach Beckers Noth- und und Hülfs-Büchlein bald wieder hergestellt, wollte aber ihre Rettung für keine Wohlthat anerkennen. Sie machte dem mitleidigen Scharfrichter nachdem sie ihm ihr ganzes Elend erklärt hatte, deswegen vielmehr Vorwürfe. *)

*) Noth hat kein Gesez, sagt man, und der Unglückliche, der durch Selbstverschuldung von ihr unausweichlich gedrängt wird, unterliegt ihr um so eher, je grausamer ihm die Folter seines Gewissens obendrein noch entmuthet. Festes Ausdauern bey den Schlägen eines gleichsam herbeygezogenen Schicksals kann hier wenig statt finden da es dem verwöhnten und verworfenen Wüstling an dem stärkenden Aufblick zu dem fehlt, der — der moralischen Ordnung gemäß — nur das ertragen lassen kann, was jeder zu säen für gut fand.

Was übrigens Hungersnoth, zumal bey allgemeiner Theurung und immer zunehmender Brodlosigkeit, vermöge, lehren die öftern und oft äußerst verwegnen Einbrüche, Diebstähle und Morde, die heutzutage überall vorfallen, sowohl in Städten als auf Dörfern. Zwar nimmt man sich in größern Städten der Armuth nach Vermögen rühmlichst an; dadurch aber mindert man zwar die Noth im Einzelnen, jedoch nicht im Ganzen. Im Ganzen kann sie nur durch das gehoben werden, was Handel und Wandel, nebst Ackerbau und Viehzucht für alle Gegenden ungehindert wieder herstellt und folglich der arbeitenden Classe den Weg zum Brodverdienst wieder öffnet, und das ist — der Friede. —

Durch Wiederherstellung des Friedens wird von Oben herab, allgemein, sicher und radicaliter oder von Grund aus geholfen; durch Almosen-geben nur von Unten herauf, nur einzeln, nur palliative, oder nur obenhin: und auf wie lange? Was soll der wei-

Der Scharfrichter war reich, und dabey ein braver Mann. Arme Verlaßne, sagte er, Sie dauret mich! Ich will für Sie sorgen, aber Sie muß vorlieb nehmen! — Die Unglückliche drück-

---

ter geben, selbst der Edelste, der wegen der immer zunehmenden Theurung endlich kaum noch zum Auskommen selbst für sich hat? Der Haufen derer, die von grossen Capitalien oder starken Besoldungen leicht etwas entbehren und darum gut Auffodern zum Mitleid haben, ist überall der Kleinere; und das Beyspiel derselben wirkt darum auch nur schwach, zumal, da zum geben Wollen auch geben Können erfodert wird.

Also — wie gesagt — nur von Oben herab kann durch Frieden — der zunehmenden allgemeinen Armuth und den dadurch bewirkten Bankrotten, Diebstählen und andern Folgen der allgemeinen Noth allgemein und sicher abgeholfen werden; und ist das erst im Werke: dann verliert sich auch die Noth im Einzelnen, wenigstens bis auf die Gebrechlichen und Kraftlosen; und für Faullenzer und Tagediebe giebts ja Zucht- und Arbeitshäuser!

Statt also, daß Vorsteher von Almosen-Collegien die Mildthätigkeit guter Menschen immer dringender in Anspruch nehmen, sollte man die Gründe und Ursachen der immer und allgemein zunehmenden Armuth und Noth den Regierungen gehörig vorstellen und diese dahin zu bewegen suchen, daß sie es der Mühe werth halten mögen, zu untersuchen: Ob denn Pitts Politik für ihre Finanzen wohl so viel abwerfe, daß es der Mühe werth sey, das Wohl ihrer Regierlinge oder Unterthanen, samt der allgemeinen Sicherheit, ihr noch länger aufzuopfern? Ist dieß der Fall: nun dann noch eine Zeitlang so weiter fortgeopfert: und nothgedrungen wird Druck schon Gegendruck nicht hervorbringen, nein, hervorpressen. Ist es aber anders: nun, was hinderts denn, daß man nicht durchgreifende Mittel anwendet, entweder der Revolutions-Politik der Franzosen, oder der Unterjochungs- und Aus-

te ihm die Hand. Er ging zu den Polizeyherren, und versprach, Hannchen zu unterhalten, wenn man sie ins Hospital aufnehmen wollte. Die Herren waren es zufrieden; und Hannchen Dreher, die Tochter eines sonst berühmten Advokaten, die gewesene Braut, zweyer Freyherren, die Mätresse eines Grafen, die Madam Scharf — fand endlich Pflege und Ruhe in einem Hospital einer kleinen Reichsstadt.

Hier lebt sie noch, und ihr Wohlthäter, der Scharfrichter, wird nimmer müde, sie zu unterstützen. Sie selbst aber, — sie, an der man handgreiflich die Folgen einer verwahrloßten und verkehrten Erziehung, nebst der Macht des bösen Beyspiels sieht — findet kein größeres Ver-

---

märkelungs-Politik der Engländer ein Ende zu machen? Allgemeiner Wunsch und Wille aller Nationen, selbst der Franzosen, ist jezt gewiß Friede: warum denn nicht auch der Repräsentanten der Nationen? —

Vorsteher von Almosen-Collegien, die diesen Wink zu benuzen für rathsam finden sollten, würden sich nicht nur, wie jezt, blos um die untere Classe der Nothleidenden, sondern auch um die mittlere verdient machen: und darum werden sie mir es zu Gute halten, daß ich hier, wie so nebenher, die Gelegenheit ergreife, ihnen ein Feld zu zeigen, worauf weit verdienstreichere Lorbeern für sie blühen! —

gnügen, als wenn sie jemanden die Geschichte ihres Lebens, besonders aber die ihrer Liebschaften, zur Warnung erzählen und dann begreiflich machen kann, warum man im Sprichwort sagt: „Jung gewöhnt, alt gethan" — und — „In solchen Wässern fängt man solche Fische."

IV.

Die Schatzgräber,

eine

Spitzbubengeschichte.

VI

Die Schatzgräber,

Eine Spitzbubengeschichte.

Erster Abschnitt.

Wenn es an Höfen und Pfarrereyen noch Nacht ist: wie kann es Tag in Hütten seyn!

In einem Lande, wo Aberglaube und religiöse Alfanzereyen so lange und so arg geherrscht haben, wie in der Pfalz, wäre es wirklich ein großes Wunder gewesen, wenn man daselbst nicht fleißig hätte Schätze graben und jene Geister bannen wollen, denen sie, wie es heißt, versezt waren. Es ist auch beynahe dort im ganzen Lande weder Dorf, Flecken oder Stadt, wo man nicht seit hundert Jahren ein oder mehrmal verborgene Gelder in der Erde gesucht hätte, aber auch allemal richtig betrogen worden wäre.

Die Pfälzer indeß sind einmal Leute, die etwas vom Versuchen halten und sich nicht leicht abschrecken lassen. Wer das dummste, abgeschmackteste Projekt ausgesonnen hat, und nirgends Gehör finden kann, findet es in der Pfalz; und dieß geht so weit, daß selbst der närrische Vorschlag des närrischen Leipziger Magisters Meese, vor ohngefähr zwölf oder funfzehn Jahren dort überm Rhein ganz Beyfall erhielt, und daß sich sogar Viele fanden, die mit dem verrückten Menschen gern Hand ans Werk hätten legen mögen, so oft sie auch schon durch irenische Vorschläge sich getäuscht gefunden hatten.

Eben so nachgiebig zeigten sich auch jederzeit meine Herren Landsleute in Absicht der Schatzgräberey. Sie hielten für gewiß, daß in jeder alten Kirche, in jedem alten Schloß und sonst in jedem alten Gebäude gewaltig große Schätze liegen müßten, welche aber dem Teufel auf diese oder auf jene Art versezt wären.

Wie es mit dem Versetzen der Schätze zugehe, haben mich ehemals, als ich mich in jenen Gegenden herumtrieb, mehrere belehrt, vorzüglich Herr Pastor Neuner von Budesheim und Herr Pfarrer Cranich von Kriegs-

feld, beyde zwey starke Kenner der Dämonologie. Die Methode ist folgende.

Es hat jemand eine Summe Geldes, welche er wegen des Kriegs, der einfallenden Feinde, der Räuber, Erbschleicher und sonstiger guter Nachbarn, in seinem Hause und unter seiner Aufsicht nicht für sicher genug hält, dann vergräbt er das Geld im Garten, im Keller oder in einem alten Gemäuer, am sichersten aber in einer verfallenen Kirche, Schloß oder auf einem Gottesacker. Nun könnte es aber sehr leicht geschehen, daß ein Andrer, als der rechte Eigenthümer des Geldes den Ort, wo es vergraben ist, durch einen Zufall oder sonst entdeckte, hinginge und den Plunder sich selbst zueignete: dann wäre der Verscharrer geprellt. Um dem vorzubeugen, macht dieser, wenn er den Schatz eingegraben hat, einen Kreis um den Vergrabungsort, spricht das große Christophs-Gebet, *) und citirt den Teufel. Dieser er-

*) Es findet sich in D. Haubers vortrefflichem, aber zu unsrer Zeit schon sehr unbekannten Werke, Bibliotheca Magica genannt, und besteht aus einer Menge oft sehr verhunzter Namen Gottes in allerley Sprachen, und aus

scheint, und dann spricht der Eingraber: „Ich versetze dir diesen Schatz, o du großer Fürst der Finsterniß, für einen jungen Hund, Katze, oder Eule, worunter du die Wahl hast, und will, daß du ihn nicht eher herausgiebst, bis man dir dein Pfand zurückgegeben hat.

Auf einmal wirft der Teufel das gewählte Pfand z. B. den jungen Hund, in den Kreis; der Bergraber erhascht das Pfand, läuft schnell damit fort, läßt es entweder unterweges fallen, oder er nimmt es mit, um zu Hexerey und dergleichen noch zu gebrauchen. Nun ist der Teufel so lange Besitzer des Schatzes, bis der Eigenthümer ihn wieder einlöset, welches er leicht kann, da er weiß, wogegen er versezt ist. Stirbt aber der Eigenthümer, so bleibt der Teufel davon Besitzer. Doch aber findet sich dann und wann jemand, der diesen durch Beschwörung zwingen kann, das Pfand anzugeben, wogegen ihm der Schatz versezt worden ist; und weiß man erst dieses: so ist es auch leicht, den Schatz zu heben, ob gleich noch viele andre Kenntniße

---

biblischen Sprüchen. Wer es lesen will, muß wenigstens 200 Mal das Kreuz machen.

und Vor- und Zubereitungen dazu erfodert werden.

Der Teufel kann freilich keinen Gebrauch vom Gelde machen; doch aber gönnt er, wie die Dämonologen sagen, die unterirdischen Schätze keinem Menschen, und ärgert sich jedesmal nicht wenig, wie ein Erzgeizhals, wenn ihm einer mit Gewalt weggeschnappt wird. Er würde nicht einmal seinen Verbündeten Geld zufließen lassen, wenn er sie anders in seinem Bündniß und Gehorsam zu erhalten wüßte.

Leute aber, welche den Mosjöh Satan zur Herausgabe der unterirdischen Schätze zwingen können, müssen nicht nur zu gewissen bestimmten Zeiten gebohren seyn z. B. in der Nacht des weißen Sountags, oder in der Christnacht; sondern sie müssen sich noch überdieß mit extrararen Kunstgriffen und Kenntnissen versehen. Daher sind die Schatzgräber, wie man meynt, auch so äußerst selten.

Dieses ist blos ein Bruchstück von der Theorie der Schatzgraberey, die ich noch sehr vermehren könnte, wenn ich nicht befürchten müßte, die Geduld derer zu ermüden, welche diese Erzählungen wohl nur zum Zeitvertreibe lesen wol-

len. Freilich, eine vollständige Theorie dieser Betrügerkunst wäre eben nicht undienlich, einen guten Begriff von der Kurzsichtigkeit, Habsucht und Bosheit mancher Menschen zu machen, und dadurch Schwächlinge abzuschrecken, weder Geld noch Zutrauen denen zu schenken, die ihnen das vom Teufel versprechen, was Einsicht und Fleiß ihnen nicht liefert.

So lächerlich dieser Hokus-Pokus auch ist, indem er Unsinn enthält: so waren in den ältern Zeiten die Schatzgräber in Deutschland doch gut gelitten; und was die Pfalz insbesondere betrifft, so hielt der Kurfürst, Carl Philipp, noch Hofschatzgräber, die im Lande herumziehen, und mit der Wünschelruthe und dem Dreyfuß die dem Teufel versezten Gelder aufspüren sollten.

Der Nachfolger von Carl Philipp, Carl Theodor, dachte etwas heller, so bigott und abergläubig er auch sonst seyn mogte, und jagte die Tausendkünstler von Hofe. Zugleich verboth er das magische Schatzgraben bey Strafe des Zuchthauses. Das war nun freilich etwas; aber da das ganze Volk, vorher durch das Beyspiel des Hofes verleitet, den Betrü-

gern noch anhing: so trieben diese ihre Sachen heimlich, und das Schatzgraben dauerte noch immer fort. Vielleicht hat aber, seit dem Einfall der Franzosen in jene Länder, uud seit der neuen Organisation derselben, die ganze Unart jezt aufgehört.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, trug sich 1781 zu; und ich hoffe, daß sie meinen Lesern keine Langeweile machen wird, wohl aber durch ein auffallendes Beyspiel zeigen, wohin Aberglaube und Leichtgläubigkeit ihre Anhänger in den meisten Fällen am Ende führen.

Zweyter Abschnitt.

Wo das Interesse den Opponenten macht, hat die Vernunft übel disputiren.

Zwischen Alzey und Oberflörsheim liegt seitwärts eine Mühle, deren Besitzer im Jahre 1781 Brander hieß, und für einen der reichsten Leute im ganzen Lande gehalten wurde. Alle Vornehmen jener Gegend besuchten ihn recht fleißig,

und sogar der Herr Geheimderath von Koch, der Alzeyer, ließ sich zu ihm herab, und nannte ihn Herr Brander: und der schwache Mann war dann wie im Himmel, und freygebig, wie ein Bräutigam.

Brander war zwar lutherischer Religion, aber demohnerachtet kehrten die Herren Kapuziner von Alzey, die Franziskaner von Oppenheim, die Karmeliter von Worms und Kreuznach ebenfalls fleißig bey ihm ein, hofirten ihm, wie Herr von Koch, disputirten aber nie über die Religion, da Brander ihnen zu verstehen gab, daß er Controversen nicht gern hörte, und, was das Wichtigste war, indisputabel-guten Wein spendirte.

Brander hatte nur zwey Kinder, einen Sohn, der seine Profession lernte — denn der Vater war bey seinem vielen Gelde doch nicht — nach Pfälzer Art — närrisch oder stolz genug, seinen Sohn studieren zu lassen, — und eine Tochter, welche die jungen Herren, troz ihres unfrisirten Kopfes, Mamsell Flörchen nannten, und ihr die Aufwartung machten: denn sie konnte bey ihrer Ausstattung auf weit Mehr Rechnung machen, als manches Fräulein von altem Adel. So sehr

aber die tändelnden Herrleins auch darauf antrugen: Flörchen lernte weder französisch, noch Clavier; las auch keine empfindsamen Romane und fuhr nicht in die Comödie nach Mayuz, Worms und Alzey, wie manch gemeines Bauermädchen; und doch heirathete ein angesehener Mann aus Kirchheim sie, ein Mann, dem manches Fäulein sich nicht würde versagt haben. Aber Jungfer Flörchen zählte baare 60,000 Gulden Rheinisch, und der angesehne Mann aus Kirchheim hatte, als ein Erzketzer in der Aesthetik, den nicht ungemeinen Grundsatz: daß zum Wesen eines vortrefflichen Frauenzimmers weiter nichts gehöre, als — Moses und die Propheten.

Brauder hatte Moses und die Propheten, lebte indeß nichts weniger als ruhig. Quo plus sunt potae, plus sitiuntur aquae, sagt ein uralter Poete, und das heißt auf deutsch: je mehr einer hat, desto mehr will er haben. Und eben dieß war der Fall bey Brauderrn. Er ließ sich in viele weitläufige Händel ein, welche aber größtentheils für ihn gut ausschlugen und seinen Beutel füllten. Er handelte mit Mehl, mit Getraide, Wein und Holz. Er hatte Geld, konnte

also seine Plane durchsetzen; und da die Obrigkeit ihm gut war, indem er jeden Antrag vollwichtig zu machen wußte: so ging er immer sicher. Aber bey alle dem wäre er doch bald derb geprellt worden, wie man gleich hören soll.

Seine Mühle lag in einem Thal an einem ziemlich hohen Berge, worauf ein altes verfallenes Schloß stand. Friedrich, der Zweyte, Kurfürst von der Pfalz, hatte dieses Schloß zerstöhren lassen, weil dessen Besitzer, Ritter Jost von Heimbach, sich dem Landfrieden nicht unterwerfen wollte, und seine Nachbarn nach wie vor befehdete.

Seit undenklichen Zeiten stand dieses verfallene Schloß in üblem Rufe wegen der vielen Gespenster, die sich — der Sage nach — dort sehen ließen. Der wilde Jäger, hieß es, kehrte da ein; und im Thurme des Schlosses wäre ein Ritter eingemauert, welcher dort hausen müßte, bis einst Sonne und Mond untergehen würden. Sonst auch ging das Gespräch in der ganzen Gegend, daß im Keller des Schlosses ein ungeheurer Schatz vergraben liege, der aber schwer

zu heben sey, weil er dem Teufel für eine große Geldsumme versezt wäre.

Der Müller Brander hatte von diesem ungeheuer-großen Schatze natürlich auch gehört; und da er zu denen gehörte, die gern reich werden wollen, so fiel er auch in die Versuchung, sich den Besitz davon heimlich zu wünschen. Na, sagte er oft bey sich selbst, wenn er früh Morgens von seiner Mühle heraus die alten Schloßtrümmer erblickte: Na, wenn ich nur hätte, was unter diesen Mauern vergraben liegt, dann hätte ich genug!

Indessen konnte doch Brander kein thätigen Anstalten treffen, den Schatz in seine Gewalt zu bringen. Er war blos Müller, und nicht eingeweiht in die höhern Geheimnisse der Dämonologie, Nekromantie, Uranosophie, Astrognosie, Geomantie und wie sonst noch die höhern Wissenschaften heißen mögen, womit die Leute sich äffen und hänseln lassen.

Der alte Bentz von Bechernheim machte zwar einige Anstalten, den Schatz auf dem Heimbacher Schloß zu heben; aber Bentz war als ein Erzbube bekannt, hatte auch schon wegen falscher Münzerey und Schatzgräberey zu

Mannheim im Zuchthaus sitzen müssen, folglich wollte Brander mit ihm nicht zu thun haben. Eben so nahm er auch die Vorschläge des Chirurgus Fuchs, der nachher zu Stuttgard gehenkt wurde, nicht an, weil er noch frühe genug merkte, daß dieses Mannes Sache auf Betrügerey hinauslief.

Der Berg, worauf das Schloß lag, war sehr fruchtbar an Kräutern aller Art, weswegen er auch dann und wann im Frühling und im Sommer von dem Doctor Wegele aus Alzey, einem großen Liebhaber und guten Kenner der Kräuterkunde, der auch dem berühmten Linnee bekannt worden ist, besucht wurde. Brander glaubte, Wegele besteige des Schatzes wegen den Berg; und da er einst, bey einer dieser botanischen Wanderungen, in der Mühle einsprach, um da ein Glas Wein zu trinken, machte sich Brander an ihn, und ließ einiges wie aus der Ferne vom großen Schatz einfließen.

Doctor Wegele, ein Mann von gesunder Beurtheilung, lachte über das einfältige Geschwätz vom Schatze und versicherte in vollem Ernste: daß, ob er gleich katholisch sey, er doch

weder an Teufel noch an Gespenster und ähnliche Alfanzereyen glaube.

Gespenster, fügte er hinzu, gehören, wie Feen und Nixen, zu den Volks- und Ammen-Mährchen zur Belehrung und Unterhaltung für den rohen Haufen und für Kinder. Diese wie jene wollte man von jeher durch Phantasie-Geschichten von dem abzuhalten suchen, wovon man es durch Gefühl und Vernunft nicht vermogte. Um vor Ungerechtigkeit oder Grausamkeit zu warnen, mußte da oder dort ein verstorbener Kaufmann mit Elle und Wage spucken gehen, zum Zeichen: daß er an Maaß und Gewicht seine Kunden bevortheilt habe. — Ein Ritter, der die Unschuld verführt, seine Vasallen gedrückt und die öffentliche Sicherheit gestöhrt hatte, wandert zu gewissen Stunden herum, leidet da wie Tantalus, dort wie Prometheus, anderwärts wie Ixion u. s. w. — Kinder spielen — zur unrechten Zeit — am liebsten ungesehen, folglich an entlegenen unbewohnten Oertern am öftersten. Da aber laufen sie Gefahr, zumal in der Nähe von Wasser, oder in alten verfallenen oder noch verfallenden Häusern, Schlös-

fern oder Kapellen. Dort muß eine Nixe sich schrecken, hier eine verwünschte Prinzeß, ein Ritter in rasselnden Ketten, und da ein Pfaffe im schwarzen Meßgewande, und dergleichen. Kurz, Furcht machte die ersten Götter in der Welt, und auch Furcht machte die Gespenster. *) — Die Sagen von vergrabnen Schätzen unter alten Schlössern — fuhr Wegele fort — haben ihren Grund in den Schätzen oder Summen, welche die Aufräumung des Bodens und das tiefe Fundament zu einem solchen Gebäude gekostet haben. — Dieß und noch mehr erwähnte der Doctor; aber Brander hatte keine Ohren, und, als Brander, konnte er sie nicht haben: sonst hätte er seinen Wunsch und seine Hoffnung ja aufgeben müssen! Vielmehr ward er über Wegele's Unglauben und Aeußerungen wenn nicht mistrauisch, doch aufgebracht und schwur hoch und theuer, daß auf dem alten Schlosse dennoch Schätze vergraben lägen, und daß die Geister sich daselbst oft sogar am hellen Tage, wenig-

---

*) Primos in orbe Deos fecit timor, ardua coelo
Fulmina dum caderent — heißt es bey Lucretius.

stens im Untern sehen ließen. *) Der Doctor lachte nochmals über des Müllers Behauptungen, trank aus und ging.

Der Förster Röhm von Odernheim, ein Freund des Müllers, war bey diesem Gespräche gegenwärtig, und sezte es nach des Doctors Entfernung fort. Da aber fand er, daß Brander vom ärgsten Aberglauben nach Art seinermeisten Landsleute angesteckt war. **) Er widerlegte zwar auch dessen Grillen; als er aber einsah, daß er nicht gehört wurde: so schwieg auch er, machte es wie der Doctor und ging.

Indessen hatte der Müller diesem Umstand, wie wir bald sehen werden, es zu verdanken, daß ihn die Spitzbuben nicht rein auszogen und vielleicht gar ermordeten.

---

*) Der Untere bedeutet in der Pfalz die Zeit von 11 — 1 Uhr des Mittags.

**) Es giebt indeß doch noch manche vorurtheilsfreye Leute in der Pfalz wie man im I. B. meiner Biographie sehen kann.

Dritter Abschnitt.

Neugierde, von Kurzsichtigkeit, Trägheit und Habsucht getrieben, wohin treibst du die Menschen!

Im Jahr 1781, im Frühling, erschien fast täglich ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren und von gutem Ansehen in der Mühle. Er trug einen dunkelblauen Rock, schwarze Weste und Beinkleider; und dieß machte, daß ihn der Müller für einen Dorfschulmeister ansah: diese nämlich waren ehedem in der Pfalz gehalten, sich auf die beschriebene Art zu tragen, um dadurch anzuzeigen, daß sie, wie Herr Gräf, Amtsschulze zu Flonheim, spaßhaften Andenkens, sich auszudrücken pflegte, der Schwanz der Dorfgeistlichen seyen.

Der Mann sprach sehr wenig, trank immer nur einen, höchstens zwey Schoppen Wein, ohnerachtet er einen hübschen Beutel bey sich hatte, und gab dadurch in jenen Gegenden, wo das Saufen, so zu sagen, zu Hause ist, ein höchst

seltenes Beyspiel der Enthaltsamkeit. Immer hatte er ein Buch bey sich, wenn er zur Mühle kam, und las darin. Einst hatte er es gar vergessen, oder vielmehr absichtlich liegen lassen. Der Müller untersuchte es, und fand es ganz lateinisch und mit allerhand Zeichen angefüllt. Ohne Zweifel war es die Clavicula des Königs Salomon, oder das sechste und siebende Buch Mosis, oder das Arcanum Arcanorum des Paracelsus oder sonst eine Rarität von nicht besserer Art.

Als der Fremde wieder kam, fragte er gleich nach seinem Buche, und schien unendlich erfreut zu seyn, als er es wieder in seinen Händen hatte.

Dieser fremde Mann und dessen Betragen fiel unserm ohnehin längst gespannten Müller nicht wenig auf. Er gab also genauer auf ihn Acht, und fand bald, daß er täglich das alte Bergschloß besuche und alle Winkel desselben, besonders aber dessen Keller, durchforsche. Darüber ward Brander nur noch gespannter, und er hätte gar zu gern wissen mögen, was der Mann auf dem Schloßberge suche: denn er zwei-

felte jezt gar nicht mehr, daß der oben vergrabene Schatz ihn dahin gezogen habe und noch ziehe.

In der Absicht, die Absichten des Fremden, der in der Mühle Herr Marbach hieß, zu erforschen, mußte Jungfer Flörchen sich an ihn machen, und ihn ausfragen; aber die erhielt wenig befriedigende Antwort. Er ginge auf den Berg, hatte er gesagt, um von da die schöne Gegend zu überschauen. — Ja, ja, dachte Brander, die schöne Gegend überschauen! Der Herr ist ein Vokativus: nach dem großen Schatz will er schauen! Aber dahinter muß ich kommen, es gehe wie es wolle!

Herr Marbach kam fast täglich in die Mühle. Der Müller war jedesmal sehr freundlich, bewillkommte ihn immer vertrauter und suchte sich mit ihm über den Gegenstand seiner geheimen Angelegenheit zu unterhalten. Herr Marbach aber theilte sich nur wenig mit, sprach sehr einsylbig, und las dann im Buche, wenn Brander eben eine Hauptfrage auf der Zunge hatte.

Marbach verzehrte, wie gesagt ist, nicht viel; aber er bezahlte jedesmal, was er verzehrt hatte, obgleich Herr Brander sich oft wei-

gerte, Bezahlung anzunehmen. Es sey ja, meynte er, nicht der Mühe werth, so eine Kleinigkeit anzunehmen: einige Kreuzer machten ja nichts aus! u. s. w. Aber der Fremde wollte durchaus nichts ohne Zahlung genießen.

Aber wo bleibt Herr Marbach über Nacht? Bey wem hält er sich gewöhnlich auf? In der Nähe muß er doch bleiben: denn sonst könnte er ja nicht alle Tage herkommen: wo bleibt er also?

Diese Fragen beschäftigten den Müller jezt dringender, als je. Er dachte aber bald zur Auflösung derselben zu gelangen und fragte seine Mahlgäste auf der Reihe herum. Viele derselben hatten den Fremden zwar gesehen, Einige gar gesprochen: aber in welchem Orte er sich eigentlich aufhielte, wußte Keiner. Brander ließ in den benachbarten Wirthshäusern weiter fragen; aber auch da wußte keiner von einem Marbach.

Nach langem Hin- und Her-Erkundigen entdeckte er endlich, daß sein Gast die Nächte bey einer alten Witwe zubrachte, welche seit langer Zeit krank lag, und von Marbach un-

verflüzt wurde. Brander kannte die alte Frau. Sie wohnte eine gute Stunde von der Mühle in einem kleinen Dörfchen, und war ihm noch ein Simmer Mehl von langer Zeit her schuldig. *) Brander hatte erfahren, daß Narbach Tag für Tag früh Morgens das Hüttchen der armen Frau verlasse, und erst spät Abends nach demselben zurückkehre. Diesen Umstand benuzte er, um nähere Nachricht über den merkwürdigen Mann einzuziehen.

Er sezte sich also eines Sonntags zu Pferde, nahm ein halb Malter Waizen-Mehl vor sich aufs Pferd, nach Art der Müller in der Pfalz, und ritt nach dem Dorfe, wo die Wittwe zu Hause war. An ihrer Wohnung stieg er ab, und fand die Alte im Bette.

Ach, Herr Brander, rief ihm diese entgegen, Sie wollen wohl Ihr Geld holen, für das Simmer Rockenmehl? Du lieber Gott, wie froh bin ich, daß ich's Ihnen geben kann! Verziehen Sie einen Augenblick: ich will's Ihnen gleich zustellen: lassen Sie mich nur aufstehen!

---

*) Simmer ist der achte Theil eines Rheinischen Malters.

Brander: Behüte mich Gott, liebe Frau: deswegen komme ich nicht zu Ihr! Sie ist ja krank: wie könnt' ich da von Ihr Geld fodern!

Alte: Ja wohl bin ich krank; aber das thut nichts: ich will Ihnen das Geld geben: ich hätte es Ihnen ja doch heute zugeschickt!

Brander: Ich will ja kein Geld: behalte Sie es, liebe Frau! Sie soll mir nichts mehr schuldig seyn.

Alte: Nein, lieber Herr Brander, das geht nicht an: das Geld für Sie habe ich gekriegt, daß ichs Ihnen geben soll.

Brander: Von wem denn? wem Sie mir es sagen will.

Alte: Ja, du lieber Gott, das weiß ich selbst nicht! Aber vor ohngefähr vierzehn Tagen sitze ich hier vor meiner Thür, und bin erbärmlich krank. Mein Stoffel *) war noch nicht zu Hause. Da kommt ein hübscher Mann mit einem blauen Rock und schwarzen Kamisol und Hosen, und der fragt mich, was mir wäre? Ich erzähle ihm alles, und da greift er mir unter'n Arm, und führt mich in die Stube. Mit

*) Christoph, in Sachsen Töffel.

dem kommt mein Stoffel. Hör' du, Bursche, sagte der Mann: deine Mutter ist schwach: Du mußt ihr dann und wann ein Bißchen Wein geben. Ja, Herr, ich und Wein! sagte mein Stoffel. Lieber Herr, hätten wir nur Geld zu Brode! Da greift der Mann in die Hosentasche und giebt einen Sechsbätzner heraus. Da holte mein Stoffel Wein, und ich labte mich, Gott weiß wie! Der Mann blieb lange sitzen, und sprach so christlich, daß mir das Herz im Leibe ordentlich aufging. Endlich wurde es Abend, und da fragte er, wo die Schenke wäre? Mein Stoffel sagt ihm, hier im Dörfchen wäre keine Schenke. Da bath mich der Mann, ich mögt' ihn die Nacht nur auf der Bank liegen lassen; aber, bewahre uns der Himmel, sagte mein Stoffel: ein so guter Herr, wie er, könnte bey ihm im Bette schlafen! Das hat der Mann denn auch gethan; und früh ist er wieder fortgegangen, hat uns aber was Geld da gelassen. Hernach ist er alle Abend spät wieder kommen. Gestern Abend kam das Gespräch so auf Sie, Herr Brander. Da sagte ich, daß ich Ihnen noch 16 Batzen schuldig wäre für Mehl, und daß das schon lange her wäre. Da

griff der Mann wieder in die Hosentasche und legte die 16 Batzen hin. Da habt Ihr das Geld, sagte er: bezahlt jezt den Herrn Brander. — Sehn Sie, Herr Brander, daß ich Ihnen Ihr Geld geben muß?

Brander: Behalte Sie's nur, Mutter: ich schenk's Ihr! Da draußen habe ich auch noch ein halb Malter Weiß-Mehl für Sie: das kann Stoffel herein holen.

Alte: Tausend Dank, lieber Herr Brander: mag's Ihnen der liebe Gott lohnen!

Brander: Aber Frau, kennt Sie dann den Mann gar nicht?

Alte: Gar nicht, Herr Bander! Aber es muß ein recht christlicher Mann seyn: Er liest immer im Buch; auch in meiner Bibel, wenn er da ist. Er flucht gar nicht; und wenn mein Stoffel einmal sagt, hohl mich der Teufel: so schüttelt er den Kopf, sieht ihn sauer an und sagt, daß der liebe Gott die strafen würde, die so sprächen.

Brander: Liebe Frau, Sie muß nicht sagen, daß ich bey Ihr war: hört Sie's? Nun adjö: leben Sie wohl!

Alte: Tausend Dank, lieber Herr Brander: glückliche Reise!

Vierter Abschnitt.

Wer mit dem, was er hat, nicht zufrieden ist, trachtet nach Luftschlössern; und schon ein Schritt näher dahin entzückt ihn, wie ein Kartenhaus das Kind.

Branders Neugierde war jezt aufs höchste gespannt; aber er sah noch kein Mittel, sie zu befriedigen. Den nächtlichen Aufenthalt des Herrn Marbachs hatte er zwar entdeckt, aber auch weiter nichts. Verlegen und verdrüßlich darüber, kam er zurück nach seiner Mühle und, siehe da, er findet gerade den Fremden seinen Schoppen Wein trinken.

Brander sezt sich zu ihm; und als eben dessen Schoppen alle war, ließ er ein Fläschchen aus dem besten Fasse holen, und nöthigte den Fremden, ihm im Trinken Gesellschaft zu leisten.

Es ist zwar, sagte dieser, meine Gewohnheit nicht, zu schmarutzen; aber weil ich Sie

schon seit einiger Zeit kenne, so will ich mit trinken: denn wir sehen uns heute das lezte Mal.

Brander (erschrocken): Das lezte Mal, Herr Marbach? Wie denn so?

Marbach: Mein Aufenthalt in der hiesigen Gegend ist zu Ende. Ich gehe jezt weit von hier, und werde schwerlich je wieder herkommen.

Brander: Aber lieber Herr Marbach, wenn ich fragen darf: was haben Sie denn hier herum zu thun gehabt?

Marbach (nachläßig): Ich? Eben nichts von Bedeutung!

Brander: Und haben sich doch so lange hier herum aufgehalten?

Marbach: Heute sind's eben vierzehn Tage.

Brander: Haben Sie vielleicht Bekannte oder Freunde in der Gegend?

Marbach: Keine Seele! Ich kenne hier niemanden als Sie und noch eine andre arme Person. Diese aber habe ich erst, seitdem ich hier bin, kennen lernen. Ich bin ja nicht einmal ein Deutscher!

Brander: Ihr Name lautet aber doch so deutsch, und Sie sprechen ja selbst gut deutsch!

Marbach: Als wenn man seinen Namen nicht umändern und aus Marbacchio, Marbach machen könnte! Was übrigens die Sprache betrifft, die kann man ja lernen!

Brander: Es ist aber doch kuriös, daß Sie hier sich aufhalten, wo Sie weder Freund noch Feind, weder Kind noch Kegel und auch kein Geschäft haben!

Marbach: Kann ich mir nicht ein Geschäft haben suchen wollen?

Brander: Aber wenn Sie ein Geschäft haben suchen wollen, was machten Sie dann in der Einsamkeit? Dann müssen Sie in die Städte gehen, zu den Herren —

Marbach: Muß ich denn gerade mit Menschen zu thun haben, um mich zu beschäftigen?

Brander: Wie verstehe ich das!

Marbach: Herr Brander, wir kommen zu tief in den Text, und mein Weg ist der weiteste: ich will heute noch nach Werrstadt, um Morgen Abend bey guter Zeit in Maynz zu seyn.

Brander: Ih, mein Gott, Herr Marbach, ich will ja auch nach Werrstadt: da könnten wir ja mit einander fahren!

Marbach: Des bin ich zufrieden, nur daß mich die Fuhre nicht viel kosten darf.

Brander: Keinen Heller soll Sie's kosten! He da, Hampeter, mache die Rübenkutsche zurechte: der Herr da und ich wollen in einer Stunde nach Werrstadt fahren!

Brander hatte wirklich in Werrstadt zu thun: denn der Sohn des damaligen Pfarrers Wagners, dort Jesuit genannt, Herr Ernst Wagner oder Magister Weitmaul, hatte eben von einem Mainzer Edelmann, Köth, die Pfarre zu Udenheim käuflich an sich gebracht; und dazu mußte er Geld haben. Brander sollte es vorstrecken; aber da die Herren Wagner nicht im besten Credit standen, vorzüglich der jüngere nicht: so foderte Brander Sicherheit, diese nämlich: daß einige Werrstädter Einwohner sich unterschreiben sollten: und in dieser Absicht hatte Brander allerdings in Werrstadt Geschäfte. Allein die Hauptsache warum er gerade den Tag mit dahin fuhr, war, den Herrn Marbach näher auszuspähen: denn dessen geheimnißvolle Aeußerungen hatten ihn noch mehr in dem Gedanken bestärkt, daß

er mehr können möge als Brodt essen, wie man in der Pfalz zu sagen pflegt.

Sie sezten sich also auf und fuhren von dannen. In Alzey kehrten sie schon ein. Brander ließ guten Wein geben, und Marbach hatte nichts dawider, daß er ihm fleißig zubrachte. Als sie wieder im Freyen waren, fing Brander also an, nachdem er des Herrn Marbachs Hand ergriffen hatte:

Lieber Herr Marbach: Sie reisen jezt aus unsrer Gegend, und ich mögte gern, daß Sie mir vorher noch etwas entdeckten: Sie können glauben, daß ich reinen Mund halten werde.

Marbach: Alles was Sie nur wollen, Herr Brander, wenn ich nur weiß, was Sie gern wissen mögten.

Brander: Sie sind alle Tage auf dem alten Schloß an meiner Mühle gewesen.

Marbach: Ja wohl, ich habe da Kräuter gesucht!

Brander: Lieber Freund, das müssen Sie jemand anderm weis machen. Aber es sey darum! Sagen Sie mir nur: ob Sie das alte Schloß recht kennen?

Marbach: Gewiß besser als irgend einer vielleicht auf der Welt.

Brander: So sagen Sie mir, ob es denn wahr ist, daß Gespenster droben ihr Wesen treiben?

Marbach: Mehr als zu wahr; und besonders läßt sich das allerschlimmste Gespenst dort sehen — wahrlich der böse Feind selbst!

Brander: Daß uns Gott behüte! Die Leute sagen aber auch, daß ein großer Schatz im Schloßkeller liegen soll.

Marbach: Die Leute haben auch nicht Unrecht.

Brander: Also ist doch das alle wahr?

Marbach: O ja! — Hören Sie, Herr Brander, ich will Ihnen alles als Freund entdecken, nur bitte ich, machen Sie keinen üblen Gebrauch davon. Auf dem alten Schlosse im Keller, ganz hinten, liegt ein Schatz von 600,000 Dukaten. Diesen Schatz hat ein gewisser Bischof von Worms vor viel hundert Jahren dahin vergraben: denn der Bischof war flüchtig geworden mit all seinem Gelde, und hatte bey dem Schloßherrn Heimbach Schutz gesucht. Der Schloßherr schüzte ihn auch;

aber endlich wurden die Wormſer zu mächtig, belagerten das Schloß, und trieben's ſo weit, daß Heimbach verſprach, ſie einzulaſſen, und wenn ſie den Biſchof fänden, ſo wollte er ſein Schloß ausplündern laſſen; fänden ſie ihn aber nicht, ſo ſollten ſie in Ruhe abziehen. Die Wormſer waren das zufrieden. Indeſſen aber vergrub der Biſchof all ſein Geld im Keller, und zog Heimbachs Livree an, ritt dann als Botſchafter zu den Wormſern, und ſagte ihnen, jezt wäre es Zeit, das Schloß zu viſitiren. Die Wormſer erkannten ihren Biſchof nicht, und er entkam glücklich: denn er ritt nicht mehr aufs Schloß zurück. Die Wormſer ſuchten zwar alles und alles durch, konnten ihn aber nicht finden, und mußten ohnverrichteter Sachen wieder abziehen. Der Biſchof ſelbſt aber hatte doch keinen Vortheil von dem vielen Gelde: denn die Wormſer entdeckten doch bald ſeinen Aufenthalt, auf dem Falkenſteiner Schloß, wohin er ſich retirirt hatte, und ſchlugen ihn dort todt. Wie nun der Herr von Heimbach auf ſeinem Schloß hörte, daß der Biſchof todt ſey, dachte er, der Schatz wäre gut genug für ihn. Er fing alſo an zu graben. Aber da wußte er nun

nicht, wie der Schatz dem Teufel versezt war, und konnte ihn nicht heben. Weil er aber doch nicht abgehen wollte, brach ihm endlich der Teufel gar den Hals. Seit der Zeit haben viel Leute diesen Schatz heben wollen, aber nimmer gekonnt: denn es fehlte ihnen am Besten, nämlich an der Auslösung desselben vom Teufel. Der oberste Hofschatzgräber des hochseligen Kurfürsten Karl Philipp hat sich auch dran gemacht, aber lange Zeit mit schlechtem Erfolg. Endlich aber, als der tiefsinnige und hochgelehrte Mann, der Oberschatzgräber — er hieß Cornelius — dem Dinge recht auf den Grund kam, da starb der Kurfürst Carl Philipp, und der jetzige Herr jagte alle Hofschatzgräber nicht nur aus dem Lande, sondern befahl noch obendrein, daß auch sonst niemand bey Zuchthausstrafe, Geister bannen und nach Schätzen graben sollte. Daher kam es dann, daß der große Schatz auf dem Heimbacher Schloß so lange unangetastet geblieben ist.

Brander: Aber Herr Marbach, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie von diesem Schatz Nachricht kriegten?

Marbach: Ich machte vor einigen Jahren mit dem großen Nekromanten Cagliostro eine geomantische Reise durch ganz Europa. Da entdeckte ich dann vermittelst meiner Wünschelruthe in dieser Gegend den Schatz. Weil aber der weise Cagliostro nicht Zeit hatte, zu verweilen, und ich ihm durchaus folgen mußte; so war ich außer Stande, damals meine Neugierde durch nähere Untersuchung der Sache zu befriedigen. Ich durchstrich noch viele Lande, bestand manches Ebentheuer, und kam endlich wieder zurück nach Deutschland. Da nun erinnerte ich mich an den Schatz in dieser Gegend. Ich kam hieher, suchte genauer, und fand, daß er im Keller des Heimbacher Schlosses verborgen sey, und fand auch die wahren Mittel, ihn zu heben.

Brander: Und wollen ihn doch nicht heben?

Marbach: Nein: denn so gern ich es thäte, ist es mir doch unmöglich.

Brander: Wie denn so, Herr Marbach?

Marbach: Ich muß Ihnen nur sagen, daß dieser Schatz so beschaffen ist, daß ihn keiner he-

ben kann, um ihn zu besitzen, der in der Nacht Sankt Fabian und Sebastian gebohren ist, und zum Unglück wurde ich 1648 gerade am Ende des dreißigjährigen Kriegs in dieser Nacht zwischen zwölf und ein Uhr gebohren. *)

Brander: Also kann der Schatz nicht gehoben werden?

Marbach: O ja, und sehr leicht von dem, der da weiß, wie und wofür er dem Teufel versezt ist.

Brander (faßt Marbachs Hand): Könnten Sie mir dieses nicht sagen, liebster Herr Marbach?

Marbach: Warum nicht! Aber was wird es Ihnen helfen? Denn Sie müßten die Nekromantie entweder selbst verstehen —

Brander: Dafür bewahre mich der allmächtige Gott!

---

*) Die Geisterseher, Nekromanten und andre Betrüger dieser Art pflegen sich gewöhnlich für sehr alt auszugeben, um dadurch mehr Ansehen zu erlangen, und den dummen Leuten recht schauerliche Mordgeschichten aus der alten Zeit erzählen zu können. Auf solche Weise ist auch das bekannte Mährchen vom ewigen Juden entstanden. Man sehe Haubers Bibliotheca magica.

Marbach (lächelt): Herr Brauder, Sie sind irre, wenn Sie die Nekromantie für eine gottlose und teuflische Kunst halten. Es giebt freilich eine solche geheime Kunst, und die heißt zu Latein Nigromantia und zu deutsch die schwarze Kunst, weil sie vom Schwarzen, das ist vom Teufel herkömmt, und weil dazu ein Bund mit dem bösen Feind nöthig ist. Wer freilich eine solche Kunst treibt, ist ewig verlohren. Aber die Nekromantie hat Gott der Herr selbst den Moses und Salomon gelehrt; und der Herr Christus hat sie auch verstanden. Sie ist eine heilige Kunst, welche nur Vollkommene und Eingeweihte verstehen und treiben können. *) Doch genug hiervon! Wenn ich Ihnen auch sagte, wie der Teufel heißt, dem der Schatz versezt ist und womit er ihm versezt ist: so müssen Sie doch jemanden haben, der den Teufel bannen und zur Auslieferung des Schatzes

---

*) Wer Lusten hat, mehr Gewäsche dieser Art zu lesen, dem rathe ich, das Arcanum Arcanorum seu Magisterium Philosophorum Paracelsi zur Hand zu nehmen, welches noch 1770 zu Frankfurt am Mayn deutsch gedruckt worden ist. Es findet sich auch ein Auszug davon in Haubers Bibliotheca magica, aber lateinisch

zwingen kann. Woher wollen Sie den nehmen?

Brander: Können Sie denn das nicht, Herr Marbach?

Marbach: Allerdings kann ich's; aber ich reise ja ab!

Brander: O liebster Freund, bleiben Sie doch! Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen, wenn wir den großen Schatz von 600,000 Dukaten heben, und theile den Schatz noch obendrein mit Ihnen.

Marbach: Ich darf von dem Schatz auch nicht einen Kreuzer an mich nehmen. Doch (nachsinnend) ich will bis zur Hebung desselben gemeinschaftlich mit Ihnen arbeiten: nachher, wenn wir bis zum Heben seyn werden, mögen Sie ihn selbst heben.

Wer war froher als unser Müller! — Sie kamen in Werrstadt an. Brander suchte sein Geschäft mit dem alten Wagner und dessen Sohn bald zu endigen. Marbach machte es auch so. Dann begaben Sie sich auf den Rückweg und sprachen von ihrem so wichtigen Geschäfte. Eine Stunde von der Mühle stieg

Marbach ab, so sehr Brander auch bitten mogte, daß er in der Mühle Quartier forthin nehmen wolle. Er schlich sich zu der alten armen Frau, bey welcher er bisher logirt hatte.

Fünfter Abschnitt.

Wenn doch die Projectsüchtigen Menschen an Gellerts Milchmädchen denken wollten!

Der Müller war zu sehr froh, als daß er bey seinem Nach-Hause-kommen seiner lieben Ehefrau das große Glück hätte verschweigen können, das ihm durch Herrn Marbachs Bemühungen, an deren Erfolg er nicht mehr zweifelte, zu Theil werden sollte.

Ja wahrhaftig, Hann Christian, erwiederte die Gute, ich hab's immer zu Flören gesagt: der Herr Marbach muß was im Schilde haben. Denk' einmal, Flöre, hab ich gesagt, der Herr Marbach sucht wahr und wahrhaftig den Schatz auf dem Schlosse; und findet er ihn, so ists doch immer Schade: besser wärs,

er käm in unsre Hände. Aber nun Hann Christian, wenn wir den Schatz kriegen, sieh, dann kann unser Lutz die neue Mühle kaufen und heirathen, und Flöre kriegt dann gewiß einen Hofrath.

Pa, pa, erwiederte Hann Christian Brander, das könnten sie so schon! Aber Lutz soll einmal meine eigne Mühle haben: er ist ja unser einziger Sohn; und Pressers Tochter von Ufhofen soll er heirathen: Das Mädel gefällt mir und hat Späne, Späne, sag' ich dir, hat das Mädel, scheffelweise! Flöre kriegt auch einen Mann — ist ja ein Mädel wie ein Dachs und keine Bettelhexe! Dazu brauch' ich also den Schatz nicht. Aber gern mögt' ich ihn doch haben, um so den Mehlhandel recht zu treiben. Dann mache ich Allianz mit den Holländern, und werde ihr Hauptlieferant. Und bin ich erst das: dann mag der Jud Schmul von Alzey, Kleilach von Wallertheim, der Jekuf von Wöllstein, der Musjöh Schmertz von Creuznach und alle andre großen Mehllieferanten meinetwegen — Kartoffeln braten! Die Kerls müssen dann alle schiebes gehen!

Vor Freude konnte Herr Brander weder essen noch schlafen. Er stand daher früh auf, ging vor der Mühle auf und ab, und war sehr entzückt, als ihm Herr Marbach einen freundlichen guten Morgen bot.

Nach einigem Hin- und Herreden bath Herr Marbach um geheime Audienz, und Brander führte ihn in sein Staatszimmer. Marbach nahm alsbald eine feierliche Miene an, und sprach wie folget:

„Lieber Herr Brander: die Summe des auf dem Berg vergrabenen Schatzes beläuft sich, wie ich jezt genau weiß, auf mehr als 600,000 Dukaten: denn es sind eigentlich 621,279. Der Bischof Bruno von Worms hat sie im Jahr 1311 den 14ten Julius vergraben und dem Teufel in Verwahrung gegeben. Der Teufel heißt Urolam und ist einer der mächtigsten in der ganzen Hölle. *) Der Bischof hat ihm das Geld gegen 1000 Dukaten versezt; und wer es haben will, muß diese dem Teufel bis auf den lezten

*) Die Hauptteufel haben ihre eignen Namen, welche meistens Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch sind, zum Beweise, daß die Teufeleyen bey den Völkern jener Sprachen recht im Schwange gingen. So Hauber!

Heller erstatten: denn der Teufel läßt sich nichts, gar nichts abziehen."

Brander: Wann muß dann das Geld dem Teufel abgeliefert werden? Doch nicht eher, als wir den Schatz selbst heben?

Marbach: Ich merke wohl, Freund, Sie finden Bedenklichkeit so viel Geld daran zu setzen; und Sie haben Recht: denn die Schatzgräber sind meistens unwissende Menschen und oft Betrüger. Sie nehmen den Leuten das Geld ab, und gehn dann damit durch; und die guten Leute sind angeführt. Aber dafür soll mich Gott bewahren! Ich will Ihnen unsre ganze Procedur vorlegen. Genehmigen Sie dieselbe: gut, so gehen wir in Gottes Namen ans Werk; genehmigen Sie sie nicht: auch gut; dann setze ich, ohne im Mindesten böse zu werden, meinen Stab weiter. Ich habe ja nichts zu versäumen! Hören Sie also weiter!

Erstlich verschaffen Sie binnen heut und vierzehn Tagen die tausend Dukaten, aber nota bene, tausend Dukaten in wirklichen Dukaten, und nicht in anderm Gelde. Es ist übrigens aber gleichviel, ob es holländische, venetianische, päpstliche, Kremnitzer oder andre

sind. Dieses Geld wird in ein Kästchen gethan und von Ihnen selbst in Ihrer Mühle in einem Schrank oder Kasten wohl verwahrt. Oben drauf wird ein Papier befestiget, worauf Sie mit Ihrem Blute schreiben müssen: „für den Teufel Urolam.“ Denn in dem Augenblick, worin wir den Schatz heben, holt der Teufel diese 1000 Dukaten, und führt sie mit weg.

Zweytens: Sobald das Geld beysammen ist, wird mit der Arbeit angefangen; aber Niemand darf graben helfen, als Sie und Ihr Sohn. Denn fremde Leute mögten die Sache verrathen; und Sie wissen, wie scharf das Schatzgraben verboten ist.

Drittens: Während der Arbeit esse und trinke ich zwar mit Ihnen; aber ich bezahle alles gleich baar, und lasse mir auch nicht ein Glas Wein umsonst geben.

Viertens: Wenn Sie den Schatz wirklich in Händen haben: so zahlen Sie mir das, was der Schatz über 600,000 Dukaten beträgt, ausnämlich 21279 Dukaten; aber nicht von dem Schatzgelde selbst: denn, wie ich schon gesagt habe, davon darf ich auch nicht einen Kreuzer

zu mir nehmen. Sind Sie mit diesen Punkten zufrieden?

Brander billigte sie alle von ganzem Herzen; aber daß der ehrliche, uneigennützige Mann auch nicht einmal umsonst essen und trinken sollte, das wollte ihm nicht ein. Er sprach also stark dawider, und wollte den dritten Punkt durchaus gestrichen wissen. Aber da Herr Marbach schlechterdings nicht nachgab, und sogar drohte, die ganze Sache aufzugeben: so gab sich Herr Brander, aber voll der Verwunderung über die Uneigennützigkeit des Mannes.

Aber warum machte der Schurke von Schatzgräber — denn daß er ein Schurke war, merken meine Leser gewiß lange, wenn ich es auch nicht schon angewinkt hätte — so schwere Bedingungen mit dem Herbeyschaffen der 1000 Dukaten? Warum sagte er nicht geradezu, daß zum Einlösen des Schatzes vom Teufel, 1000 Dukaten erfordert würden, die Münze mögte seyn, welche sie wollte? Denn 5000 Rheinische Gulden herbey zu schaffen, war dem Müller etwas leichtes; aber 1000 Species-Dukaten aufzutreiben, hielt allerdings schwer.

Ich könnte antworten: auch Schurken hätten ihre Launen und Kaprizen; oder vielleicht habe es der Bube gethan, um die Sache durch mehr Alfanzerey, feierlicher und eindrucksvoller einzufädeln; oder er habe gedacht, ein Kästchen mit Gold lasse sich dereinst leichter fortbringen, als eins mit Münze in Silber. — Allein die wahre Ursache war, — Zeit zu gewinnen, um das vorzubereiten, was noch nöthig war, den Streich auszuführen, den er dem Müller spielen wollte. Daß indeß eben dieß seinen Plan mit scheitern helfen könnte, das fiel dem Buben nicht ein.

Wirklich ging er schon den Tag nach dem Einverständniß mit dem Müller fort, kam dann und wann wieder, blieb aber nicht lange, und gab jedesmal vor, daß er gewisse Kräuter suchen ginge, welche sehr selten aber zu dem nöthigen Räuchern bey der Beschwörung der Geister durchaus erfodert würden.

Der Müller suchte nun in den benachbarten Städten und ansehnlichen Dörfern alle Dukaten zusammen, welche er nur haben konnte; und da sie damals gerade in geringem Werth waren, und nur 4 Florenen 56 Kreuzer galten: so gab

man sie ihm sehr gerne für 5 Gulden. Daher war gar bald in Creuznach, Kirchheim, Alzey, Flohnheim und anderwärts kein Dukaten mehr zu sehen. Die Leute in der Gegend steckten die Köpfe zusammen, wie doch ein so sparsamer Mann, wie Brander war, Goldmünzen höher nehmen möge, als sie stünden. Aber die Leute kamen nicht auf die wahre Ursache, und muthmaßten nur, daß er sie in Holland zum Ankauf einiger Waaren gebrauchen wollte.

Gerade als Brander wegen der Dukaten in Verlegenheit war, kam sein Freund, der Förster Röhm von Odernheim zu ihm an die Mühle.

Woher des Landes, wohin, lieber Röhm? rief Brander ihm entgegen. Steigt ab: wir wollen eine Flasche Rodrian ausstoßen. *)

Röhm: Dazu hab ich jezt nicht Zeit: gebt mir nur einen Schoppen so her, und meinetwegen Rodrian; aber absteigen kann ich nicht: ich will heute noch bey guter Zeit in Mannheim seyn.

---

*) Rothen Wein. Heißt auch sonst Rothchen, Türkenblut und Fuchsschwanz in der Pfalz.

Brander: Ihr reitet nach Mannheim, lieber Freund? O hört, steigt ab! Ihr könnt mir einen großen Gefallen erzeigen: ich will Euch einen Auftrag geben.

Röhm stieg jezt ab, und gieng mit in des Müllers Stube. Hier nun wurde er ersucht, da er so viele reiche Kaufleute und andre Personen in Mannheim kenne, die Geld hätten, ihm doch so viel Dukaten einzuwechseln, als möglich wäre.

Röhm: Aber sagt, Freund, seyd Ihr närrisch, oder habt Ihr schon zu viel Rodrian im Kopf? Dukaten wollt Ihr einwechseln? Wißt Ihr denn nicht, daß sie jezt gerade im Fallen sind?

Brander: Thut nichts: wechselt mir nur immer ein, so viel Ihr könnt! Ich will Euch etwan zu zwey oder dreyhundert Stück ander Geld mitgeben, Carolinen oder Laubthaler.

Röhm: Seht doch mal den Klügling an! Carolinen und Laubthaler steigen; die Dukaten fallen: und doch will der kluge Brander Dukaten einwechseln! Sagt mir nur, lieber Brander, wozu braucht Ihr denn die Dukaten? Wollt Ihr etwan einige hundertmal Gevatter

stehen?*) Oder habt Ihr vielleicht gar die Dukaten dem Teufel zurück zu zahlen?

Diese Redensart, „dem Teufel zurück zahlen," wird in der Pfalz und in einigen andern deutschen Ländern vom bösen Gelde gebraucht, und heißt weiter nichts, als jemanden durch schlechtes Geld — betrügen. Brander aber nahm sie im eigentlichen Sinn, und gestand dem Förster, was wir schon wissen. Er ging ja eben damit um, fühlte sich also getroffen, und bekannte. Was Er wußte, glaubte er, wisse sein Freund wohl auch.

Röhm, ob er gleich katholisch war, war doch, wie ich schon erinnert habe, ein großer Widersacher alles Aberglaubens und aller Fratzen. Er stand sogar in Verdacht, nicht recht Römisch zu denken, die Messe blos aus Zwang zu besuchen, und zwischen Pfafferey und heuchlerischer Schurkerey nicht viel Unterschied zu finden.

Nein, sagte Röhm, lieber Freund und Gevatter, ich würde als Dummkopf oder als Schelm

---

*) Wer's in der Pfalz halbwege zwingen kann, giebt beym Gevatterstehen einen ganzen Dukaten Pathen-, oder wie man dort sagt, Petter-, oder Gothen-Geschenk.

handeln, wenn ich Euch zu Eurem dummen Ding da, mit dem Schatzgraben, auch nur den geringsten Vorschub thun wollte. Schaut da, fuhr er fort, indem er einige Dukaten auf den Tisch warf, da hab ich einiges von dem Lumpengeld; aber geb' ich es Euch: so sagt, Röhm ist ein Hunzfott! Ich rath' Euch, Brander, nehmt Euch in Acht, daß der Alzeyer Geheime-Rath von Koch, Euch nicht aufs Leder kommt!

Alle Gegenvorstellungen und Bitten des Müllers waren vergeblich. Röhm sezte sich voll Unwillen zu Pferde, und ritt nach Mannheim.

Sechster Abschnitt.

Was auch der Durst nicht thut!

Brander, der aus Geldhunger ungelehrige Brander war und blieb mit dem Dukaten-Sammeln nach wie vor noch immer thätig, so daß er endlich nach Verlauf von einigen Wochen die tausend Stück Species-Dukaten zusammen

brachte. Freylich hatte er Mühe und Schaden davon; aber was thut ein Mann, wie Brauder, nicht, um über mehr als eine halbe Million Dukaten Herr zu werden!

Als die Dukaten gesammelt waren, blieb Marbach für beständig in der Mühle. Das Geld wurde richtig abgezählt: denn der Speculant versicherte, daß wenn auch nur ein Stück daran fehle, aus der ganzen Sache nichts werden könnte: der Teufel sey ein schlimmer Kundmann, der sich durchaus nichts abziehen lasse. — Die Dukaten wurden hierauf in Jungfer Flörchens Nähekistchen verschlossen, dann in der Mutter großen Koffer gestellt, und so der Diskretion des Teufels Urolam überlassen.

Nun wurde Nacht für Nacht gearbeitet, aber um auch hier Zeit zu gewinnen, nur von Eilf bis Zwölfe. Die Arbeit verrichtete blos der Schatzgräber und der Müller mit seinem Sohne. Der Boden war sehr felsigt; und so ging, außer der kurzen Arbeitszeit, die Arbeit äußerst langsam von statten. Um indeß die Mitarbeiter vor Ueberdruß und Mistrauen zu sichern, versicherte der Ehrenmann, daß der Schatz gar nicht tief

läge und von selbst in die Höhe steigen müßte, sobald die ganze Beschwörung zu Ende seyn würde.

Um der Aufmerksamkeit den Spielraum zu beschränken und Zutrauen rege zu erhalten, wurde jede Nacht ein Kreis um die Arbeiter gezogen; und um denselben herum erschien Teufel Urolam unter allerley fürchterlichen Gestalten, bald brüllend, wie ein Löwe, bald brummend, wie ein Bär, und immer geschäftig, in den Kreis einzudringen. Nur die kräftigen Beschwörungen des Geisterbanners hielten ihn zurück und in Ordnung.

Anfänglich entsezte sich der Müller und sein Sohn beynahe zum Hinsinken. Wie aber der Fuchs in der Fabel sich an den Anblick des Löwen gewöhnte, so auch gewöhnten sich die Müller an den Anblick des Urolams und erschracken zulezt gar nicht mehr, wenn er auftrat und tobte. Als aber des Müllers Sohn endlich sich erdreistete, überlaut zu lachen und einmal auszurufen: „No, becht dau dann schund doh?“ — bekam er von einer unsichtbaren Hand eine derbe Ohrfeige, und von Marbachen die Weisung, daß man den Teufel nicht anreden

dürfe, ohne vorher das große Christophs-Gebet verrichtet zu haben.

So ging es ohngefähr drey Wochen, die eine Nacht wie die andere. Endlich erklärte der Schatzgräber, daß den folgenden Tag der Schatz gehoben werden sollte. Um also ungestört ihn in Empfang nehmen zu können, sagte der Müller zu den Mahlgästen, daß er an den Wasserrädern eine nöthige Reparatur habe, und deswegen innerhalb drey Tagen nicht mahlen würde. Dieß sollte die Mahlgäste alle auf einige Tage aus der Mühle entfernt halten.

Der damalige Knappe Cramer, Benothschaft mit Zunamen, der darunter an seinem Verdienst litt, stellte seinem Meister vor, daß die Reparatur noch nicht nöthig sey; aber Brander bestand darauf. Damit indeß dem alten Trunkenbold von Knappen nichts abgehen möge, schenkte er ihm einige Gulden: und nun gab sich auch dieser, ging ins Dorf, und besuchte nach seiner Gewohnheit die Schenke. Jezt also war alles in Ordnung, und nun schritt man zum Werk.

Der Förster Röhm war gerade den Tag, beym Balleyrath Alefeld in Oberflörsheim gewesen, und hatte sich da lange aufgehalten, — wie man denn überhaupt vom Balleyrath so leicht nicht wegkam, wenn man einmal bey ihm war: denn bey diesem Manne hat der Verfasser die großen Humpen selbst kennen lernen, wovon die Ritter-Historienschreiber blos nach Hörensagen so viel zu sagen wissen.

Auf seiner Rückreise kam Röhm Abends um zehn Uhr an die Mühle, und klingelte, um sich einen Trunk geben zu lassen. Flörchen öfnete ihm. Röhm stieg ab; und da es ihm nöthig war, abseits zu gehen, entdeckte er eine große Leiter hinter einem Hollunderstrauch, welcher an der Mauer stand. Dieß fiel ihm zwar auf; aber um keinen Lärm ohne Noth oder vor der Zeit zu machen, äußerte er davon gegen Flörchen kein Wort. In der Stube fragte er blos: wo der Vater wäre?

Er ist nicht zu Hause, war die Antwort, aber etwas geheimnißvoll.

Röhm: Und die Mutter?

Flörchen: Auch die ist nicht zu Hause.

Röhm: Und der Bruder?

Flörchen: Ist mit Vater und Mutter gangen; sie kommen aber bald wieder.

Röhm: So? Warum geht aber die Mühle nicht?

Flörchen: Weil die Wasserräder beschädiget sind.

Röhm: So? — Liebes Kind, ich muß machen, daß ich nach Hause komme: meinen Wein werd' ich nächstens bezahlen. Adjö Flörchen!

Siebenter Abschnitt.

Man puzt die Lichter, um heller sehen und alles unterscheiden zu können. Läßt man die Köpfe ungeputzt: dann gehts wie hier! Nun radle man Aufklärung noch!

Röhm schloß aus allen Umständen, daß der Müller beym Schatzheben seyn müsse, und daß eben die Nacht ein Diebstahl ausgeführt werden würde. Röhm war ein heller, kluger Mann, der alle und jede Schatzgräber, Geisterseher, Teufelsbanner, Exorcisten, Wahrsager, Zei-

chendeuter, Nativitätssteller, Astrologen, Gute-Wahrheitssager, Propheten, Kartenschläger, Sympathetiker, und wie das hyperphysische Gesindel noch sonst heißen mag, sammt und sonders für Dummköpfe, Schurken oder Spizbuben hielt, welche darauf ausgingen, leichtgläubige Thoren und unwissende, habsüchtige Pinsel zu betrügen, und sich auf deren Unkosten zu bereichern. *)

Röhm verfolgte seinen Weg auf der Chaussee nicht lange, sondern lenkte rechts ein, und galoppirte aufs nächste Dorf, wo er den Schulzen oder Dorfrichter herauspochte, und ihm kurz sagte: daß in Branders Mühle Spizbuben seyn müßten, die man aber leicht würde fangen können, sobald nur Leute genug dazu da wären. Der Schulz ließ sofort funfzehn handfeste Bauern zusammen rufen, alle mit geladenen Gewehren — wie's in der Pfalz Mode ist, wenigstens sonst Mode war, daß jeder Bauer sein Schießgewehr hatte. —

---

*) Da dachte Röhm auch recht und gescheider, als man zu Berlin unter Friedrich Wilhelm dem Zweyten dachte: denn dieser sonst gutmüthige Fürst wurde von dergleichen hyperursinischen Buben auch nicht wenig gehänselt, selbst zum Nachtheil seiner Unterthanen.

Röhm ließ sein Pferd in des Schulzen Stall, und führte die Bauern selbst zu Fuße an. Fangen wir ja nichts, sagte er, so bezahle ich jedem von Euch zwey Maaß Wein; fangen wir aber die Spizbuben: so erhält jeder auf der Stelle seine fünf Gulden. Mit diesem Versprechen waren die Bauern sehr zufrieden, und versprachen, ihr Möglichstes zu thun.

An der Mühle stellte Röhm die Leute dergestalt, daß die Flucht der Diebe unmöglich wurde. Eine Leiter, welche von außen angelegt war, wurde weggenommen und oben am Thore angestellt, wo Röhm und sechs Bauren überstiegen und, ohne daß sie bemerkt wurden, an die Mühle kamen. Die Thüre derselben stand auf, und Röhm befahl den Leuten, sich still zu halten, bis man Geräusch hören würde. Endlich bemerkten sie, daß schwere Bündel oben aus einem Fenster geworfen wurden, und hörten Flörchen und die zwey Mägde jämmerlich oben um Hülfe schreien.

Nun ist's Zeit, sagte Röhm: geschwinde hinauf! Folgt mir!

Die Bauern folgten, und fanden fünf Spizbuben, welche außer dem Diebstahl auch noch

eine Schändung; und zwar eine gewaltsame, an Flörchen und den Mägden verüben wollten. Sie hatten schon Bettstücke an den Boden der Schlafkammer dazu hingeworfen.

Haltet ein, Kerls, schrie Röhm, oder ihr seyd alle auf der Stelle des Todes! Er zog sein Jagdmesser, und die Bauren hielten ihre Flinten vor. Wie vom Donner gerührt standen die Buben da, und keiner hatte das Herz, auch nur die geringste Bewegung zu machen.

Hole einer die Andern, sagte Röhm zu einem der Bauern; und du Flörchen und ihr Mädchen machet den Uebrigen das Thor auf. Zitternd und bebend gingen die Mädchen mit einem Bauer herunter. Die Spizbuben machten nun Miene, sich zu entfernen; aber auf Röhms Donnerwort: „steht Schurken, oder die Beine werden Euch entzwey geschossen,“ standen sie alle wieder ganz ruhig.

In einer Minute waren die übrigen Bauern auch bey der Hand. Nun wurden die Spizbuben scharf gebunden, und es wurden ihnen die Bärte, Larven und Tücher, womit sie sich unkenntlich gemacht hatten, von den Gesichtern herabgerissen; und siehe da, es waren aus eini-

gen nahen Dörfern lauter bekannte Buben, welche schon lange das Diebeshandwerk getrieben hatten, und schon mehrmals waren zur Strafe gezogen worden.

Nun legten sich die Bösewichter aufs Bitten, und ersuchten den Herrn Röhm, er mögte sie nicht unglücklich machen und gehen lassen: sie wollten dergleichen ihr Lebtage nicht wieder thun. — Daß man auf solche Bitten keine Rücksicht nahm, versteht sich von selbst.

Nachdem alle hinlänglich gebunden waren, ließ Röhm zehn Mann von seiner Begleitung in der Mühle zur Bewachung, und stieg mit den fünf übrigen auf das alte Bergschloß. Sie hatten Mühe, den Keller zu finden, worin der Schatz gegraben wurde. Endlich kamen sie hinein, fanden auch den Müller Brander, dessen Frau und Sohn; aber den Geisterseher und Schatzgräber Marbach selbst fanden sie nicht.

Ich will mich mit der Beschreibung der Scene, die hier vorfiel, nicht aufhalten: diese mögen sich die Leser — denken.

Die Ursache, warum der Geisterbanner nicht erhascht wurde, war diese: Er hatte bis eilf Uhr arbeiten helfen, und versichert, daß nun der

Schatz bald erscheinen würde; doch müßte er vorher noch das Christophs-Gebet unter freyem Himmel beten, um den bösen Feind in der lezten Instanz zur Auslieferung des Schatzes zu nöthigen. Der Müller, noch immer von abergläubischer Habsucht geblendet, dachte nichts arges dabey: denn Marbach war schon öfters hinaus unter den freyen Himmel gegangen, Gebete zu verrichten. Also arbeiteten sie alle drey, Mann, Frau und Sohn unbefangen fort. Aber der Beter blieb ihnen das lezte Mal doch zu lange; und es fing ihnen an unheimlich zu werden, als eben Röhm mit den Bauern hereintrat.

Als Röhm dieses gehört hatte, ließ er eiligst die Gegend um und um durchsuchen; aber vergebens: denn Marbach war fort und blieb fort. Die Spizbuben, seine Helfershelfer, wußten von ihm weiter nichts anzugeben, als daß er aus der Eiffel gebürtig sey, zu Trier Theologie studiert habe, im Lande herumlaufe, sich mit Curiren und Schatzgraben abgebe, und dabey — wie sie sich ausdrückten — den Leuten die Augen auswische. Man schickte ihm zwar Steckbriefe nach; aber welcher noch so kenntlich beschriebne Wicht sollte sich in den ungleichartis-

gen vielen Schlupfwinkeln des heiligen Römischen Reichs nicht bald verbergen, wenn er nur nicht ganz auf den Kopf gefallen ist! —

Als Brander nach Hause kam, konnte er dem ehrlichen Förster nicht genug danken, daß er Flörchen von Entehrung, und ihn von einem sehr beträchtlichen Verlust gerettet hatte. Die Spizbuben hatten, außer den bestimmten 1000 Dukaten für Urolam, auch noch sonst alles andre Geld, alle Kostbarkeiten, Betten, Kleider und Leinenzeug zusammengepackt, und zum Fenster hinabgeworfen.

Seht, Freund, so geht es, sagte endlich Röhm, wenn man zu vorwitzig ist, und Männer, die uns belehren wollen, nicht anhört, oder sie gar als Freygeister verachten will! Gut nur, daß Alles so noch ablief! Gewitzigt wenigstens seyd Ihr nun, und in Zukunft, denk' ich, werdet Ihr Schatzgräbern, Mönchen, Pfaffen und alten Weibern wohl nicht mehr so geradezu glauben und trauen. — Aber diesen braven Leuten (Röhm zeigte auf die Bauern) habe ich jedem fünf Gulden versprochen: die müßt Ihr bezahlen: besser funfzehn Dukaten eingebüßt als tausend, ohne das Uebrige!

Brander war hierzu sehr willig, und erquickte seine Retter, mit Essen und Trinken obendrein noch reichlich.

Dem Schulzen, als dem Oberhaupt der Bauern, wurde der Vorfall angezeigt, und er befahl, die Diebe nach Alzey in das Schloß abzuliefern. Vielleicht hatten die Ertappten den Galgen oder wenigstens lebenslängliche Baustrafe verdient. Aber in der Pfalz war man damals bey Criminalfällen gelinde, zumal wenn der oder die Inquisiten katholisch waren. Beyspiele findet man in meinem Carl Magnus. Katholisch waren nun diese Leute alle: und so ließ man sie, nachdem sie im Mannheimer Zuchthaus einige Jahre gesessen waren, wieder los. — Aber 1787, als ich in jenen Gegenden mich einige Zeit aufhielt, erfuhr ich denn auch, daß sie in der Pfalz herum noch immer diebten und spizbüberten.

Den Müller Brander bangte es arg, daß er in starke Strafe fallen würde wegen des Antheils, den er an einer Schatzgräberey genommen hatte. Aber dafür fand Herr Geheimerath von Koch Mittel und Wege. Man sagte zwar, der Müller habe hundert Dukaten an diesen Blut-

egel spendiren müssen; wenn aber dieß auch so wäre: so konnte er immer froh seyn, daß ihm nichts Aergeres widerfahren war.

Als kurz darauf Doctor Wegele bey Brandern einsprach, rief ihm dieser entgegen: „Nun Herr Doctor, nun hab' ichs gelernt, was das heißt: wer nicht hören will, muß fühlen!“ — Wohl dem, antwortete Wegele, der fürs Lernen noch nicht zu alt ist!

Ende des ersten Bändchens.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian,

Erzählungen und Novellen

Bd.: 1

Leipzig 1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.474-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721492-6
VD18 80303862-001